

Cloth

Der Centurio

Roman aus der Zeit des Messias

von A. B. Routhier.

Ins Deutsche übertragen von

G. J. Wienands M. S. C.

Vere hic homo filius Dei erat.
Mark. XV, 39.



:: Münster in Westf. 1913 ::
Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.



Der Centurio

Roman aus der Zeit des Messias

von A. B. Routhier.

Ins Deutsche übertragen von

G. J. Wienands M. S. C.

Vere hic homo filius Dei erat.
Mark. XV, 39.



:: Münster in Westf. 1913 ::
Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Druck der Aschendorffschen Buchdruckerei, Münster i. W.

Aus dem Vorworte des Verfassers.

Vorliegendes Buch ist ein historischer Roman. Die hauptsächlichsten Ereignisse der messianischen Zeit und die Kämpfe, die sie in Familie und Gesellschaft heraufbeschworen haben, sollen darin möglichst anschaulich geschildert werden.

Der historische Teil hält sich genau an die neutestamentlichen Berichte. . . .

Das Buch hat keinen anderen Zweck, als in den Herzen der Leser das Verlangen nach dem Evangelium zu erwecken.

A. B. Routhier.

Die Evangelien-Texte der deutschen Ausgabe sind durchweg der musterhaften Übersetzung von Beda Grundl entnommen.

Oeventrop i. W., im Dezember 1912.

Der Übersetzer.



Inhaltsverzeichnis.

I. Briefe.

II. Camillas Reisebericht.

V. Der Triumph des Gottessohnes.



I. Briefe.

1. Galiläa.

Cajus Oppius an Tullius.

Da wäre ich schon zehn gute Monate Befehlshaber der kleinen Garnison von Magdala in Galiläa. Rom und meinen teuren Freund Tullius vergesse ich zwar nicht, und doch muß ich gestehen, daß allmählich dieses ferne Land, wo ich mich anfangs wie in der Verbannung fühlte, mich zu interessieren, ja selbst mir zu gefallen beginnt.

Unser Kastell erhebt sich auf einem Felsenhügel am Gestade eines herrlichen Sees, der bei den Galiläern See von Genesareth heißt. Bis hinunter an den Strand breitet sich zu unsern Füßen das malerische Städtchen aus, und zwischen Orangen- und Weingärten schimmern auf den umliegenden Höhen die Landhäuser vornehmer Juden und griechischer Kaufleute.

Unzählige Fischerbarken reihen sich das Ufer entlang aneinander, und welch ein reizender Anblick, wenn sie frühmorgens ihren Flug in die hohe See nehmen, und abends wie große Vögel, die verwundet ihr Nest aufsuchen, mit ermatteten Schwingen wieder heimkehren.

Die Gesellschaft von Magdala ist nicht zahlreich, aber ziemlich gewählt, und huldigt eher leichtfertigen als strengen sittlichen Anschauungen. Was Rom an Zerstreuungen bietet, müssen wir uns hier allerdings versagen, und Wehmut erfaßt

mich jedesmal, wenn Forum und Marsfeld, Thermen, Theater und Zirkus vor meinem Geiste auftauchen. Indes war ich in den Genüssen unsrer überreizten Kultur schon allzu tief verstrickt und freue mich, daß ich mich hier endlich wieder auf mich selbst besinnen kann. Ja ich fühle mich wieder frei in dieser morgenländischen Luft, die sich fortwährend durch Zuströmungen aus der Wüste erneuert.

Land und Leute interessieren mich übrigens aufs lebhafteste. Viel älter sind sie als wir und doch, scheint mir, ungleich jugendlicher. Uns hat die Kultur vor der Zeit verschlissen. Auf kaum sieben bis acht Jahrhunderte blicken wir zurück, das jüdische Volk hingegen auf anderthalb Jahrtausend. Und trotz dieses hohen Alters sind seine religiösen Überzeugungen noch frisch und lebenskräftig, während die unsrigen welk geworden, ich möchte fast sagen, erstorben sind. Wie die Natur, die es umgibt, so scheint auch dieses Volk sich ewiger Jugend zu erfreuen. Und warum auch sollte es altern, zumal sein herrlicher Binnensee, sein Himmel, seine Berge und sein heiliger Strom (der Jordan) stets die nämlichen bleiben, und es sich vor allem mit der unüberwindlichen Hoffnung auf eine große Zukunft kindliche Unbefangenheit und Harmlosigkeit bewahrt hat.

Was sich hier seit mehr als Jahresfrist abspielt, liefert dafür den treffendsten Beweis. Man hört nur von einem Messias, der seit Jahrhunderten erwartet, endlich erschienen sei, um sein Volk zu befreien und das Reich Israel wieder aufzurichten. Schon bei meiner Ankunft erzählte man von einem großen Propheten, Johannes mit Namen, der in der Wüste den Volksscharen predigte und ihnen im Jordan die Taufe spendete. Und jetzt weiß man nicht genug zu berichten von

einem noch größeren Propheten, der in den Synagogen lehren, die Kranken und Gebrechlichen heilen, den Blinden das Licht der Augen und den Stummen die Sprache wiedergeben soll. Bis ich Näheres über diese Tatsachen, die eine tiefgehende Erregung im Volke hervorgerufen haben, erfahren kann, will ich die anziehenden Schönheiten dieses sonnigen Landes bewundern.

Die jüdischen Propheten haben es zur Heimat ihres Gottesreiches aus[illegible]en, und das begreife ich wohl; denn hier am ehesten lie[illegible]e sich ihr Eden, ihr verlorenes Paradies wiederfinden, und sollte das goldene Zeitalter, wie unser Ovid es besungen hat, wiederkehren, so könnte seine Wiege nur am See von Genesareth stehen.

Beginnt nicht zufolge der Schilderung des Dichters das goldene Zeitalter mit dem Anfang der Welt, um zu endigen im Garten der Hesperiden, woselbst ein wunderbarer, mit goldenen Früchten beladener Baum, von einem Schlangenungeheuer bewacht wurde? Woher kannte Ovid diese Legende? Ohne Zweifel hat er seinen Stoff den Dichtungen Hesiods entlehnt. Aus welcher Quelle hat aber der griechische Meister geschöpft? Ich will es Dir sagen, mein Lieber! aus den fünfzehn Jahrhunderte alten Büchern Moses'. Dieser berichtet nämlich, daß Gott dem ersten Menschen einen Lustgarten zum Aufenthalt anwies, ihn jedoch wiederum daraus vertrieb, weil er auf Anstiften des unter Schlangengestalt verborgenen Geistes des Bösen von der Frucht eines wunderbaren Baumes gekostet hatte.

Ist es nicht geradezu merkwürdig, daß Griechenlands älteste Dichter, und selbst unser Ovid, den Vorwurf ihrer Dichtungen über die Entstehung der Welt, allem Anschein nach, den heiligen Büchern der Juden entlehnt haben?

Du glaubst nicht, mit welchem Eifer ich in diesen einzigartigen Büchern das Studium der hebräischen Sprache betreibe! Ich widme demselben alle freien Stunden, die meine Soldatenpflichten mir übrig lassen; und werde ich des Studierens hin und wieder überdrüssig, so besteige ich mein Pferd und unternehme einen Streifzug durch die nähere und entferntere Umgebung.

Galiläa ist kaum hundert Quadratmeilen groß; es zählt beiläufig zweihundert Dörfer, fünfzehn Städte und an drei Millionen Einwohner.

Darunter sind viele griechischer Nationalität, und in einigen Städten überwiegt die griechische Bevölkerung die jüdische sogar bei weitem. Indes, weder das Vordringen ausländischer Elemente, noch die römische Herrschaft haben es vermocht, dem Lande sein jüdisches Gepräge zu nehmen, und noch immer ist es das theokratische System, das in allen Verhätnissen den Ausschlag gibt.

Der Boden des Landes ist fruchtbar und reich an malerischen Schönheiten. Hier gebirgig, dort sanft wellenförmig, bringt er Getreide, Wein, Öl und Feigen hervor; den zahlreichen Herden bietet er üppiges Weideland.

Seinen reizenden See möchte ich vergleichen mit einem Juwel in herrlicher Fassung, dessen Glanz noch erhöht wird durch den Lichtzauber, der über ihn ausgegossen ist.

Stunden- und stundenlang betrachte ich die Fahrzeuge, die ihn nach allen Richtungen durchkreuzen; an Castellamare erinnern sie mich, wo ich meine Kindheit verlebte; und zuweilen vergesse ich fast, daß ich hier im Orient bin.

Es ist wirklich Italias Sonne, die in der Ferne die blendendweißen Segel verklärt, und auf den gekräuselten

Wellen ihre feurig leuchtenden Bahnen zieht; es ist der nämliche, weiß und grau gestreifte, lasurblaue Himmel.

Doch nein; denn werfe ich einen Blick auf die große Straße, so verschwindet Italien, und vor mir liegt wieder der Orient. Die langen Reihen von Kamelen, die auf den großen Karawanenstraßen nach Tyrus, Sidon und Damaskus mit ihrer Last einherschaukeln, die Zelte von Arabern, die heimatlos von einer Lagerstätte zur anderen ziehen, die Hirten, die ihre Schafe an den Abhängen der Berge umherschweifen lassen, die in ihre weiten, grellfarbigen Mäntel gehüllten Juden, die Frauen, die verschleiert mit großen Krügen auf dem Haupte zum öffentlichen Brunnen kommen, die Esel, die hier als Freunde und Begleiter des Menschen erscheinen: sagt dies alles mir nicht deutlich genug, daß ich weit, sehr weit von Rom bin?

Vale! Nonis Novembris.

Im Jahre 780 A. U. C., am 5. November. Magdala.

2. Die Ufer des Jordans.

Cajus Oppius an Tullius.

Ich komme von einem Streifzug zurück, der mich das östliche Jordanufer entlang, durch die wilde und romantische Gebirgslandschaft von Peräa bis an das Tote Meer führte.

Das Tote Meer und der See Genesareth gleichen zwei großen Schalen, die bis zum Rande mit dem Wasser des nämlichen Stromes gefüllt sind. Und doch welche Verschiedenheit zwischen ihnen! Der eine, dessen süßes Wasser herr-

lichen Blumenflor ringsum hervorzaubert, ist voll köstlicher Anmut und duftet wie ein Liebesbecher; das andre dagegen, mit seinem bitteren und schlüpfrigen Wasser, erinnert an den Ingrimmsbecher eines Gottes. Umsonst wälzt sich der Jordan mit reißendem Ungestüm in die bodenlose Tiefe, wo er für immer spurlos verschwindet. Seine geweihten und heiligen Wellen, die in Galiläa Wohlstand verbreiten, werden zu Wassern des Fluches, sobald sie sich in das Tote Meer ergießen, an dessen Gestaden sie die Saat der Verödung und der Trostlosigkeit aufgehen lassen.

Dieses Meer ist in der Tat eine Erscheinung eigentümlichster Art. Um seinen Ursprung zu erklären, muß man meines Erachtens schon zu den heiligen Büchern der Juden greifen, nach deren Bericht vor nahezu fünfundzwanzig Jahrhunderten, an einem Zornestage Jehovahs, der schauerliche Schlund sich auftat und fünf sündige Städte verschlang.

Der unwirtlichen Gegend wandte ich schleunigst den Rücken, folgte dem Westufer des Stromes und konnte nicht froh werden, bis ich endlich den Strand meines schönen galiläischen Meeres wiedersah.

Von meinem Fenster aus genieße ich den Blick auf eine liebliche Bucht, die zwischen Hügeln eingeklemmt, sich ausnimmt wie ein Krug mit zwei Henkeln. Sobald es Nacht wird, eilen die kleinen leichtbeschwingten Boote herbei, als wollten sie darin Verstecken spielen, während Venus am Himmel oben sich aus ihrem Erker herauslehnt und in dem feuchten Zauberspiegel ihr funkelndes Geschmeide bewundert.

Alle unsre ländlichen Gottheiten spenden hierzulande ihre Wohltaten mit ungleich größerer Freigebigkeit als auf unsren heimatlichen Fluren, ungeachtet der Verehrung, die wir ihnen

erweisen, wenn auch diese nicht immer in tiefer Überzeugung wurzelt.

Meine Hausgötter haben mich von Rom nach Palästina begleitet. Sie reihen sich im Kreise um einen kleinen Altar, worauf ich das heilige Feuer unterhalte. Nur an sie allein habe ich noch einen Rest von Glauben bewahrt. Und sie spricht noch zu meiner Seele, die Flamme dieses Herdes, deren lohenden Schein ich des Abends in meinen Träumereien betrachte. Sie ist lebendig, möchte ich wohl sagen, und selbst über meinem Hause wird es licht von ihrem Glanze, als wollte sie meine Seele gleichsam entführen in ein besseres Land, das hoch über dieser Erde liegt. Vesta, die große Vesta, das ist die Gottheit, die ich allen andren vorziehe, weil sie keusch, weil sie jungfräulich ist.

Schweige mir von Venus und Apollo! Gewiß, ihre Statuen schmücken mein Heim, indes, behielte ich dieselben nicht einzig und allein wegen ihres künstlerischen Wertes, so würde ich sie ohne Bedenken verkaufen, nicht an Juden zwar, die solche Gegenstände verabscheuen, gewiß aber an griechische Kaufleute.

Überall, wo ich mich aufhielt, auf dem linken wie auf dem rechten Jordanufer, erzählte man mir von der neuen Religion, die der Prophet von Nazareth dem galiläischen Volke predigt. Was jedoch die Menge begeistert, sind weniger seine Lehren, als die erstaunlichen Wunder, die er allerorten wirkt. Es verlangt mich ihn zu sehen, und vor allem ihn zu hören; möchte ich doch um jeden Preis wissen, mit welchen religiösen Lehren er die Welt beglücken will.

Vale! Magdala, 10. November 780.

3. Venus oder Vesta?

Cajus Oppius an Tullius.

Als ich mich in Rom von Dir verabschiedete, gabst Du mir zu verstehen, daß ohne Zweifel eine reizende Asiatin, oder gar eine schöne Jüdin mir das Exil versüßen würde; und ich mußte Dir versprechen, Dich in meine Herzensgeheimnisse einzuweihen.

Mein heutiges Schreiben hat darum auch nicht an erster Stelle den Zweck, Dich meiner unentwegten Freundschaft zu versichern, als vielmehr Dir ein fast abenteuerliches Vorkommnis zu erzählen, das sich entweder zu einer köstlichen Idylle oder zu einem Trauerspiel gestalten dürfte.

Will Venus mich strafen, weil ich letztens so geringschätzig von ihr schrieb? Oder will Vesta mich belohnen, weil ich ihr Lob verkündete? Noch weiß ich es nicht, immerhin aber möchte ich glauben, daß jene, die mir vorgestern begegnete, keine Priesterin der Cythera, sondern eine Vestalin ist.

Ich kehrte von einem Ritt nach Tiberias zurück, als ich bemerkte, wie abseits in der Zugangsallee einer eleganten Villa ein Mädchen oder eine junge Frau in Begleitung ihrer Dienerin hastigen Schrittes den Hügel hinanstieg. Augenscheinlich flüchtete sie vor einem jungen Menschen, der hinter ihr herlief. Ich beeilte mich, ihr Schuz zu gewähren und brauchte nur mein Schwert zu ziehen, um den zudringlichen Buben zu verscheuchen.

Mit bewegter Stimme dankte sie mir, worauf ich sie bis zur Türe begleitete. Gesenkten Blickes bat sie mich einzutreten; jedoch lehnte ich ab und entfernte mich mit dem

Vorbehalt, mich gelegentlich nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen. Darauf gab sie mir keine Antwort, und als ich gestern hinging, wurde ich nicht empfangen. Du kennst mich, mein Lieber, und weißt, daß ich kein Schwärmer bin; dieses Weib aber hat mich wie geblendet, und, was Dir am unbegreiflichsten scheinen wird, ohne es zu beabsichtigen. Nur hatte ich den Eindruck, als wollte sie den Glanz ihrer Augen verbergen, und von mir als gewöhnliche Frau angesehen werden.

Du wirst vielleicht sagen, das sei der Höhepunkt schlauer Berechnung; doch nein, eher glaube ich an ihre ehrbaren Absichten und an ihre Unschuld, als an die Tugend unsrer Vestalinnen.

Eine schönere Jüdin habe ich bisher im Orient noch nicht angetroffen. Sie ist eine Brünette von anmutiger Gestalt und schlankem, zierlichem Wuchs. Aus ihren schwarzen Augen funkelt der Glanz der unergründlichen Meerestiefe und das Leuchten des Gewitterhimmels. Ihre aufgelösten Haare würden sicherlich bis auf ihre Füße herabfallen. Wer ist sie? Wie steht es mit ihrer Vergangenheit? Warum lebt sie allein mit ihrer Dienerschaft? Ich weiß es nicht, aber ich werde es erfahren. Einstweilen kann ich nur sagen, daß sie ein schönes, vornehmes und verführerisches Wesen ist. Dies scheint sie jedoch entweder nicht zu wissen, oder sie will nicht, daß man es ihr sage.

Bis nächstens.

Magdala, 12. Dezember 780.

4. König und Prophet.

Cajus Oppius an Tullius.

Johannes der Täufer, so heißt der Prophet, den ich in meinem ersten Briefe bereits erwähnte, und der nunmehr auf Befehl des Königs von Galiläa im Kerker schmachtet. Es lohnt sich wohl der Mühe, auf seine Geschichte etwas näher einzugehen.

Galiläa und Peräa stehen, wie Du weißt, unter römischer Schutzherrschaft, und werden von König Herodes, der von seinem Vater, Herodes dem Großen, nur die Laster geerbt hat, mehr oder weniger selbständig regiert.

Vermählt mit der Tochter des Araberkönigs Aretas, hat er sich nicht gescheut, Herodias, seine eigene Nichte und Gattin seines Bruders Philippus, zu verführen, zu entführen und zum Weibe zu nehmen. Die fremde Königin ist zu ihrem Vater zurückgekehrt, und dieser hat geschworen, sich zu rächen und lauert nur auf eine günstige Gelegenheit, gegen ihn loszuschlagen. Unterdessen brüstet sich Herodias mit der neuen Krone und setzt ungehindert mit ihrem nichtswürdigen Buhler das schamlose Treiben fort.

Der Palast, den sie zu Tiberias bewohnen, ist mit verschwenderischer Pracht ausgestattet. Das reizende Tiberias, das seinen Namen zu Ehren unsres Kaisers trägt, ist eine Stadt jüngsten Datums, und wenn es auch von Herodes als kosmopolitischer Sammelpunkt geplant war, hat es dennoch vorwiegend römisches Gepräge. Seine Lage am Galiläischen Meere, in geringer Entfernung von Magdala, ist unvergleichlich, und ich freue mich, daß ich hier im Orient, ganz

in der Nachbarschaft, die Thermen und Theater und Säulenhallen Roms wenigstens im kleinen wiederfinde.

Von dem Lebenswandel ihres Königs sind die Galiläer keineswegs erbaut, aber aus Furcht vor dem grausamen Lüstling haben sie geschwiegen. Das in Ehebruch und Blutschande dahinlebende Paar trotzte mit frecher Stirne dem öffentlichen Gewissen, bis endlich eines Tages, ganz unvermutet, eine machtvolle Stimme sich erhob, die freimütig und entschieden das Ärgernis verurteilte.

Es war die Stimme des Propheten Johannes, beim Volke der Täufer genannt, weil er seinen Jüngern im Jordan die Wassertaufe spendete. Eine solche Gestalt, mein Bester, sieht man nicht alle Tage, und selbst auf dem Forum, wette ich, würde sie Aufsehen erregen.

Stelle Dir einen Mann vor, in welchem sich die Wüste durch ein zwanzigjähriges Einsiedlerleben gewissermaßen verkörpert hat. Ja, zwanzig Jahre lang hat er geschwiegen, und nun ist er plötzlich eine Stimme geworden, eine Stimme so laut, wie man sie nie zuvor gehört hatte. Und nicht allein sein Mund spricht, sondern sein ganzes Wesen, seine Haltung, seine Gebärden, sein Mienenspiel selbst, und alles an ihm ist beredt. Bisher ein Mann tiefsten Schweigens, zeigt er sich nunmehr als das leibhaftige Wort, und fragt man ihn wer er sei, so antwortet er: „ego sum vox“!

Er spricht, wie vielleicht der Mensch in seinem Urzustande gesprochen hat, oder vielmehr, er spricht die Sprache einer geheimnisvollen Welt, die wir nicht kennen, ihm aber in den Visionen seines Wüstenlebens offenbart worden ist.

Das ist der Mann, der es gewagt hat, Herodes Antipas entgegenzutreten. Überall wo das Volk von seiner Predigt

angezogen zusammenströmte, in den Synagogen, an den Ufern des Jordans und selbst in der Nähe des königlichen Hoflagers erscholl sein Weheruf wider den Herrscher und dessen lastervolles Leben.

Die Palastwache hat ihn vor Herodes geschleppt, aber auch dort hat er in Gegenwart der Höflinge, mit bebender Entrüstung seine Anklagen wiederholt; und rücksichtslos hat er dem Königspaare seine Schandtaten vorgehalten.

Außer sich vor Zorn heischte die Königin unverzüglich den Tod des Propheten. Diesem Ansinnen versagte indes Herodes seine Zustimmung, und ließ ihn nach Moab in Peräa auf seine Feste Machärus bringen.

Als ich gestern von einem Ritt über Tiberias hinaus, das etwa sechs Meilen von Magdala entfernt ist, zurückkehrte, begegnete mir bei den Toren der Stadt der unglückliche Prophet, geführt von einer galiläischen Söldnerschar. Er war barfuß, entblößten Hauptes und trug ein grobes, kamelhärenes Gewand. Sein im Winde flatterndes Haar glich einer lichten Strahlenkrone, und funkelnde Blitze leuchteten aus seinen zum Himmel emporgerichteten Augen. Die Soldaten verhöhnten und verspotteten ihn, worauf er jedoch nicht zu achten schien. Sein beredter Mund, der ein ganzes Volk in Erregung versetzt hatte, war vielleicht für immer verschlossen.

So ersticken die Gebieter der Erde den Schrei des empörten, ehrlichen Gewissens und die mutigen Stimmen, die es wagen für Wahrheit und Sittlichkeit einzutreten. Du siehst wohl ein, daß die Welt einer Wiedergeburt bedarf, und höchste Zeit ist es, daß der von den Juden erwartete Messias erscheine.

Vale! Magdala, 20. Dezember 780.

5. Der göttliche Tiberius.

Tullius an Cajus Oppius.

Deine beiden ersten, aus Magdala datierten Briefe, habe ich erhalten und beneide Dich um Dein Los. Es gab eine Zeit, wo ich es für unmöglich hielt, außerhalb Roms leben zu können. Heute aber urteile ich anders; Roms Luft ist mir zu schwer, und seine Genüsse sind mir zum Ekel geworden. Du brauchst dich keineswegs hierher zurückzusehnen, mein Lieber!

Glaube und Sitten fallen der Auflösung anheim. Wir glauben nicht mehr an die olympischen Götter, die allerdings nur Märchengestalten sind; aber die Gottheiten, wodurch wir sie ersetzen, sind noch wertloser, und leider sind es allzu greifbare Wirklichkeiten.

Die alten Götter waren uns nicht unbequem, weil sie dem Reiche der Fabel angehörten, die Götter des Tages aber sind nicht nur lebendig, sondern auch böse. Sie berauben und plündern uns, lassen uns den Druck ihrer Herrschaft fühlen, machen uns zu Sklaven und spähen unsre Handlungen aus. Jupiter heißt heute Tiberius, und auf Capri hat er sich sein Elysium eingerichtet. Dort schwelgt er in unbeschreiblichem Luxus und sinnt nur darauf, seine übersättigten, abgestumpften Gelüste zu befriedigen und durch neue Reize zu kitzeln. Und immerfort brennt der Weihrauch vor diesem wunderlichen und grausamen Götzen. In niederträchtigster Weise umschmeichelt man ihn, und von Künstlern werden seine Bilder dem Volke zur Anbetung dargeboten.

Unterdessen plagt und quält uns ein andrer Gott, den Du kennst: Sejanus. Das Forum ist mit seinen Statuen

angefüllt, und die Senatoren küssen ihm die Füße. Mit wahrhaft teuflischer Geschicklichkeit ebnet er sich die Wege, die ihn auf den Kaiserthron führen sollen. Wer ihm etwa den Zugang versperren könnte, wird schonungslos aus dem Wege geräumt.

Sejanus ist der eigentliche Urheber des an Drusus verübten Giftmordes, und wenn Tiberius allein es noch nicht weiß, so wird er es sicherlich bald erfahren . . .

Die ehrwürdige Gattin des unglücklichen Germanikus, Agrippina, ist mit dem Exil bedroht, und das nämliche Schicksal steht ihren Söhnen bevor. Du siehst also, wie es in der Welt unsrer neuen Götter hergeht. Und kaum besser sind die gewöhnlichen Sterblichen. Die Hagestolzen, wie ich, schrecken vor der Ehe zurück, und die Verheirateten spielen in frevelhaftester Weise mit der Ehescheidung. Die Frauen gleichen mehr und mehr der Treulosen, die Cicero als das Weib mit den vielen Männern bezeichnete (mulier multarum nuptiarum).

Theater und öffentliche Spiele haben es nur auf Untergrabung der Sittlichkeit abgesehen; der Zirkus ist eine Stätte gemeinster Prostitution, und die Frauen, denen man dort begegnet, gehören durchaus nicht alle den niederen Volksschichten an.

Die Tugend ringt mit dem Tode, und die Hoffnung ist schon gestorben. Der Selbstmord ist die einzige Zuflucht, welche den Leidenden noch übrig geblieben ist.

Wie bist Du glücklich, fern diesem Pestherde verweilen zu dürfen! Du findest Erquickung im Studium und in der Bewunderung der schönen Natur. Was Du siehst, ist neu und interessant. Mit einem Volke stehst Du in Berührung, das älter ist als Rom und sich dennoch durch seinen Glauben

und seine Hoffnungen die Jugendfrische bewahrt hat. Du beschäftigst Dich mit der hebräischen Sprache, und die Bücher Moses' gewähren Dir lehrreiche Unterhaltung! Welch ein Genuß für einen Kenner der griechischen und lateinischen Literatur, wie Du es bist!

Schreibe mir öfters, ich bitte Dich darum, und unterrichte mich über alles, was in jenem merkwürdigen Lande Deine besondere Aufmerksamkeit erregt. Lebe wohl!

Roma, 2. Januar 781.

6. Wer ist sie?

Cajus Oppius an Tullius.

Ich habe sie wiedergesehen, meine schöne Unbekannte. Ein Diener hatte mir die Haustüre geöffnet und mir gesagt, daß seine Herrin ausgegangen sei. Ganz mißvergnügt wollte ich mich wieder entfernen, als ich sie am Ende einer Allee ihres Gartens erblickte. Sie kehrte mir den Rücken zu und entfernte sich gemessenen Schrittes. Ein weißseidener, mit schwarzen Streifen durchwirkter Schal zierte ihre Gestalt. Sie ließ sich auf eine steinerne Bank nieder und begann in einer Papyrusrolle zu lesen. Es waren, wie sie mir nachher bekannte, die Weissagungen des Propheten Daniel. Kaum hatte sie mein Herannahen bemerkt, als sie sich erhob und mir langsam entgegenkam. Ihre Mienen verrieten deutlich genug, daß ihr meine Gegenwart mißfiel.

Unangenehm schien es sie zu berühren, daß ich meinen Blick auf sie heftete. Mit kurzen Worten gedachte sie unsrer

zufälligen Begegnung. Wir ließen uns in ein Zwiegespräch ein, aber sie schlug kaum ihre großen Augen auf.

Die schönen Akazien, in deren zierlich geschnittenem Laub die Sonnenstrahlen spielten, beschatteten nur spärlich den Weg, den wir miteinander eingeschlagen hatten; indes meine Anregung, eine mit grünen und roten Blättern bedeckte Laube aufzusuchen, fand nicht ihren Beifall, und sie wandte ein, daß sie sich bald in ihre Gemächer zurückziehen müsse; ich möge ihr nicht weiter folgen.

Du bist vielleicht gespannt zu erfahren, was denn eigentlich den Gegenstand der Unterhaltung bildete. Nichts leider, was einen romantischen Ausgang auch nur von weitem erhoffen ließe. Nochmals dankte sie mir für den Schutz gegen die Zudringlichkeit jenes unverschämten Menschen, und ich meinerseits versicherte ihr, daß ich die Götter preisen wolle, weil , mir Gelegenheit geboten hätten, ein so holdes Wesen kennen zu lernen. Nach einigen Augenblicken tiefen Schweigens entrang sich ihrer Brust ein wehmütiger Seufzer, und sie antwortete:

„Ehrenwerter Ritter, an deine Götter glaube ich nicht"; und mit einer Gewandtheit, die mir Bewunderung einflößte, leitete sie das Gespräch auf religiöse Fragen über.

Sie glaubt nur an einen Gott, Jehovah, und nur an die eine, von Moses begründete Religion. Nur lässig verteidigte ich die Götter Roms, und um auf die Liebe zu kommen, fiel ich ein:

Weiß ich, ob es einen oder mehrere Götter gibt? Den Werken der Gottheit, wie sie immer heißen mögen, gelten meine Huldigungen, und befinde ich mich, wie es mir jetzt vergönnt ist, in der Nähe eines edlen Weibes, so hege ich nur ein Verlangen, es anzubeten.

„Entkleide dieses Wort nicht seiner erhabenen Weihe, Ritter," versetzte sie ernst und streng: „die Anbetung ist Gott allein vorbehalten."

Darauf wandte sie sich dem Eingang ihres Hauses zu und verabschiedete sich mit einer Handbewegung, die besagen wollte: „Gehe mir aus den Augen."

Fürwahr, ein merkwürdiges Weib! Wer mag sie sein? Salve!

Magdala, 4. Januar 781.

7. Mirjam.

Cajus an Tullius.

Ein rätselhaftes Wesen ist meine schöne Jüdin, und alles, was ich über sie in Erfahrung bringen konnte, scheint mir fast unerklärlich. Sie heißt Mirjam und ist gebürtig aus Bethanien, woselbst ihre Familie ein Schloß besitzt. Mit einem Gesetzeslehrer und Synagogenvorsteher von Magdala verheiratet, erlag sie bereits nach zweijähriger Ehe den Verführungskünsten eines der Offiziere unsrer Garnison, welchen Du sicherlich in Rom gekannt hast. Er nennt sich Pandera, und soweit ich mich erinnere, bin ich selbst in Cäsarea mit ihm zusammengetroffen. Der schmählich Betrogene verließ seine tief gefallene Gattin und brachte Pandera bei den Militärbehörden zur Anzeige, worauf der Fehltritt des Schuldigen ohne Verzug durch Strafversetzung geahndet wurde. Die arme Mirjam aber suchte Trost mit anderen. Ihr schlechter Lebenswandel war notorisch; sie war das Ärgernis von Magdala. Ihr Mann ist seitdem gestorben.

Dank ihrer reichen Mitgift war sie in der Lage, großen Aufwand zu machen.

Seit zwei Monaten jedoch hat sie alle, die sie umschwärmten, abgewiesen und ein vollkommen neues Leben begonnen. Ihr letzter Verehrer war ein Grieche, ein junger, wohlhabender Kaufmann, der nämliche, von dessen Zudringlichkeiten ich sie befreite, wie ich Dir bereits im einem der vorigen Briefe erzählt habe. Aber wie soll man diese Änderung erklären? Gerade hier fängt das Geheimnis an.

Mirjam ist dem großen Propheten begegnet, und schon sein erster Blick hat ihre Seele bis auf den Grund erschüttert. War es doch, sagte man mir, ein vorwurfsvoller Blick, ein Blick, der die geheimsten Falten ihres Herzens und ihre verborgendste Schmach bloßlegte, ein Blick, dessen Schärfe sie nicht ertragen konnte. Da hat sie ihre Augen niedergeschlagen, da ist ihre Stirne, die schon längst nicht mehr errötete, vor lauter Scham glühend geworden.

Und als sie wiederum die Augen erhob, sah sie den schrecklichen Blick des Propheten noch immer auf sich geheftet, und auch die Menge, welche den Vorgang bemerkt hatte, strafte sie mit Blicken der Verachtung. Vor Beschämung hat sie die Flucht ergriffen, und fortwährend schaut sie seit jenem Augenblick, sogar in ihren nächtlichen Träumen, den furchtbaren Blick des Gottesmannes. Sie bereut ihre Vergangenheit und erleidet innere Qualen, wie sie ähnliche bisher niemals empfunden hatte. Sie zerfließt in Tränen und will durch ihr künftiges Leben vom Propheten Verzeihung ihrer Sünden erlangen.

Das hatte ich über meine schöne Jüdin in Erfahrung gebracht. Von all dem begriff ich natürlich nicht das ge-

ringste, und ich fragte mich, wie es dabei namentlich mit Wahrheit und Aufrichtigkeit bestellt sein möchte. Ich war nicht einfältig genug, alles blindlings zu glauben, und andrerseits war meine Bewunderung für Mirjam zu groß, als daß ich ihr so leichten Kaufs entsagt hätte. Nicht ohne Mühe gelang es mir, sie wiederzusehen; denn ihr Haus ist jedem Fremden geschlossen. Nur unter dem Vorwand, sie in einer wichtigen Angelegenheit sprechen zu müssen, sowie dank der Mitschuld ihrer Dienerin war es mir möglich, eine Unterredung mit ihr zu erwirken.

Zunächst gab ich mir den Anschein, als sei ihr früheres Leben mir gänzlich unbekannt, und drückte ihr in zartester und rücksichtsvollster Weise meine Bewunderung aus. Mit beredten Worten schilderte ich ihr dann die vollkommene Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und flehte sie an um ein holdes Lächeln oder gar um ein süßes Wort, habe sie mich doch mit ihren Blicken besiegt, und leuchte doch jungfräuliche Reinheit aus ihren Augen.

Während ich gesprochen, hatte sie ihre Augen zu Boden gesenkt. Als sie wiederum aufschaute, las ich darin den Ausdruck tiefster Wehmut. Ihre Lippen umspielte ein bitteres Lächeln, und bescheiden entgegnete sie: „Ritter, du kennst mich nicht; wüßtest du wer ich bin, so würdest du mir gegenüber andere Gesinnungen hegen und anders zu mir sprechen. Ich bedaure von Herzen, daß mein Blick dich getäuscht hat, und gebe dir den Rat, deine Liebe anderen zu schenken; denn ist sie rein, so bin ich ihrer nicht wert, wo nicht aber, ist sie deiner selbst nicht würdig. Zwischen uns beiden sind nähere Beziehungen ausgeschlossen, und als einzige Gunst bitte ich mir aus, mich fortan nicht wieder zu besuchen.“

Sie erhob sich, als wollte sie mir bedeuten, mich zu entfernen, aber ich bat sie, mir noch für einige Augenblicke ein geneigtes Ohr zu leihen, und sagte: – „Mirjam, ich kenne dich, ich weiß um deine Vergangenheit, und dennoch, laß mich dich bewundern, und gewähre mir einen kleinen Anteil an deiner Freundschaft."

– „Du weißt um mein früheres Leben?" versetzte sie errötend, „und weit entfernt, mich darum zu fliehen, fühlst du dich zu mir hingezogen? Centurio, du verlierst die Achtung, welche sich in meiner Seele für dich zu regen begann. Und ohnedies bist du an die unrechte Adresse gekommen: das Weib, welches du deine Liebe anbietest, ist tot, und sei versichert, daß es nie wieder zum Leben erstehen wird. Läßt die Sorge um deine Ehre und deine Stellung dir meine Vergangenheit nicht als Hindernis zwischen uns betrachten, so bleibt mir nur übrig, dir offen zu gestehen, daß eine unaussprechliche Liebe, eine Liebe, die du nicht begreifen kannst, mich für alle Zukunft von jeder andren Liebe scheidet. Kaum habe ich ihn kennen gelernt, und schon habe ich mich ihm mit ganzer Seele hingegeben. Ist er ein Mensch? Ist er ein göttliches Wesen? Ich weiß es nicht. Niemals hat er ein Wort zu mir gesprochen, nur den Saum seines Gewandes habe ich leise berührt. Und doch, von der Liebe, die er mir einflößte, ist mein ganzes Herz erfüllt, und mein Leben gehört ihm ohne Vorbehalt.

Sein Blick allein hat dieses Wunder in mir bewirkt, und ich schwöre dir, daß Mirjam fortan keinen anderen Sterblichen lieben wird."

Sie stand auf, kehrte mir den Rücken und zog sich in ihre Gemächer zurück, während der Diener kam, mich hinauszubegleiten.

Wenn Du meiner spottest, lieber Tullius, so kann ich es Dir nicht verargen; und doch mußt Du zugeben, daß mein Abenteuer nichts Alltägliches ist, und daß es sich der Mühe lohnt, es zu erzählen. Sollten sich weitere Folgen daran knüpfen, so werde ich nicht verfehlen, Dir Mitteilung zu machen.

Magdala, 12. Januar 781.

8. Die Jünger des Propheten.

Cajus an Tullius.

Was ich über den Propheten erfahre, versetzt mich immer mehr in Staunen. Im Volke herrscht der Glaube, er werde das Reich Israel wieder aufrichten, und somit der römischen Oberhoheit über Palästina ein Ende bereiten. Er könnte, wäre es ihm darum zu tun, die Rolle eines gefährlichen Rebellen spielen.

So bi ich denn, in der Absicht über die Person dieses Thronprätendenten, welchen die Bevölkerung des ostjordanischen Berglandes bereits zum König ausrufen wollte, nähere Erkundigungen einzuziehen, im Laufe des gestrigen Tages nach Kapharnaum geritten.

Zunächst habe ich mir die Männer zeigen lassen, die man als seine Jünger bezeichnet. Ihrer fünf oder sechs traf ich am Seeufer. Sie hatten zwei kleine Boote an Land gezogen und waren damit beschäftigt, ihre Netze auszubessern. Ich trat an sie heran und ließ mich in ein Gespräch mit ihnen ein. Es sind anspruchslose Fischer, ärmlich gekleidet und meist ohne Schulbildung.

Einige von ihnen waren bereits Jünger Johannes' des Täufers, von welchem sie auch im Jordan die Wassertaufe empfangen haben. Ich habe sie ausgefragt, und ich versichere Dir, daß es mir keineswegs schwer geworden ist, alles was sie wußten, aus ihnen herauszubringen. Auf meine sämtlichen Fragen antworteten sie mit bewunderungswürdiger Offenherzigkeit.

Es sind offenbar Leute, die nichts zu verbergen haben. Aber das Geheimnis, das ihren Meister umgibt, scheint vor ihren Augen kaum weiter gelüftet, als vor denen der übrigen Menge.

Vorab ging es mir darum zu wissen, wie sie Jünger des Propheten geworden, und aus welchen Gründen sie Johannes verlassen hätten.

– Weil Johannes, antwortete mir einer von ihnen, nur ein Vorläufer war. Er war ein großer Prophet, und wir schätzten uns glücklich, in Bethabara seinen Predigten lauschen zu können. Erhabene Worte waren es, die er zu uns redete, aber zugleich gab er uns zu verstehen, daß ein noch größerer Prophet als er, nach ihm kommen würde. Fragten wir ihn dann, ob er selbst der verheißene Messias sei, so antwortete er: Nein.

Eines Tages nun, als wir uns wieder nach Bethabara zu ihm begeben hatten, dieser hier und ich . . .

– Ich unterbrach ihn, um ihre Namen zu erfahren.

– Dieser hier nennt sich Andreas, antwortete er mir, und ich heiße Johannes.

Eines Tages also, während wir uns bei unsrem Meister Johannes dem Täufer befanden, ging der Prophet Jesus von Nazareth an uns vorüber. Das Antlitz vor Rührung und

Entzücken verklärt, wies Johannes mit der Hand auf ihn und sprach zu uns: „Sehet das Lamm Gottes, sehet, welches hinwegnimmt die Sünde der Welt!" Und er warf sich zur Erde nieder, und wir taten desgleichen. Als wir uns wieder erhoben hatten, wies unser Meister, der so tief ergriffen war, daß er kein Wort sagen konnte, nochmals auf Jesus von Nazareth, den wir den Jordan entlang sich entfernen sahen.

Jener Hinweis sollte bedeuten, daß Er es sei, dem wir fortan zu folgen hätten, und nicht ohne Schmerz trennten wir uns von Johannes dem Täufer.

Ein unerklärliches Gefühl sagte uns, daß in unsrem Leben eine entscheidende Wendung eingetreten sei, und wir vernahmen in unserer Seele einen geheimnisvollen Ruf, dem wir unwillkürlich gehorchen mußten.

So folgten wir denn Jesus von Nazareth von weitem, jedoch wagten wir nicht, ihn einzuholen noch ihn anzusprechen. Da wandte er sich um und fragte uns:

– Was suchet ihr?

– Wir suchen den Messias. Bisher erblickten wir in Johannes den Täufer unsern Meister, weil wir ihn für den Messias hielten. Nun hat er uns aber gesagt, daß du es seiest. Sage uns, Meister, wo wohnest du?

– „Kommet und sehet", erwiderte er uns; und wir sind ihm nachgefolgt.

– Hatte er eine Wohnung? fragte ich weiter.

– Er wohnte zu Kapharnaum, indes jene Nacht schliefen wir am Ufer des Jordans, unter einer Hütte von Palmenzweigen, die wir in den Boden gesteckt und mit den Spitzen, nach Art eines Gewölbes, zusammengebunden hatten. Es

gibt nämlich in dortiger Gegend keine Herberge auf der östlichen Seite des Stromes.

Am folgenden Tage kamen wir mit ihm hierher, und seitdem haben wir ihn nicht mehr verlassen.

– Und die andren Jünger? fragte ich.

– Wie durch Zufall hat er sie am Ufer des Sees angetroffen, und zu einem jeden hat er gesagt: „Folge mir." Und sie sind ihm nachgefolgt.

– Wo befindet er sich heute?

– Hier ganz in der Nähe, in jenem Hause aus Sonnenbrandziegeln, das aus einem Erdgeschoß und einem Obergemach besteht. Letzteres bewohnt der Meister. Er benutzt die Treppe, die, wie du siehst, an der Außenmauer des Hauses angebracht ist.

– Lebt er denn nicht allein?

– Nein; seine Mutter, die Witwe ist, seine Tante, ebenfalls Witwe, und seine Brüder leben mit ihm zusammen.

– Welche Brüder?

– Die Kinder seiner Tante, und seines verstorbenen Oheims.

– Wer war dieser Oheim?

– Es war ein Handwerker, namens Kleophas.

– Und wer ist sein Vater?

– Es war ein Zimmermann. Er ist gestorben zu Nazareth, wo die Familie ungefähr dreißig Jahre gelebt hat.

– Warum hat sie Nazareth verlassen?

– Weil die Nazarener sich gegen den Propheten entrüsteten und ihn töten wollten, als er ihnen verkündigte, daß er der Messias sei.

– Und ihr, glaubt ihr, daß er der Messias sei?

– Wir glauben es.

– Scheint es euch denn nicht unbegreiflich, daß der Sohn eines Zimmermanns der Messias sein könne?

– Ja, aber er hat uns gesagt, daß Gott sein Vater sei.

– Wie kann dies wohl möglich sein?

– Das wissen wir nicht.

– Ihr glaubet also, was ihr nicht versteht?

– Warum nicht? Verstehen muß man, um zu „wissen", nicht aber um zu „glauben".

Es gibt unzählige Dinge in der Welt, die du glaubst, und doch würdest du dich vergeblich abmühen, sie zu erklären. Der eigentliche Gegenstand des Glaubens ist das Geheimnis.

Schon seit vielen Jahrhunderten glaubt das jüdische Volk an Jehovah, ohne ihn zu begreifen: warum sollten wir nicht auch an seinen Sohn glauben, ohne ihn begreifen zu können?

Wenn du unsren Meister kenntest, Centurio, so würdest du ebenfalls glauben. Seine Worte sind nicht, wie sonst Menschenworte sind, und seine Werke zeugen von überirdischer Macht.

Da bemerkte ich, wie eine Frau aus dem Hause des Propheten kam. Sie war schön und hatte, nach dem Äußeren zu urteilen, ein Alter von etwa 45 Jahren. Einen Krug, den sie mit der Hand stützte, auf ihrer rechten Schulter tragend, begab sie sich zum öffentlichen Brunnen, um Wasser zu schöpfen.

– Wer ist jene Frau? fragte ich den Jünger Johannes. Der aber hatte sich bereits entfernt, um der Galiläerin behilflich zu sein, und Andreas antwortete mir statt seiner: Es ist die Mutter des Propheten.

Mein lieber Tullius, kann ich mir auch das Warum nicht erklären, so war ich doch tief ergriffen, beim Anblick dieser

schlichten Handwerkerswitwe; ich mußte mir sagen: das ist keine gewöhnliche Frau.

Als Johannes zurückgekehrt war, nahmen wir unser Gespräch wieder auf, während die übrigen Jünger ihre Netze ausbesserten.

– Und euer Meister? Was tut er in diesem kleinen Städtchen, das er anscheinend zum Stützpunkt seiner Operationen ausersehen hat?

– Oh, seine Operationen, erwiderte Johannes lächelnd, die sind ganz anderer Art als die deinigen; daran ist nichts Militärisches.

– Worin bestehen sie denn?

– Er selbst nennt sich einen Hirten und fügt hinzu, daß er zu den verlorenen Schafen Israels gesandt sei. Dieser Sendung entspricht er in der Tat, seitdem wir ihm nachfolgen; und in seiner Herde, die von Tag zu Tag größer wird, hat er zwei Schäflein, die vor kurzem noch verloren waren, heute aber zu den treuesten zählen. Beide waren in ganz Palästina berüchtigt. Das eine war Photina, die Samaritanerin, und das andere Mirjam von Magdala.

Mirjam von Magdala habe ich kennen gelernt, antwortete ich, doch würde es mich lebhaft interessieren, auch die Geschichte Photinas, der Samaritanerin, zu erfahren. Gelegentlich mußt du sie mir erzählen.

Für den Augenblick indes ist meine ganze Aufmerksamkeit auf euren Meister gerichtet. Trägt er sich wirklich mit dem Plane, das Reich Israel wieder aufzurichten und sich zu dessen König ausrufen zu lassen?

Johannes zögerte mit einer Antwort. Dann aber sagte er mir offen und treuherzig: Wir, seine Jünger, hätten wohl

diesen Wunsch, und ich gestehe, wir sind untröstlich, daß ihm solche Absichten durchaus ferne liegen. Noch kürzlich, als eine große Volksmenge ihn zum König ausrufen wollte, ist er heimlich entflohen; und immer wieder versichert er uns, sein Reich sei nicht von dieser Welt.

– Dieses Wort habe ich schon öfters wiederholen hören. Indes, was soll es bedeuten? Wenn er nicht König von dieser Welt sein will, was für eine Welt ist es dann, wovon er König sein wird?

– Von der Welt der Seelen.

– Und wie gedenkt er alle Seelen zu sich zu berufen?

– Durch sein Wort.

– Ist das alles?

– Durch seine Wunder.

– Und falls sein Wort und seine Wunder erfolglos bleiben?

– Durch sein Blut.

– Was sagst du? Möchte er denn sterben?

– Er sagt es.

– Aber der Tod! Mit dem Tode ist alles aus!

– Er sagt, das sei der Anfang.

– Nach dem Tode wird alle Welt ihn vergessen.

– Er behauptet, daß er dann, im Gegenteil, alles an sich ziehen werde.

– Das hört sich sonderbar an.

– Allerdings.

– Das ist unglaublich.

– Gewiß.

– Das widerspricht der Erfahrung aller Zeiten.

– So ist es.

– Ihr glaubt also nicht daran?

– Ja, wir glauben daran, obschon wir es nicht begreifen.

– Und was soll aus euch werden, wenn er einmal tot ist? Was wollt ihr dann anfangen?

– Das wissen wir nicht. Bevor er stirbt, wird er uns aber wahrscheinlich sagen, was wir zu tun haben, und wir werden es tun.

– Eine wunderbare Hingebung, fürwahr! Und welchen Lohn erwartet ihr?

– Einen Platz in seinem Reiche.

– In seinem Reiche, das nicht von dieser Welt ist?

– Ja.

– Dies alles, erwiderte ich ihm, scheint mir unverständlich, und ich wundre mich, daß ihr euch für die Zukunft keine greifbareren Vorteile zusichern lasset.

– So wie du sprichst auch meine Mutter. Sie hat den Propheten selbst gefragt, was er ihren Söhnen, dem Jakobus und mir, in seinem Reiche zugedacht habe.

– Und was hat er geantwortet?

– Sie wisse nicht, um was sie frage, und daß wir denselben Kelch trinken, wie er, das heißt, wie er leiden und sterben müßten.

– Und ihr seid dennoch gewillt ihm nachzufolgen?

– Ja.

– Wird er überall die nämliche Selbstlosigkeit finden?

– Nein. Kürzlich noch kam ein schlauer und ehrgeiziger Schriftgelehrter, der wohl damit gerechnet hatte, sich in der Gefolgschaft unsres Meisters eine schöne Zukunft sichern zu können. Wohin du immer gehest, sagte er, will ich dir nachfolgen.

Da hat der Meister ihm in die Augen geschaut und geantwortet: „Die Füchse haben ihre Höhlen, und die Vögel des Himmels ihre Nester, der Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt niederlege."

Der Schriftgelehrte hat gut verstanden und ist wieder fortgegangen.

Ein anderer kam und sagte: „Ich will dir nachfolgen, aber zuvor möchte ich noch einige Angelegenheiten meines Hauswesens regeln." Jesus antwortete: „Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tauglich für das Reich Gottes." Und auch dieser ist fortgegangen.

— Euer Meister fordert also von seinen Jüngern, daß sie alles verlassen und sich ihm anschließen, ohne nur im geringsten zu zögern.

— Ja.

— Aber, wovon lebt ihr?

— Von den Erträgen unsres Fischfanges, von dem Vermögen, das einige von uns in die Gemeinschaft eingebracht haben, und von den milden Gaben, die dem Meister zufließen.

— Habt ihr einen Schatzmeister, oder sonst jemand, der eure gemeinschaftliche Kasse in Verwahr genommen hat und sie verwaltet?

— Ja. Da kommt er gerade, nachdem er die notwendigen Einkäufe für morgen besorgt hat. Und er stellte mir den Ankömmling als Judas von Kerioth vor. Es ist ein ausgeprägter jüdischer Typus. Sein äußeres Wesen verrät große Klugheit, aber seinem Blick darf man nicht trauen. Ich müßte mich täuschen, wenn er als Jünger des Propheten keine selbstsüchtigen Zwecke verfolgen sollte.

Zu gleicher Zeit waren vier der anwesenden Jünger

damit beschäftigt, ein Boot in die See zu stoßen, Johannes verließ mich und gesellte sich zu ihnen. Ich schaute ihnen nach, wie sie sich immer weiter entfernten, und kehrte langsam, das Ufer entlang, nach Magdala zurück.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, welche Rolle der Prophet diesen armen Fischern zugedacht hat; eines aber ist jedenfalls sicher: es sind keine Verschwörer, und wohl ebensowenig sinnen sie auf Mittel und Wege, das Joch der römischen Herrschaft abzuschütteln.

Magdala, 10. März 781.

9. Jesus von Nazareth.

Cajus an Tullius.

Endlich, lieber Tullius, habe ich den Propheten gesehen; ich habe ihn predigen hören, und seine Beredsamkeit sowie die Schönheit seiner Züge bewundern können.

Ich werde somit in der Lage sein, Dir einen Begriff von seiner Predigtweise zu geben, und Dir sein Porträt zu zeichnen.

Vor einigen Tagen ritt ich an der Spitze einer Abteilung meiner Legionäre in die Umgebung von Kana, das hinter Kapharnaum liegt, als ich am Abhang eines Berges auf eine große Schar von Männern und Frauen stieß, die gruppenweise auf dem Rasen lagerten, und lautloses Schweigen beobachteten. Auf einer Anhöhe erblickte ich den Propheten, mit weißen Kleidern angetan, und in feierlicher, majestätischer Haltung, wie man sich vielleicht ihren Moses auf dem Gipfel des Sinai vorstellen müßte.

Ich sah, wie er öfters die Arme zum Himmel erhob, ein Zeichen, daß er zu der andächtigen Menge redete.

Um zu verstehen trat ich näher hinzu und mischte mich unter die Zuhörer, die so sehr von den Worten des Propheten hingerissen waren, daß sie mich nicht zu bemerken schienen.

Und ahnst Du wohl, was er zu ihnen sagte? Was mir am meisten aufgefallen ist, habe ich mir sorgfältig ins Gedächtnis eingeprägt. Vernimm:

„Selig die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich!

„Selig die Sanftmütigen; denn sie werden das Land besitzen!

„Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden!

„Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden!

„Selig die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

„Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!

„Selig, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden; denn ihrer ist das Himmelreich!

Merkwürdige Worte, nicht wahr! und vor allem, was für neue Gedanken!

Heißt das nicht, das ganze Lehrgebäude der menschlichen Weisheit umstoßen? Was könnte mit unsrem Denken und Empfinden in schrofferem Gegensatz stehen?

Wie urteilen wir? Selig, nicht die Armen, sondern die Reichen; selig die Lachenden, und nicht die Betrübten; selig, zu deren Gunsten man Recht spricht, nicht jene, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden!

Nach unserem Dafürhalten gehört das Land nicht den Sanftmütigen, sondern den Gewalttätigen, die es an sich reißen. Nicht selig, wer barmherzig ist, sondern wer die Süßigkeit der Rache verkosten kann! Nicht selig endlich die Reinen, selig vielmehr, denen es vergönnt ist, sich allen Genüssen der Liebe und der Wollust hinzugeben!

Das ist die wahre menschliche Weisheit, wie alle großen Philosophen Roms und Griechenlands sie gelehrt und geübt haben.

Wo hat der Prophet von Nazareth seine grundverschiedene Weisheit geschöpft? Und woher kommt es, daß seine Worte auf mich selbst, obschon ich Römer bin, einen so seltsamen und doch wieder so wohltuenden Eindruck gemacht haben? An eine solche Sprache, die wir bei unseren Rednern und Dichtern vergeblich suchen würden, ist unser sinkendes Geschlecht nicht gewöhnt.

Und was ist jenes Himmelreich, in welchem alle Seligkeit denen beschieden ist, die wir für die Unglücklichsten halten?

Wo liegt es, das vollkommene Land, wo endlich das Gesetz der Ausgleichung zur Herrschaft gelangen wird; wo die Weinenden getröstet, die nach Gerechtigkeit Schmachtenden gesättigt und die von reiner Liebe Beseelten mit unaussprechlicher Wonne erfüllt werden?

Er, ohne Zweifel, weiß es. Ich aber bin fest überzeugt, daß es weder das Reich Israel, noch irgend ein anderes Reich auf dieser Welt ist.

Was er predigt, ist eine neue Religion, und eine friedliche, und zugleich durchgreifende, allgemeine, soziale Umwälzung.

Und nicht nur das jüdische Volk will er erneuern, sondern die gesamte Menschheit.

Ein humanitäres, kein nationales Werk will er schaffen. Möge es andere in ihrem Ehrgeize gelüsten, Zepter und Kronen zu tragen, er träumt von edleren Zielen: sein Streben ist, Licht in den Geistern, Glauben in den Seelen und Liebe in den Herzen zu verbreiten.

Das ist, wenn ich nicht irre, der erhabene Traum dieses wunderbaren Mannes, von dessen Lehre die Lehre Platos zurückstehen muß, und der an Beredsamkeit einen Cicero weit übertrifft.

Indes, läßt dieser Traum sich verwirklichen? Soweit mein bescheidenes Urteil gelten kann, ist er durchaus unausführbar, wenn Jesus nur ein Mensch ist.

Und was sollte er anderes sein? . . .

Das alles mein Lieber, ist kaum ein Schatten von der Rede, die ich gehört habe.

Und dann muß man ihn auch gesehen haben!

Es ist von hoher Statur und großer, männlicher Schönheit; von jener Schönheit, die edles und vornehmes Wesen, Einsicht und Kraft zum Ausdruck bringt.

Seine überaus regelmäßigen Züge lassen ihn, wie die Jünger behaupten, seiner Mutter gleichen. Auch hat er deren braune Gesichtsfarbe, die wohl am meisten an reine Weizenkörner erinnert.

Seine breite Stirne ist von üppigem Haarwuchs umflossen, dessen kastanienbraune Farbe den in der Sonnenglut gereiften Weinen des Südens ähnlich ist.

In der Mitte gescheitelt, fallen seine Haare in welligen Locken bis auf seine Schultern herab.

Der Bart ist von der nämlichen Farbe, nicht allzulang und unten spitz zulaufend. In Verbindung mit den Haaren

bildet er einen ovalen Rahmen, welcher die Ebenmäßigkeit seiner Züge erst recht hervortreten läßt.

Was jedoch in seinem Antlitz am wirksamsten zur Geltung kommt und demselben ein besonderes Gepräge verleiht, sind seine Augen. Von tiefem Blau, strahlen sie einen Glanz und Feuer aus, wie die im Finstern leuchtenden Meereswogen.

Wer vermöchte es, in ihre Flammenglut hineinzuschauen? Ihre Blicke sind wie Lichtpfeile, welche die Herzen durchbohren und deren geheimste Schlupfwinkel aufdecken.

Wenn heiliger Zorn ihn überkommt, flößen sie Schrecken ein.

Nun kann ich mir erklären, daß die Verkäufer im Tempel, die doch zahlreich genug und keineswegs furchtsam waren, vor ihm allein die Flucht ergriffen, und auch nicht den geringsten Widerstand versuchten. Nicht die Geißel war es, die sie zitternd auseinandertrieb: sie konnten sich ja mit Knütteln zur Wehr setzen; es war sein furchtbarer Blick, der in ihren Reihen eine wahre Panik hervorrief.

Und doch, welch ein wunderbarer Gegensatz! Herzensgewinnende Milde und Güte leuchtet aus seinen Augen, wenn er Unglückliche, Notleidende und reumütige Sünder vor sich hat.

Strahlen voll Gnade und Erbarmen brechen alsdann aus ihnen hervor, und verbreiten rings um ihn einen anmutigen Zauber.

Seine Stimme zeichnet sich durch Wohlklang aus; seine Gesten sind natürlich und gemessen; in seiner Haltung vermeidet er alles Unedle.

Er ist einfach gekleidet. Er trägt ein langes Gewand von weißer Wolle, und einen weitärmeligen, braunen Mantel, dessen Zipfel er aufhebt und auf der Brust übereinander legt.

Sein Haupt bedeckt er mit einer arabischen Keffije oder einem Sudar, einem Seidentuch, das mittels einer wollenen Schnur um den Kopf festgebunden wird, und zum Schutze gegen die Sonne in Falten über den Nacken herabfällt.

Mit leinenen Bändern geknüpfte Ledersandalen schützen seine Füße gegen die Steine und das Gestrüpp des Weges.

Wie Du siehst, lieber Tullius, vergesse ich nichts, weil ich Dir ein möglichst getreues Bild des Propheten von Galiläa entwerfen will.

Übrigens scheint mir, daß alles an ihm Beachtung verdient. Und wenn er keinen berühmten Namen in der Geschichte hinterläßt, so beweist dies nur, daß die Menschheit seiner nicht wert ist.

Hier in Galiläa glaubt man, daß sich endlich die Weissagung des Propheten Isaias erfüllt: „Das Volk, das in Finsternis wandert, sieht ein großes Licht, und denen, die in umnachtetem Lande wohnen, glänzt ein Licht auf." So geschieht es in der Tat, und das Wort des Propheten von Nazareth ist wahrhaft das große Licht, der große Tag der Menschheit!

Vale!

Magdala, 1. Mai 781.

10. Nochmals Mirjam.

Cajus Oppius an Tullius.

Meine Liebesidylle ist gründlich zu Ende. Ihr Ausgang, der in meinem Herzen eine tiefe Wunde zurückläßt, wird Dir vielleicht weniger rätselhaft erscheinen, wenn Du berücksichtigst, was ich Dir von Mirjam noch weiter zu erzählen habe.

– Es gibt hier einen reichen Pharisäer, namens Simon, der den angesehensten jüdischen Kreisen angehört. Nun ist Jesus vor einigen Tagen nach Magdala gekommen, und Simon, der ihn in der Synagoge angetroffen und hatte predigen hören, hat ihm zu Ehren ein Gastmahl veranstaltet, wozu auch ich, als Befehlshaber der Garnison, eine Einladung erhalten hatte. Ich hatte mich bereits eingefunden, als der Prophet erschien und von Simon mit jener hochfahrenden, kalten, den Pharisäern eigentümlichen Höflichkeit begrüßt wurde. Empfängt hierzulande eine hochgestellte Persönlichkeit einen vornehmen Gast, so ist es Brauch, daß sich die Diener beeilen, ihm die Füße zu waschen und Haare und Bart mit wohlriechenden Ölen zu salben.

Simon ließ dem Propheten gegenüber diese Gepflogenheit außer acht. Wie freundlich er sich auch zeigen mochte, so beharrte er doch in seinem pharisäischen Dünkel, und wollte seinem Gaste keineswegs den Vorrang über sich einräumen.

Jesus schien es nicht zu beachten. Er war gütig, herablassend, liebenswürdig, zuvorkommend gegen alle, und zu Tische nahm er den Platz, welchen Simon ihm anwies. Mehrere seiner Jünger waren ebenfalls zugegen.

Das Gastmahl hatte kaum seinen Anfang genommen, als ich eine schwarzgekleidete, verschleierte weibliche Gestalt in den Saal eintreten sah. Gang und Haltung erinnerten mich gleich an Mirjam; und als sie auf den Knieen liegend ein Gefäß mit kostbarer Salbe öffnete, um sie über die Füße des Propheten auszugießen, erkannte ich sie wieder; sie war es in der Tat.

Du weißt, daß die Orientalen, wie die Römer auch, bei ihren Mahlzeiten, den linken Arm auf ein Polster gestützt,

zu Tische liegen, die Füße nach rückwärts gestreckt. Mirjam hatte sich über die Füße des Propheten gebeugt, benetzte sie mit ihren Tränen, salbte sie mit dem kostbaren Salböl, dessen Wohlgeruch den ganzen Saal erfüllte, und trocknete sie mit ihren aufgelösten Haaren ab. Jesus schien sich nicht darum zu kümmern; aber wir alle waren wie bestürzt, und unser Gastgeber insbesondere war voller Entrüstung.

Wenn Jesus von Nazareth ein Prophet wäre, dachten wir, müßte er doch wissen, daß jenes Weib eine Sünderin ist, deren Leben öffentliches Ärgernis erregt hat, und mit Verachtung würde er sie von sich stoßen.

Schon war Simon im Begriff, dieser, sein pharisäische Anstandsgefühl beleidigenden Szene ein Ende zu bereiten, als Jesus ihm zuvorkam.

– „Simon, ich habe dir etwas zu sagen:

Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner; der eine war ihm fünfhundert und der andere fünfzig Denare schuldig. Da sie aber nichts hatten, um davon zu bezahlen, schenkte er es beiden. Wer liebt ihn nun mehr?"

– „Ich denke, der, dem er mehr geschenkt hat," antwortete Simon.

– Und Jesus darauf: „Du hast richtig geurteilt." Und zu Mirjam gewendet, die noch immer mit tränenbedeckten Wangen ihm ihre Huldigung darbrachte, und die Worte, die gesprochen wurden, nicht zu hören schien, fuhr er fort: „Siehst du dieses Weib? Ich kam in dein Haus; Wasser für meine Füße reichtest du mir nicht, diese aber hat mit Tränen meine Füße benetzt und mit ihren Haaren getrocknet. Einen Kuß gabst du mir nicht, diese aber hat, seitdem sie hereinkam, nicht aufgehört meine Füße zu küssen. Mit Öl hast du mein

Haupt nicht gesalbt; diese aber hat meine Füße mit Salböl gesalbt. Deswegen sage ich dir, ihr werden viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat. Wem aber weniger vergeben wird, der liebt weniger."

Dann sprach er zu Mirjam: „Weib, deine Sünden sind dir vergeben."

Sie stand auf, knüpfte ihr Haar wieder zusammen, und schaute ihm schmerzvoll und beschämt in die Augen.

Voll unaussprechlicher Milde fügte er hinzu: „Dein Glaube hat dir geholfen; geh hin in Frieden!" Und Mirjam entfernte sich unbemerkt und verschwand durch die draußenstehende Menge. Simon hatte das Haupt gesenkt und war nachdenklich geworden. Aus einem Ankläger war er nun Angeklagter, und wie sehr er sich auch gegen die empfangene Lehre sträuben mochte, er mußte sich doch eingestehen, daß sie wohl verdient war.

Mirjam war eine Sünderin, gewiß; aber er selbst, war er nicht auch ein Sünder? Mußte ihm nicht viel verziehen werden? . . . Ja, wahrlich, und soeben hatte Jesus ihm gesagt, daß ihm nicht viel würde verziehen werden, weil er nicht viel geliebt habe.

Die übrigen Tischgenossen, darunter mehrere Pharisäer, konnten sich vor Staunen und Entrüstung nicht fassen. Gott allein, murrten sie, kann Sünden vergeben. Und dieser Mensch wagt es, eine solche Macht zu beanspruchen . . .!

Fast lautlose Stille herrschte gegen Ende des Mahles, und Jesus allein sprach Worte voll Salbung und überzeugender Kraft. Für die Sünder sei er gekommen, erklärte er, und nicht für die Gerechten. Er stimmte das Lob der Barmherzigkeit an und schloß mit der eindringlichen Mah-

nung: „Verdammt nicht und ihr werdet nicht verdammt werden; vergebt und es wird euch vergeben werden; wie ihr andere richtet, so werdet auch ihr gerichtet werden!“

Als er den Saal verließ, warf er mir einen durchdringenden Blick zu, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb; und ihm nachschauend sagte ich mir bei mir selbst: Wenn es auf Erden einen Menschen gibt, der die Sünden vergeben und dem Herzen den Frieden wiedergeben kann, so ist er es, und kein anderer.

Und nun, lieber Tullius, eine unerwartete Lösung. Mirjam hat ihre Villa mit der gesamten, kostbaren Ausstattung und ihre ganzen Liegenschaften verkauft; Simon und einige andere Bürger von Magdala hat sie beauftragt, den Erlös unter die Armen zu verteilen, und sich darauf nach Bethanien bei Jerusalem zurückgezogen, um bei ihrem Bruder zu leben. Mir bleibt nur übrig, das seltsame und berückende Weib zu vergessen.

Wie Du siehst, lebe ich in einem wundervollen Lande und in einer wundervollen Zeit.

Magdala, 1. Juni 781.

11. Cloaca Maxima.

Tullius an Cajus.

Von Deinen Briefen bin ich ganz entzückt, und besonders köstlich finde ich jene Seiten, die mir von Deiner unglücklichen Liebe erzählen. Hast Du wirklich Kummer darüber? Ich glaube es Dir; und doch möchte ich selbst auch so leiden.

Es ist schmerzlich, das begreife ich wohl, irgend ein Ideal erblickt zu haben, und es nicht zu besitzen; aber man hat es wenigstens gesehen, man hat es geliebt, man kann es in idealer Weise auch noch fernerhin lieben. Das ist mit Dir der Fall. Mit mir dagegen sieht es ganz anders traurig aus. Der wahre Schmerz ist, kein Ideal zu kennen, und vor allem, nicht einmal mehr daran zu glauben.

Ach, lieber Freund, welch ein Unterschied zwischen dem Lande, wo Du wohnest und Rom! Hier müßten wir Propheten und Frauen wie Mirjam haben; indes, man würde vergeblich nach ihnen Umschau halten, in der „via sacra" sowohl als auf dem Forum, oder am Ufer des Tibers. Propheten sind das wahrlich nicht, die auf der Straße der Triumphatoren so feierlich einhergehen und zum Kapitol hinaufsteigen. Von Gott wird auf der Tribüne nicht gesprochen, wer sollte das heute noch tun; und die Weiber, die in der Nähe der Thermen umherlungern, würden sich dafür bedanken, das neue Leben Mirjams nachahmen zu müssen.

Ja, Du lebst in einem Wunderlande; zwar haben auch wir unsere Wunder, nur daß sie ganz anderer Art sind.

Tiberius hat seine Mutter Livia aus seiner Umgebung entfernt und jeglichen Einflusses beraubt. Sie ist einsam und verlassen. Der herrliche Sohn, dem zulieb sie Verbrechen auf Verbrechen häufte, ist ihr eigener Henker geworden.

Ich schrieb Dir von den ehrgeizigen Plänen des verschlagenen Emporkömmlings Sejanus. Dieser allmächtige Minister, dieser grausame und tyrannische Diktator hat nun doch im göttlichen Tiberius seinen Meister gefunden, und man munkelt schon, daß seine Tage gezählt seien.

Will der verschmitzte Herrscher sich seiner entledigen, so

braucht er von seiner Zauberinsel Capri aus nur seine geheimen Weisungen an den Senat gelangen zu lassen, und die erlauchte Versammlung wird ihr „Amen" dazu sagen. Unser Pöbel, der gestern noch dem gefürchteten Scheusal zujubelte, wird ihn morgen zu den Gemonien verurteilen und in den Tiber werfen.

Du singst mir eine Idylle, und ich erzähle Dir ein Trauerspiel. Dafür ist auch Magdala keine zivilisierte Stadt, wie Rom.

Glücklich, wer sich aus dieser ehemals so schönen und glorreichen Stadt entfernen kann; denn heute gleicht sie nur allzusehr der „Cloaca Maxima" . . .

12. Drei Pastoralen.

Cajus an Tullius.

Mit wachsendem Interesse studiere ich die Geschichte des jüdischen Volkes, und mit besonderer Vorliebe das Zeitalter der Patriarchen. In diesem zugleich malerischen und fruchtbaren Lande mußte das Hirtenleben, wie es die Patriarchen führten, überaus poetisch und anziehend sein.

Abraham, Isaak und Jakob waren kleine Hirtenkönige, die von den Erträgnissen des Bodens lebten, große Herden hielten und durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft das Land besiedelten.

Jehovah, ihr Gott, besuchte sie, unterhielt sich mit ihnen; und im Vertrauen auf seine Verheißungen waren sie überzeugt, daß sie die Väter eines großen Volkes sein würden.

Die Verehrung, die sie ihrem Gotte erwiesen, war ziem-

lich einfacher Art. Sie bestand hauptsächlich darin, ihm auf ihren Wanderungen Altäre aus zufällig gefundenen Steinen zu errichten und ihm Opfer darzubringen.

Er selbst bezeichnete ihnen die Gebiete, die sie in Besitz nehmen mußten: und waren sie dort angekommen, so schlugen sie ihre Zelte auf, errichteten einen Altar und gruben einen tiefen Brunnen, um sich selbst und ihre Herden mit Wasser zu versorgen. Erst mit der Errichtung eines Altars und der Ausgrabung eines Brunnens galt die Gründung des häuslichen Herdes, und somit auch der Heimstätte des nationalen Lebens als vollzogen. Wie nämlich der erste dieser beiden Akte die Einweihung des Bodens bedeutete, so der zweite die Besitzergreifung desselben.

Solche Brunnen waren im Sommer unentbehrlich; denn war auch das Land im Frühjahr genügend bewässert, so trocknete es doch während der folgenden Monate vollständig aus. Man legte ihnen deshalb Namen bei, die ihre Wichtigkeit in treffender Weise zum Ausdruck brachten.

So hatte Isaak für seine zahlreichen Herden deren mehrere gegraben.

Jener, der sein Gebiet und seinen Wohnsitz kenntlich machte, hieß „der Brunnen des Lebendigen und des Sehenden“. Noch an verschiedenen Orten besaß er andere. Einem davon hatte er den Namen „Zank“ beigelegt, weil die Hirten von Gerasa ihn für sich beanspruchten. Einen zweiten, den man ihm ebenfalls streitig machte, nannte er „Feindschaft“.

Endlich zog er weiter und grub einen dritten, dem er den Namen „Weite“ gab, weil niemand mehr sein Recht auf das erworbene Gebiet anzufechten wagte; einen vierten benannte er „Überfluß“.

Die Wichtigkeit dieser Brunnen im Morgenlande macht es erklärlich, daß sie vielfach in der Patriarchengeschichte jene Orte bezeichnen, wo man sich traf, sei es um ein feierliches Bündnis zu schließen, oder irgend eine Liebesidylle anzuknüpfen.

Wie sind sie doch poetisch in ihrer rührenden Einfachheit, die Pastoralen, die von Isaak und Jakob und ihrer Brautwerbung erzählen, und deren Schauplatz immer in der Nähe eines Brunnens liegt.

Und bedenke, lieber Tullius, daß es sich dabei nicht um erdichtete Legenden, sondern um Geschichte handelt, um Geschichte, die bereits zweitausend Jahre, zwölf Jahrhunderte vor der Erbauung Roms hinaufreicht.

Gedulde Dich ein wenig bei diesen Erzählungen, die ich nach Möglichkeit abkürze.

Abraham ist alt geworden und will seinem Sohne Isaak eine Lebensgefährtin geben; er will aber nicht, daß er sich seine Gattin aus den Töchtern Kanaans wähle, und sendet seinen Hausältesten in seine Heimat Mesopotamien mit dem Auftrag, seinem Sohne ein Weib zu suchen.

Der Hausälteste hat das Vaterland des Vaters der Gläubigen erreicht und macht bei einem Brunnen Halt. Es ist Abend, zur Stunde, wo die Frauen erscheinen, um Wasser zu schöpfen; er aber betet:

„Herr, du Gott meines Gebieters Abraham, füge es, daß die Jungfrau, die auf meine Bitte um einen frischen Trunk ihren Krug neigt und mir zu trinken gibt, jene sei, die du deinem Knechte Isaak ausersehen hast.“

Und siehe da, ein junges Mädchen, schön und züchtig, nähert sich dem Brunnen und füllt ihren Krug. Abrahams

Hausältester bittet um einen labenden Trunk; sie läßt den Krug auf ihre Hand nieder und spricht: Trinke!

Während sie auch seinen Kamelen zu trinken gibt, beobachtet er sie schweigend.

Dann erst fragt er sie nach dem Namen ihres Vaters und erfährt, daß sie Rebekka, die Tochter Bathuels, eine Großnichte Abrahams ist. Und einen goldenen Ring und goldene Armbänder bietet er ihr zum Geschenke an. Von Bathuel und von Laban, dem Bruder Rebekkas, wird er gastlich aufgenommen, die Ehepakte werden vereinbart, und schon am folgenden Tage bricht die schöne Rebekka mit ihren Dienerinnen auf leichtfüßigen Kamelen nach dem Lande Kanaan auf.

Es vergehen einige Tagereisen; eines Abends erblickt sie einen Mann, der Ausschau gehalten hat und endlich die Kamele beim Brunnen des „Lebendigen und des Sehenden" ankommen sieht; der Hausälteste flüstert ihr zu: Das ist mein Gebieter.

Eilends steigt sie ab und hüllt sich in ihren Schleier. Isaak führt die verschleierte Jungfrau in das Zelt seiner Mutter, und der heilige Verfasser schließt die Erzählung mit den Worten: er nahm sie zum Weibe und gewann sie lieb.

Dreißig Jahre später ist es Jakob, der Sohn Rebekkas, der ebenfalls nach Mesopotamien zieht, um sich eine Gattin zu holen, damit die seinem Großvater Abraham und seinem Vater Isaak gemachten Verheißungen in Erfüllung gehen, und er zum Vater einer großen Menge von Völkern werde.

Die Sonne ist untergegangen, und nächtliches Dunkel verbreitet sich über die Erde. Jakob unterbricht seine Reise, er nimmt einen Stein um sein Haupt darauf zu legen und

ſchläft ein, während vom Himmel mild und heiter die Sterne auf ihn herniederſchauen. Ein wunderbarer Traum verſüßt ihm den Schlaf. Er ſieht eine glänzende Leiter, deren Fuß die Erde berührt und deren Haupt bis in den Himmel ragt. Unzählige Engel ſteigen auf und nieder, und oben ſteht Jehovah ſelbſt, der ihm die Verheißungen erneuert, die bereits ſeinen Vater mit Troſt und Freude erfüllt haben.

Er wacht auf und nennt jenen Ort Bethel, „Haus Gottes"; den Stein, der ihm als Pfühl gedient hat, ſalbt er mit Öl und weiht ihn ſo zum Altar; dann bittet er Gott um das Brot, deſſen er für die Reiſe bedarf. Er zieht weiter. In der Heimat ſeiner Ahnen angelangt, erblickt er auf weitem Felde einen Brunnen, der von zahlreichen Herden umlagert iſt.

Kennt ihr Laban, den Sohn Nachors? fragt er die Hirten.

Wir kennen ihn, antworten ſie, und, fügen ſie hinzu, ſiehe, da kommt gerade ſeine Tochter Rachel mit ihren Schafen herbei.

Jakob eilt ihr entgegen, er ſagt ihr, daß er der Sohn Rebekkas, der Schweſter Labans, mithin ihr Vetter ſei, und weinend vor Rührung umarmt er ſie. Du verſtehſt den Grund dieſer Rührung: erinnert ihn doch dieſe Begegnung an die Idylle ſeiner Mutter Rebekka, die ſich beim nämlichen Brunnen einige dreißig Jahre vorher zugetragen hatte.

Und nun iſt es Rachel, die Tochter Labans, die Jehovah dem Sohne Rebekkas zuführt, ein deutliches Zeichen, daß ſie ihm von oben zur Gattin beſtimmt iſt.

Nicht wahr, lieber Tullius, die Paſtoralen unſeres großen Vergil reichen an dieſe bei weitem nicht heran?

Und doch, nicht wegen ihrer Schönheit allein habe ich ſie Dir erzählen wollen; vielmehr, weil ich in dieſen Tagen

die zweite Heimat Abrahams durchstreife, die herrlichen Gefilde Samarias, wo er im Schatten der Eiche Moreh sein Zelt aufgeschlagen, und vor allem, weil ich den Brunnen besuchte, den Jakob einst dort gegraben hat. Eben dieser Brunnen ist vor einigen Monaten der Schauplatz einer anderen Pastorale gewesen, die ich Dir auch noch erzählen muß.

Sie ist weit schöner und idealer als die oben geschilderten, namentlich in Anbetracht dessen, der in derselben die Hauptrolle spielt, und der kein geringerer ist als Jesus von Nazareth.

Augenzeuge war ich dabei allerdings nicht, indes, was ich Dir berichte, erfuhr ich von einem Jünger Jesu, Johannes mit Namen, den ich in meinen früheren Briefen bereits erwähnt habe. Aus Sychar selbst, dem Hauptorte dieser Gegend, schreibe ich Dir, und alle, die ich hier getroffen und ausgefragt habe, bestätigten mir im einzelnen die Angaben, die Johannes, der Sohn des Zebedäus, mir vor mehreren Wochen zu Kapharnaum gemacht hatte. Und gerade infolge des tiefen Eindruckes, den seine Erzählung in mir zurückgelassen hatte, war es, daß ich den berühmten Jakobsbrunnen, der ganz in der Nähe der Stadt liegt, mit eigenen Augen sehen wollte.

Vernimm, was Johannes mir berichtete; ich lasse ihm selbst das Wort:

— „Wir kehrten mit unserem Meister aus Jerusalem zurück und zogen durch das samaritanische Gebiet, um uns wieder nach Galiläa in unsere Heimat zu begeben. Zur Mittagszeit waren wir am Jakobsbrunnen bei Sychar angelangt. Es war sehr heiß, und wir hatten Hunger. Die übrigen Jünger begaben sich in die Stadt, um Lebensmittel zu kaufen. Der Meister ließ sich auf den Rand des Brunnens nieder ...“

Nach dieser Einleitung zögerte Johannes, als müsse er etwas erwähnen, das ein Heide nicht hören durfte. Ich drang in ihn, mir doch alles zu erzählen, und er fuhr fort:

– „Du mußt wissen, daß Jesus von Nazareth ein Nachkomme Jakobs ist, und daß jener Brunnen alte Erinnerungen in ihm wachrief, Erinnerungen, die allen Juden teuer sind, ihm selbst aber ungleich tiefer zu Herzen gingen. Und wisse auch, daß die Sendung seines Ahnherrn in Mesopotamien nur ein Vorbild seiner Sendung hier auf Erden war; denn, sagt er selbst, er sei von seinem himmlischen Vater zu den Menschen gesandt, um eine Braut zu werben, eine mystische Braut, die in ganz übernatürlicher Vermählung ihm zu eigen sein werde.

Den Blick nach Sychar gewendet schien er die Ankunft jener zu erwarten, die ein Typus oder Bild seiner mystischen Braut werden sollte.

Und siehe da, es nähert sich ein Weib, wie einst Rachel, um Wasser zu schöpfen. Aber diesmal ist es keine makellose und keusche Jungfrau, würdig des Bräutigams, der ihr entgegensieht. Es ist eine Verlorene, die öffentlich in wilder Ehe lebt.

Und doch, als sie in die Nähe des Brunnens kam, warf Jesus ihr einen durchdringenden Blick zu und sprach zu ihr:

– „Gib mir zu trinken." Bestürzt erwiderte sie:

– „Wie verlangst du, der du ein Jude bist, von mir zu trinken, die ich eine Samariterin bin? Die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern."

Ohne sich auf diese Bemerkung einzulassen, stieß Jesus einen tiefen Seufzer aus und erhob seine Augen gen Himmel. Dann richtete er sie auf die Samariterin und sprach:

– „Wenn du die Gabe Gottes kenntest, und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken, bätest du ihn wohl und er gäbe dir lebendiges Wasser.“

– „Aber, Herr, entgegnete das Weib, du hast nichts zum Schöpfen, und der Brunnen ist tief. Woher hast du also das lebendige Wasser? Bist du größer als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat?“

– „Jeder, der von diesem Wasser trinkt,“ versetzte Jesus, „wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, wird nicht dürsten in Ewigkeit. Vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe,“ fügte er hinzu, „in ihm die Quelle eines Wassers werden, das in das ewige Leben aufspringt.“

Begriff die Samariterin, was dieses lebendige Wasser, das der Prophet ihr anbot, bedeutete? Offenbar nein. Hatte sie eine dunkle Ahnung von der Wahrheit? Vielleicht. Jedenfalls bekannte die arme Sünderin ihren blinden Glauben, und dieser Glaube ist es, der erlöst.

– „Herr,“ flehte sie, „gib mir dieses Wasser, damit ich nicht mehr dürste und nicht hierher zu kommen brauche, um zu schöpfen.“

– „Geh hin,“ erwiderte Jesus, „rufe deinen Mann und komme hierher!“ Sie antwortete errötend:

– „Ich habe keinen Mann.“

– „Ganz recht hast du gesagt: Ich habe keinen Mann; denn du hast fünf Männer gehabt und der, den du jetzt hast, ist dein Mann nicht.“

– „Herr,“ rief die Unglückliche aus, „ich sehe, daß du ein Prophet bist.“

Und sie befragte ihn über die Grundlage des samaritanischen Glaubens, sowie über den großen religiösen Zwiespalt,

der ihre Volksgenossen von den Juden trennt; denn unwillkürliches Verlangen nach Wahrheit hatte sie ergriffen.

— „Unsere Väter," sagte sie auf den Garizim hinweisend, „haben auf jenem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem sei der Ort, wo man anbeten müsse. Wem muß ich da glauben?"

Eine so lebhafte Sehnsucht nach dem Geschenke Gottes erfreute den Meister, und als hätte er im Tempel eine Menge, begierig seine Lehren zu vernehmen, vor sich gehabt, antwortete er ihr:

— „Weib, glaube mir, eine Stunde kommt, da ihr den Vater weder auf jenem Berge noch zu Jerusalem anbeten werdet. Ihr betet an, was ihr nicht kennt; wir beten an, was wir kennen, denn das Heil kommt von den Juden.

„Aber eine Stunde kommt und jetzt ist sie da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werden; denn solche Anbeter will auch der Vater. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten."

Die Samariterin öffnete Augen und Ohren und bemühte sich, diese Worte aus einer anderen Welt zu verstehen. Sie erriet, was das heißen sollte: „Ob Garizim oder Jerusalem, nichts liegt an Namen und Orten; denn die Anbetung ist kein Werk der Sinne, sondern des Geistes. Du hast nur die Anbetung im Fleische gekannt, während man doch im Geiste anbeten muß." Sie fühlte, daß ein höheres Wesen vor ihr stand, und eine innere Stimme schien ihr zu sagen, daß sie sich vielleicht in Gegenwart des Messias befinde.

Das Geschenk Gottes an diese Erde, war es nicht der Messias? Und wenn er selbst es wäre?

— „Ich weiß, daß der Messias kommt. Wenn dieser nun kommen wird, wird er uns alles verkünden."

Ein so kindlicher Glaube und ein so bereitwilliges Verlangen nach ihm, ließ Jesus nicht länger zögern.

— „Der Messias, ich bin es, der mit dir redet."

Für die Samaritanerin bedurfte es nicht mehr. Nun wußte sie alles, was zu wissen notwendig ist. Nun kannte sie das Geschenk Gottes. Was sollte jetzt noch das irdische Wasser, das sie hatte schöpfen wollen, um ihren Durst zu löschen? Sie vergaß ihren Krug und lief in die Stadt.

Und ganz außer Atem, ri f sie allen, denen sie begegnete, zu:

„Kommt und sehet einen Mann, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe. Ist etwa er der Messias?"

Und dieser Schrei kam ihr so recht aus tiefster Seele, und der Glaube an den erwarteten Messias war unter den Samaritanern so lebendig, daß sie der verrufenen Person, wie niedrig sie auch sonst in ihrer Achtung stehen mochte, folgten und zum Jakobsbrunnen eilten.

Als Jesus sie in ihren weißen Kleidern durch die Felder herankommen sah, sprach er zu uns: „Hebt eure Augen auf und schauet ringsum die Fluren; sie sind schon weiß (Ernte. Nur wenige Monate noch, und sie werden zur Reife gediehen sein."

Zwei Tage blieben wir in Sychar, und nachdem unser Meister daselbst gepredigt, glaubten viele, daß er wahrhaft der verheißene Messias sei.

Was für eine Bewandtnis hat es aber, fragte ich darauf Johannes, mit jener mystischen Ehe, die euer Meister eingehen will?

Johannes erklärte mir alles: Jesus von Nazareth sei der Sohn Gottes, von seinem Vater in diese Welt gesandt, eine

Gesellschaft zu gründen, die alle Völker umfassen und seine mystische Braut sein solle. Er nenne sie seine Kirche.

Eine unzählige Nachkommenschaft werde aus dieser Ehe hervorgehen und ein neues Gottesreich bilden. An die ganze Menschheit ergehe die Einladung, sich demselben anzuschließen. Der Jakobsbrunnen, wo der Sohn Gottes sie erwarte und die Herden sich zur Tränke einstellen, dessen Wasser aber nicht lebendig sei, das sei die Quelle der menschlichen Verirrungen und der falschen irdischen Freuden, deren Wasser den Durst nach Glück, der die Menschheit quält, nicht zu löschen vermöge. Aus dieser Quelle schöpfe sie täglich, in der eitlen Hoffnung, ihre Leidenschaften zu befriedigen; denn wie die Samariterin sei sie in Sünden verstrickt, und das Geschenk Gottes kenne sie nicht mehr. Aber der Sohn Gottes bringe es ihr in seiner eigenen Person, und zwar durch die mystische Vermählung, die er mit ihr feiern wolle.

– Das alles, bemerkte ich dem Jünger, finde ich recht schön, aber auch recht geheimnisvoll.

– Mag sein, gab er zur Antwort, indes, wenn du den Meister gehört hättest, würdest du es wohl begreifen.

Ich frage mich, Tullius, ob Du an dieser Erzählung meines Freundes Johannes Geschmack haben wirst. Meine Idylle mit Mirjam hat Dir allerdings gefallen. Aber, welche Kluft zwischen dieser und derjenigen Photinas, der Samariterin! Immerhin geht aus beiden hervor, daß Jesus von Nazareth nur bestrebt ist, das Weib zu läutern, während die Menschen einzig und allein darauf ausgehen, es zu verderben.

– Lebe wohl, Tullius!

Sychar, 8. Juni 781.

13. Bauer und Philosoph.

Tullius an Cajus.

„O rus, quando te aspiciam?"

Wie oft habe ich mit unserem Dichter Horaz diesen Seufzer ausgestoßen! Endlich ist mein Traum in Erfüllung gegangen, und ich zähle jetzt zu den Bauern von Tibur. In der römischen Gesellschaft konnte es mir durchaus nicht mehr behagen; daß aber einige meiner Freunde zum Isiskult übertraten, hat das Maß meines Ekels vollgemacht. Begreifst Du einen solchen Irrwahn, dem toten Ägypten eine Gottheit zu entlehnen, die damals gelebt hat und noch fabelhafter ist als unsere Olympier?

So habe ich denn Rom verlassen und in den Sabinerbergen, acht Meilen von Tibur, das Landgut gekauft, das einst Mäcen als edler Gönner seinem Freunde Horaz geschenkt hatte.

Ich gedenke hier den Sommer zu verbringen, vielleicht auch noch den Winter. Daß ich mit besonderem Wohlgefallen die Oden und Epoden des Dichters wieder nachlese, ist selbstverständlich, und mit ihm sage ich: Beatus ille qui procul negotiis ... An manchen Stellen finde ich darin mein neues Besitztum beschrieben, und ich muß gestehen, daß er die Farbe nicht allzu stark aufgetragen hat, indes habe ich es noch bedeutend verschönert. Horaz schätzte namentlich einen reizenden Quellbach, dessen Gemurmel ihn entzückte, wenn er im Grase liegend der Ruhe pflegte. Durch eine kaum merkliche Ableitung desselben habe ich einen ziemlich ausgedehnten Weiher

geschaffen und kann mir die Zeit mit etwas Fischzucht vertreiben. Das Wohnhaus habe ich vergrößert und die Zahl der von Akazien umsäumten Rasenflächen vermehrt.

Ich habe Gebüsch und Wiesen, und die Berge ringsum schützen mich so trefflich gegen den Nordwind, daß ich ihnen wohl verzeihe, mir die Aussicht zu versperren.

Es gehört zum guten Ton, für das Landleben zu schwärmen, und es gibt Dummköpfe genug, die sich, dem gebildeten Anstrich zulieb, alljährlich aufs Land zurückziehen und sich dort einige Wochen langweilen.

Mir darfst du aber glauben, daß mein Sinn für die Einsamkeit und die Ruhe, die sie mir gewährt, keineswegs angekünstelt ist. Es mag sein, daß Vergil und Lukrez, die ich viel gelesen, und die meines Erachtens für die ländlichen Reize mehr Verständnis zeigen als Horaz, mir diese Vorliebe vererbt haben. Wahrhaft köstlich ist es, sich gerade hier in ihre Werke zu vertiefen, indes haben die Georgica mich überzeugt, daß ich weder ein zünftiger Landwirt noch ein tauglicher Schafzüchter bin. Vergil war ein Künstler, in Acker- und Forstbau nicht weniger als in Viehzucht; ich dagegen bin nur ein Dilettant, und meine kleine Herde vermag kaum einige Abwechselung in die Landschaft zu bringen.

Die Georgica lassen mich denn auch, trotz aller schönen Verse, ziemlich kalt, und wie es meiner Stimmung augenblicklich entspricht, halte ich mich eher an Cicero, dessen philosophische und religiöse Schriften meine Lieblingslektüre bilden. Überhaupt ist Cicero als Denker und Redner, als Gelehrter und Schriftsteller die höchste Zierde unseres Geisteslebens.

Und doch, was Du mir hinsichtlich des Messianismus schreibst, interessiert mich noch weit mehr. Du würdest sicher-

lich nicht erraten, welches Buch eben jetzt seinen bestrickenden Zauber auf mich ausübt. „Das Buch der Weisheit,“ mein Lieber. Im Ghetto fand ich neulich eine griechische Abschrift davon, und wie mir scheint, enthält es mehr Philosophie als die umfangreichen Werke der Weisen Griechenlands.

Hier einige Stellen, die mich zu ernstlichem Nachdenken bewogen haben:

„Gott hat den Tod nicht geschaffen . . .
Er hat alles zum Sein geschaffen . . .
Denn die Gerechtigkeit ist immerwährend und unsterblich.
Die Gottlosen aber rufen ihn (den Tod) herbei;
Indem sie ihn für einen Freund halten,
Schließen sie ein Bündnis mit ihm,
Sie sind es wert, ihm anheimzufallen.

Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen,
Die Seelen der Gerechten sind in der Hand Gottes;
Den Augen der Unweisen scheinen sie zu sterben . . .
Ihr Scheiden wird von uns für Vernichtung gehalten,
Sie aber sind im Frieden . . .
Nachdem sie ein wenig gelitten, wird ihnen viel Gutes zuteil . . .“

Über diese Worte, deren Klarheit und Bestimmtheit unser Cicero nicht erreicht, nachsinnend, habe ich mich zunächst gefragt, ob nicht die Gerechten allein unsterblich seien, und ob nicht die Vernichtung die Strafe der Gottlosen sein müsse.

Doch nein. Das wäre für sie keine Züchtigung, und wenn sie den Tod herbeirufen, so ist es nur, weil sie hoffen, er werde sie vernichten.

Darum fügt auch die Weisheit hinzu: „Die Gottlosen aber werden ihrer Denkart gemäß Strafe erdulden . . .“

Die Unsterblichkeit ist also das höchste Gut, das Gott allen Menschen gegeben hat; wird sie zum höchsten Übel der Gottlosen, so müssen diese es sich selbst zuschreiben.

Das ist wahrhaft tiefe, wahrhaft erhabene Philosophie. Wie sinkt doch Horaz in meiner Achtung, wenn ich mich seiner fruchtlosen Klagen über den Tod und der daraus gefolgerten Rechtfertigung seines vergnügungssüchtigen Lebens erinnere!

Solltest Du mit dem Propheten von Nazareth in Berührung kommen, so veranlasse ihn, sich einmal über das große Geheimnis des Todes auszusprechen, und berichte mir, was er darüber sagt.

Tibur, 2. Mai 781.

14. Eine Totenerweckung.

Cajus a Tullius.

Ein Wunder folgt dem andern, und ich frage mich, ob ich noch in der Wirklichkeit oder in einer Märchenwelt lebe.

Wollte ich Dir alles erzählen, was der Prophet in Gegenwart der Scharen, die ihm nachfolgen, sagt und tut, ich hätte Dir ganze Bände zu schreiben. Es ist eben unmöglich. Jedoch mit Recht würdest Du mich tadeln, wenn ich es unterließe, Dir jene außergewöhnlichen Begebenheiten zu berichten, die sich rein zufällig vor meinen eigenen Augen abspielen.

Und nun ein Ereignis dieser Art, wie ich es gestern abend, bei hereinbrechender Dämmerung, selbst mitangesehen habe.

Ich kehrte mit einigen Legionären von einem längeren Ritt in die Umgebung von Nazareth zurück. Den Flecken Naim, der in einem stillen, reizenden Tale am Fuße eines

Berges liegt, hatten wir bereits hinter uns. Während unsere Pferde auf der gewundenen Straße langsam einhertrabten, erblickten wir vor uns einen Leichenzug, der sich zum Friedhof des Städtchens bewegte und den sanften Abhang des kleinen Hermon hinanstieg.

Nichts ist mehr dazu angetan, in wehmütige Stimmung zu versetzen, als ein orientalisches Begräbnis. Wir schlossen uns schweigend dem Geleite an. Er war ein langer Zug in schwarzen, schleppenden Gewändern, Männer und verschleierte Frauen, die Klagelaute ausstießen und eintönige Trauerpsalmen sangen. Der mit einem schwarzen Tuche bedeckte Leichnam lag auf einer Bahre, die von vier Männern getragen wurde. Was den herzzerreißenden Eindruck des Schauspiels noch erhöhte, war die lärmende, kunst- und harmonielose Musik, die das Klagegeschrei begleitete. Bald wurden in einer Mulde, zu unserer Linken, die weißgetünchten Gräber eines alten Friedhofes sichtbar.

Ich dachte an unsere herrliche Via Appia mit ihren prunkvollen Grabdenkmälern, und dieser schroffe Gegensatz berührte mich peinlich.

Aber unsere Via Appia sah niemals und wird auch niemals sehen, was alsdann meinen Augen zu schauen vergönnt war.

Einige hundert Schritt vor uns tauchte plötzlich oben auf der Anhöhe ein anderer Zug auf, der uns entgegenkam. Es war eine große Schar von Männern, Weibern und Kindern. An ihrer Spitze erkannte ich in seinem weißen, faltenreichen Gewande den Propheten von Nazareth.

Bei diesem Anblick schauerte ich unwillkürlich zusammen. Ich ahnte keineswegs, was geschehen sollte, und wenn auch jene Schar auf einen Leichenzug stieß, so lag darin noch nichts

Ungewöhnliches. Und doch fühlte ich, daß diese unerwartete Begegnung des Propheten mit dem Tode ein Ereignis bedeutete.

Von seiner Macht über die Natur hatte er schon zahlreiche Beweise geliefert, indes, was vermochte er angesichts des Todes, des ewig unbesieglichen Feindes?

Würde er es wagen, ihm zu gebieten, wie er dem sturmgepeitschten Meere geboten hatte?

In sein Leichentuch gehüllt, das Haupt auf einem rotseidenen Kissen, unbedeckten Antlitzes, schlief der Tote, der einzige Sohn einer Witwe, seinen letzten Schlaf.

Nichts störte ihn mehr, weder das Schluchzen seiner Mutter noch das laute Weinen der Totenkläger, weder die schrillen Mißklänge der Blechinstrumente, noch die eintönigen Psalmodien der Sänger, noch die gemessenen Schritte der Träger.

Das Buch seines Lebens war verschlossen und versiegelt. Es war der ewige, der schreckliche Frieden.

Und wie er nichts mehr sah, so hörte er auch nichts mehr. Undurchdringliche Finsternis hatte sich über seine Augen gelagert. Und dennoch schaute er für immer das Jenseits, die unbekannte Welt, wo er nie wieder erblinden würde. Aber was sah er dort? Das wußte niemand auf Erden. Oder war das große Geheimnis dem Propheten vielleicht enthüllt worden?

Um der untröstlichen Mutter ihren Sohn wiederzugeben, genügte es jedoch nicht, das Geheimnis des Todes zu kennen; dazu bedurfte es auch der Macht, von den Toten zu erwecken; und schon fragte ich mich, ob Jesus von Nazareth den Beweis erbringen wolle, daß er die Auferstehung und das Leben sei.

Da sah ich, wie er plötzlich seine beiden Hände erhob, um dem Leichenzuge Halt zu gebieten.

In der Menge entstand eine unbeschreibliche Erregung.

— Der Prophet! Der Prophet! schrieen alle durcheinander, und in dichten Scharen drängte man sich an ihn heran, während er sich der Bahre näherte, die man inzwischen auf die Erde niedergelassen hatte.

Aus unmittelbarer Nähe konnte ich von meinem Pferde herab den ganzen Vorgang überschauen.

Der verworrene Menschenknäuel teilte sich, um der unglücklichen Mutter, deren einzigen Sohn man zu Grabe trug, Platz zu machen. Sie warf ihren Schleier zurück und blickte flehend mit ihren geschwollenen, verweinten Augen zum Propheten auf; kein Wort brachte sie über ihre Lippen. Der größte Schmerz hat keine Worte. Jesus selbst schien tief gerührt. Weine nicht mehr, sprach er zu ihr, und seine Rechte über die Bahre ausstreckend, heftete er den Blick auf das starre Antlitz des Toten. Atemlose Stille herrschte in der Menge. Plötzlich rief er mit lauter Stimme:

— „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!"

O Tullius, wirst Du es glauben? Der Tote stand auf, und der Prophet nahm ihn bei der Hand und übergab ihn seiner Mutter mit den Worten: „Weib, hier hast du deinen Sohn wieder."

Im ersten Augenblick war das Volk vor Staunen wie gebannt, dann aber brach ein Sturm der Begeisterung und freudigen Jubels aus. Während die einen sich vor dem Propheten niederwarfen und seine Kniee umfaßten, ergriffen andere seine Hände und bedeckten sie mit ihren Küssen. Und immer wieder jauchzte man ihm zu: „Hosanna! Hosanna! Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht!"

Gerne hätte auch ich den Propheten meiner Bewun-

derung versichert, allein es war mir nicht möglich, in seine Nähe zu gelangen.

Die Verwandten und Freude des Jünglings nahmen ihn in ihre Mitte und zogen unter Freudengesängen nach Naim zurück.

Wir alle waren von heftigen Gemütsbewegungen überwältigt, und schweigend und unbeweglich folgten wir noch raume Zeit mit unseren Blicken der triumphierenden Menge.

– Quis est iste? fragten mich endlich meine Reiter. Ich wehrte ab, um ihnen zu bedeuten, daß ich ihre Frage nicht beantworten könne, und, lieber Freund, an Dich selbst richte ich die nämliche Frage: Quis est iste vir? Wer ist jener Mensch?

Es war bereits dunkel geworden, als wir in gestrecktem Galopp unseren Ritt nach Magdala fortsetzten, während das Jauchzen des Volkes, das mit dem Propheten in Naim einzog, noch aus der Ferne zu uns herüberhallte.

Und während wir beim Schein der ersten Sterne dahinritten, blieb ich in Erwägungen versunken über die großen Rätsel des Lebens und des Todes, und ich sagte mir, daß weder Sokrates noch Plato sie gelöst haben.

Wohl sagt unser Cicero, der größte aller Römer, daß der Geist nach dem Tode fortlebe, und zwar um so vollkommener als er von den Fesseln des Leibes befreit sei. Aber was ist dieser Geist, den wir auch Seele nennen? Und was für ein Leben ist dieser Seele eigen, wenn sie vom Leibe getrennt ist? Wohin geht sie nach dieser Trennung?

Können wir noch mit ihr verkehren, und wie? Das sind Fragen, worauf weder Cicero noch irgend ein anderer Philosoph eine Antwort gefunden haben. Einer aber muß es wissen, Jesus von Nazareth, hat er es doch vermocht, einem Leichnam die Seele wiederzugeben, die bereits ent-

flohen war. Er muß zu den Seelen der Verstorbenen Beziehungen unterhalten, wie hätte sonst die Seele des Jünglings seine Stimme vernehmen und ihm gehorchen können.

Und dieser Mensch, überragt er nicht alle Philosophen, wenn nicht gar die gesamte Menschheit? ...

Magdala, 20. Juni 781.

15. Neue Wunder.

Cajus an Tullius.

Seit meinem letzten Briefe, lieber Tullius, sind bereits etliche Monate verflossen, ich habe Dir daher gar manches zu erzählen. Mirjam werde ich nun bald vergessen haben. Ich hatte geglaubt, daß ich schon nach einigen Tagen nicht mehr an sie denken würde, denn schließlich war es doch keine Liebe im strengen Sinne des Wortes, was mich zu ihr hinzog, und sobald ich um ihre anstößige Vergangenheit wußte, hätte ich sie verachten müssen. Doch nein, das Menschenherz hat seine Rätsel, und ist es einmal gefangen, so bedarf es mühsamer Anstrengung, um die Stricke zu zerreißen.

Was ich in letzter Zeit erfahren habe, beweist übrigens, daß Mirjam eine auserwählte Seele ist. Ihr großes Herz hatte ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Liebe; aber es war viel zu weit, als daß rein menschliche Liebe es hätte ausfüllen können. Da sie in ihrem Gatten das erträumte Ideal nicht fand, suchte sie es mit dem nämlichen Mißerfolg anderswo, bis endlich der Prophet ihr eine Liebe offenbarte, die ich nicht kenne und sie selbst auch nicht kannte, und die

sich ihrer ganzen Seele bemächtigt hat. Denn es läßt sich nicht mehr in Zweifel ziehen, und ganz Magdala bezeugt es, daß die Liebe Mirjams zum Propheten eine durchaus ideale, geistige, übernatürliche Liebe ist. Nicht den Menschen liebt sie in ihm, sondern den Gesandten Jehovahs, das geheimnisvolle Wesen, das sich auf seine himmlische Sendung beruft, um hier auf Erden das Reich Gottes zu errichten.

Befremdet es Dich, lieber Tullius, daß ich Dir solches schreibe, so bedenke nur, daß ich bereits seit Monaten in einer Atmosphäre lebe, die von Zeichen und Wundern gesättigt ist, und die auch mich ganz durchdrungen hat.

Kapharnaum, wo der Prophet sich gewöhnlich aufhält, ist etwa zwei Stunden von Magdala entfernt; Du begreifst somit, daß alles, was er dort zum Staunen der Bevölkerung wirkt, unverzüglich zu meiner Kenntnis gelangt. Und wahrlich, es sind unglaubliche Dinge.

Nicht allein die Kranken, die Gebrechlichen, die Tauben, die Stummen, die Blinden, die Aussätzigen heilt er, seltsamerweise macht er auch die Seelen gesund. Schlechte Menschen verwandelt er in gute. Aus verlorenen Geschöpfen, wie Mirjam und Photina, macht er Frauen, die sich durch vorbildliche Tugend auszeichnen. Was sage ich? Den bösen Geistern selbst gebietet er, wie wir unsren Sklaven gebieten, und sie gehorchen ihm, weil sie ihm nicht zu widerstehen vermögen.

Zwar stehe ich da vor einer geheimnisvollen Tatsache, die zu erklären ich außerstande bin, indes niemand zweifelt an ihrer Wahrheit, denn Tag für Tag wiederholt sie sich vor einer Menge von Augenzeugen.

In großer Anzahl gibt es hierzulande jene Unglücklichen, die vom bösen Geiste besessen sind, Menschen, die sich selbst

nicht mehr in ihrer Gewalt haben, die gegen ihren Willen, unbewußt und sogar unter heftigen Schmerzen alles tun, was der Geist des Bösen ihnen einflößt.

Es versteht sich von selbst, daß sie nicht aus eigenem Antrieb zum Propheten kommen, um befreit zu werden. Man muß sie ihm gewaltsam zuführen. Sie erheben alsdann ein lautes Geschrei: „Willst du uns verderben? Laß uns in Ruhe! Wir kennen dich: du bist der Sohn Gottes!

Und der Prophet, dessen Sprache sonst unermeßliche Sanftmut verrät, befiehlt dem bösen Geiste mit drohender Stimme: „Schweige und fahre aus diesem Menschen!" Und die Ärmsten sind befreit.

Diese Erscheinung möchte ich Dir zum besonderen Studium empfehlen. Besteht vielleicht zwischen den bösen Geistern, die hier so großes Unheil stiften, und den Wahrsagegeistern, die sich einst unserer Sibyllen und Pythien bemächtigten, irgendwelche Verwandtschaft? . . .

Auch die Natur gehorcht dem Propheten von Nazareth.

Nachdem seine Jünger die ganze Nacht hindurch vergeblich gefischt haben, besteigt er das Schifflein Simons und heißt ihn, noch einmal das Netz zum Fange auszuwerfen. Und sieh' da, in solcher Menge stürzen die Fische sich hinein, daß zwei Boote kaum ausreichen, sie an Land zu bringen. Darauf kündigt er Simon seinen künftigen Beruf an: Von jetzt an wirst du Menschenfischer sein!

Ein anderes Mal ist das Meer vom Sturme aufgewühlt, und seine Jünger schweben in Gefahr unterzugehen. Er ruft ihm zu: Beruhige dich! Und es glättet sich wie ein Spiegel.

Vor etlichen Wochen befanden sich die Jünger auf der Heimfahrt nach Kapharnaum. Ihren Meister hatten sie in

Peräa zurückgelassen. Es war finstere Nacht. Mit Anspannung aller Kräfte kämpften sie gegen den Wind, der die See aufpeitschte. Es wird immer stürmischer; die Wellen schlagen über Bord. Die Jünger glauben sich verloren. Plötzlich gewahren sie in der nächtlichen Dunkelheit eine weiße Gestalt, die auf der Flut einherschreitet.

Die Jünger erschrecken noch mehr; ein Gespenst, ein Gespenst! schreien sie entsetzt. Ich bin es! antwortet die lichte Erscheinung. Fürchtet euch nicht!

– Herr! erwidert Simon Petrus, heiße mich zu dir kommen.

– Darauf Jesus: Komme!

Und Petrus geht auf dem Meere wandelnd dem Meister entgegen.

Wie Jesus das Schifflein bestiegen hat, ist nicht nur der Sturm besänftigt, sondern auch das Schifflein selbst hat im nämlichen Augenblick das Gestade von Kapharnaum erreicht.

Diesen Berichten, die mir von verschiedenster Seite bestätigt wurden, kann ich hier mein eigenes Zeugnis beifügen. Denn auch ich kam in jener Nacht über den See von Genesareth. Ich hatte Kersa, eine kleine römische Ansiedelung auf dem östlichen Seeufer, besucht. Aus Südwesten wehte eine leichte Brise, und meine vier Ruderknechte vermochten nur langsam mein Boot gegen die Windströmung voranzubringen. Undurchdringliche Finsternis bedeckte mit einem Male den nächtlichen Himmel, und es entfesselte sich ein wilder Orkan. Es war unmöglich ein Segel zu hissen; wir versuchten durch angestrengtes Rudern den Strand zu erreichen; allein vergeblich, der Sturm tobte immer schrecklicher. Schon hielten wir uns für verloren, als plötzlich, wie

mit einem Schlage, der Wind sich legte und das Meer sich beruhigte.

So rasch und unvermittelt war diese Änderung vor sich gegangen, daß sie mir unerklärlich und mit allen Naturgesetzen in Widerspruch geschienen hatte. Als ich dann tagsüber in Kapharnaum anlangte, erzählte mir ein Jünger des Propheten, was sich während der Nacht zugetragen hatte. Es ist seine Darstellung, die ich oben möglichst treu wiedergegeben habe.

Noch eine Begebenheit muß ich nachtragen, die mir zu Kersa erzählt wurde, als ich mich eben zur Überfahrt nach Kapharnaum anschickte.

Denke Dir, am selbigen Tage hatte der Prophet nicht weit von Bethsaida Julias fünftausend Mann, ohne die Frauen und Kinder zu zählen, mit fünf Broten und zwei Fischen gesättigt.

Hat die Macht dieses Menschen denn gar keine Grenzen? Gebietet er den Elementen, den Kräften der Natur, der Gesundheit, dem Leben und selbst dem Tode, und besitzt er die gleiche unumschränkte Gewalt über die Leiber, die Seelen und die bösen Geister, so ist er offenbar ein übermenschliches Wesen.

Magdala, 6. Oktober 781.

16. Das Drama von Machärus.

Cajus an Tullius.

Weder Idyllen noch Pastoralen habe ich Dir heute zu erzählen, dafür aber ein Drama, wie es schauriger kaum gedacht werden kann.

Du erinnerst Dich gewiß des Propheten Johannes, der öffentlich den König Herodes des Ehebruchs und der Blutschande bezichtigt hatte und vor Jahresfrist zu Machärus eingekerkert wurde. Mit dieser Strafe war die Königin Herodias keineswegs befriedigt, aber sie verheimlichte ihren Groll und verschob ihre Rache.

Nun hat der König vergangene Woche seinen Geburtstag feiern wollen, und auf Bitten der Königin haben die großen Festlichkeiten auf dem Schlosse von Machärus stattgefunden. An die hohen Staatsbeamten und die vornehmsten Offiziere sowohl des königlichen Heeres als der römischen Garnisonen waren Einladungen ergangen, und für meine Person habe ich geglaubt, einer solchen Folge leisten zu müssen.

Machärus ist zwei starke Tagesritte von Magdala entfernt. Es liegt in überaus malerischer Gegend, in einer Landschaft, wo die Erinnerungen aus der wunderbaren Geschichte des jüdischen Volkes sozusagen aufeinanderstoßen.

Die wilde und zerklüftete Natur illustriert so recht jene wechselvollen Ereignisse und bildet dazu einen passenden Rahmen.

Die Berge täuschen aus der Ferne gesehen babylonische Riesenbauten vor, die im buntesten Gewirre durcheinander liegen. Tiefe, schaurige Schluchten mit unheimlichen, finsteren Höhlen, die wie Schrecknisse von Schuld und Strafe anmuten, durchziehen das granitene Urgestein.

Jene schroffen Höhen sahen die israelitischen Stämme auf ihrem Eroberungszuge in das Gelobte Land, als Josue mit seinen siegreichen Scharen die Moabiter vor sich hertrieb.

In blauer Ferne erscheinen die Umrisse des Nebo, wo Moses, der Befreier des Volkes aus ägyptischer Knecht-

schaft, seine letzte Ruhestätte fand. Abwechselnd hatten Baal und Jehovah ihre Altäre in jener rauhen Bergwelt, und als die Kinder Israels in die babylonische Gefangenschaft geführt wurden und wiederum, als sie in das Land ihrer Väter zurückkehrten, schleppten sie sich mühsam durch die unwirtliche Gegend.

Am zweiten Tage gestaltete sich unser Ritt weniger angenehm, denn plötzlich überraschte uns ein schreckliches Gewitter. Es regnete und hagelte und Blitz auf Blitz durchzuckte die Atmosphäre. Wir waren erschöpft und bis auf die Haut durchnäßt, als wir endlich bei hereinbrechender Dämmerung vor den zinnengekrönten Mauern von Machärus anlangten.

Ein Flügel des Schlosses, der eine tiefe Schlucht überragt, wurde uns zur Wohnung angewiesen. Unten im Abgrund tost ein gischtsprühender Sturzbach, der sich in das Tote Meer ergießt.

Dank der gewaltigen Einsenkung, die sich das reißende Wasser allmählich gegraben hat, schimmert wie geschmolzenes Blei ein Stück jenes seltsamen Meeres von weitem herüber.

Chusa, der Oberhofmeister des Königs, der mit der Aufwartung der Gäste betraut war, stellte mich seiner Gattin Johanna vor, die sich angelegentlichst nach Jesus von Nazareth erkundigte. Ich erzählte ihr alles, was ich über ihn erfahren hatte. Mit lebhaftestem Interesse hörte sie mir zu, und als ich mich von ihr verabschiedete, entließ sie mich mit den Worten: „Ich meinesteils glaube, daß er der verheißene Messias ist.“ Darauf führte mich Chusa durch das Schloß und seine Nebengebäude. Machärus ist eine, wenn auch düstere und unfreundliche, so doch wahrhaft königliche Residenz.

Nachdem wir die dem Publikum offenstehenden Räumlichkeiten in Augenschein genommen hatten, betraten wir die Warte, einen runden, massiven Turm mit starker Brustwehr, der als Kerker dient und zugleich den furchtbarsten Punkt der gesamten Festungswerke bildet.

— Habt ihr Gefangene hier? fragte ich den Oberhofmeister.

— Mehrere, gab er mir zur Antwort. Die meisten darunter sind Räuber und Mörder; aber der namhafteste von allen ist ein Mann, der als der „Prophet" bekannt ist.

— Was für ein Prophet?

— Johannes der Täufer, der sich als den Vorläufer des Messias ausgibt; ein außergewöhnlicher Mensch, das läßt sich nicht leugnen.

— Dürfte ich ihn wohl sehen?

— Warum nicht! Eben jetzt stehen wir vor seinem Verließ; tritt ein! Und angelweit öffnete der auf Wache stehende Soldat die knarrende Türe.

Das Verließ war ein dumpfes Loch. Nur ein einziger Lichtstrahl konnte durch eine enge Scharte von oben herab eindringen; aber zwei Strahlenbündel, wie von glühenden Kohlen, leuchteten uns aus dem Dunkel entgegen, es waren die Augen des Propheten, der nach orientalischer Art auf dem Boden kauerte.

Als er uns bemerkte, richtete er sich auf und sagte: Bringt ihr mir endlich den Tod?

— Nein, erwiderte Chusa, ich komme mit einem römischen Centurio, der auf dem Schlosse zu Besuch weilt und den Wunsch ausgesprochen hat, dich zu sehen.

Der Prophet betrachtete mich mit seinen scharfen Blicken.

– Ich habe Cornelius, den Centurio von Kapharnaum gekannt, sagte er, und du siehst ihm ähnlich.

– Er ist mit mir verwandt, erwiderte ich.

– Nun, das muß ich gestehen, wenn du ihm in sittlicher Hinsicht nicht weniger gleichst als in körperlicher, so bist du ein rechtschaffener Mensch.

– Aber mein Verwandter hat niemals zu deinen Jüngern gezählt.

– Und wenn auch nicht. Jedenfalls hat er einmal am Ufer des Jordans meiner Predigt aufmerksam zugehört, und die Fragen, die er mir nachher stellte, haben mich überzeugt, daß er aufrichtigen Herzens die Wahrheit sucht.

– Hast du viel gepredigt?

– Genug um meine Pflicht zu erfüllen; indes der König hat gefunden, daß es zuviel war.

– Und wenn er dich aus dem Kerker befreite? . . .

– Nochmals würde ich vor ihn hintreten und ihm das Wort wiederholen, das er nicht hören will: „Non licet, es ist dir nicht erlaubt, o König, so zu handeln, wie du es getan hast; du hast dich eines sündigen Frevels schuldig gemacht!" Und auch öffentlich würde ich diesen Vorwurf wieder gegen ihn erheben.

– Wozu denn das? Du hättest doch keine Hoffnung, ihn zu überzeugen.

– Nein, aber man soll wissen, daß Jehovahs Gebote für alle Menschen in gleicher Weise gelten, und was Sünde ist für das Volk, das ist auch Sünde für die Großen dieser Welt und für die Könige.

– Wie alt bist du?

— Dreiunddreißig re.

— Warum willst d ngeachtet deines noch jugendlichen Alters, um jeden Preis deine Laufbahn vernichten und eine Tätigkeit aufgeben, die unter deinen Volksgenossen so großen Segen stiften könnte?

— Meine Laufbahn habe ich bereits vollendet. Ich war ein Vorläufer des Messias, den die Welt seit vielen Jahrtausenden erwartet; er ist gekommen und hat schon angefangen zu predigen. Ich habe ihn der Menge gezeigt, ich habe sie mit ihm bekannt gemacht; und die Menge hat mich verlassen und sich ihm zugewendet. So mußte es sein, und ich bin es zufrieden. Meine Aufgabe ist erfüllt.

Ich fürchte den Tod nicht und erwarte ihn gefaßt.

— Man stirbt noch nicht in deinem Alter, sagte ich, indem ich grüßend auf die Tür zuschritt, bald werde ich dich wiedersehen, in Galiläa, hoffe ich sogar.

— Nein, du wirst mich nicht wiedersehen. Gehe vielmehr zu Jesus von Nazareth. Er ist das Lamm Gottes, das große Schlachtopfer, dessen Blut die Sünden der Welt abwaschen muß. Er ist der wahre Prophet des neuen Gesetzes. Ich bin einer der letzten Vertreter des alten Gottesvolkes, und dieses Volk wird mit mir aussterben. Ein neues Reich wird erstehen, mit Jesus von Nazareth als Herrscher. Er ist der König der Könige, und es kommt der Tag, wo euer Rom, wie Jerusalem gezüchtigt, zum Mittelpunkt seines Reiches wird, eines Reiches so mächtig, daß es selbst das des Augustus in Schatten stellen wird. . . .

Ich hatte die Zelle des Gefangenen bereits verlassen und glaubte, daß er irre redete. Noch immer heftete er seine feuersprühenden Augen auf irgend ein fernes Gebilde. Der

Oberhofmeister ließ die Türe wieder verschließen, und ich zog mich in meine Gemächer zurück.

Abends war das große Festgelage, auf dessen nähere Beschreibung ich aus Mangel an Zeit verzichte, und das einen so tragischen Abschluß fand.

Wir hatten die erlesensten Speisen und die edelsten Weine gekostet, als eine der Türen des Saales sich öffnete und eine Tänzerin eintrat.

Die orientalischen Könige verfehlen es niemals, dieses Schauspiel, das stets auf Beifall rechnen kann, zur Aufheiterung ihrer Gäste vorführen zu lassen.

Aber diesmal war es die Person der Tänzerin, die vor allem interessierte; denn es war keine Berufskünstlerin, keine ägyptische Alme, sondern eine jüdische Prinzessin. Es war Salome, die Tochter der Herodias.

Der Gesang ließ zu wünschen übrig; aber die Tänzerin war verführerisch, und der Beifall, den sie erntete, grenzte fast an Begeisterung.

Der König, vom übermäßigen Weingenusse trunken, wußte nicht mehr, was er redete.

Er rief die schöne Salome zu sich, bekundete ihr sein höchstes Wohlgefallen, und die Worte des mächtigen Perserkönigs Assuerus an Esther wiederholend, sprach er zu ihr mit lauter Stimme: „Begehre von mir alles, was du willst, und ich werde es dir geben, sollte es auch die Hälfte meines Reiches sein."

Salome lief eilends zu ihrer Mutter, um deren Rat zu vernehmen. Bald darauf erschien sie wieder vor dem Könige, und ihre schreckliche Forderung lautete: „Gib mir hier auf einer Schüssel das Haupt Johannes' des Täufers!"

Alle fremden Gäste waren starr vor Entsetzen.

Der König erbleichte, doch nur zu bald erkannte er, daß Herodias durch den Mund ihrer Tochter sprach, und jenem Weibe, dessen Macht größer war als die seinige, vermochte er nicht zu widerstehen.

Er winkte einem seiner Befehle harrenden Trabanten, der sogleich aus dem Saale verschwand. Die Prinzessin wiederholte einige ihrer so erfolgreichen Tanzbewegungen.

Nach einer Weile kehrte der Trabant zurück; auf einer Achatschüssel trug er das bluttriefende Haupt des Propheten.

Salome ergriff es mit beiden Händen, verneigte sich lächelnd vor Herodes, und brachte das scheußliche Geschenk zu ihrer noch scheußlicheren Mutter.

Als ich mich zur Ruhe begab, wollte das Festgelage schon in Orgien ausarten.

Wie Du siehst, lieber Tullius, ist Herodes ein würdiger Schützling der Cäsaren. Er hat übrigens in Rom seine Ausbildung erhalten und ist somit eine Frucht der römischen Kultur. Erinnerst Du Dich, daß Antonius der Fulvia die Zunge Ciceros überbringen ließ, und das ungeheuerliche Weib sich ihr Spiel daraus machte, sie mit einer Haarnadel zu durchstechen?

Nicht anders trieb Herodias ihren Spott mit dem Haupte des Propheten Johannes.

Lebe wohl!

Magdala, 23. Dezember 781.

17. Camilla.

Tullius an Cajus.

Ich habe Dir eine Neuigkeit mitzuteilen, worüber Du Dich vielleicht nicht wenig freuen wirst; der alte Senator Claudius, ein großer Freund Deiner Familie, ist mit seiner Tochter Camilla nach dem Orient abgereist.

Der edle Greis mußte seit einiger Zeit die Wahrnehmung machen, daß man Verdacht gegen ihn geschöpft hatte. Er gehörte zu den leider allzu seltenen Mitgliedern des Senats, die noch den Mut fanden, den aus Capri ergangenen Weisungen einigen Widerstand entgegenzusetzen; und schon waren Drohungen laut geworden, ihn auf die Proskriptionslisten zu setzen, die tagtäglich an Tiberius eingesandt werden. Nun wußte er aber nur zu gut, daß seine verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem göttlichen Weltbeherrscher ihn nicht retten würden.

Von der Gefahr unterrichtet, suchten seine Gattin Flavia und seine Tochter Camilla ihn zu bewegen, Rom zu verlassen. Auch hatten sein Schwiegersohn Pontius Pilatus, Landpfleger von Judäa, und dessen Gemahlin Claudia Procla ihn schon längst zu einem Besuche nach Jerusalem eingeladen.

Endlich hat er dem Drängen seiner besten Freunde nachgegeben und sich zu Ostia mit seiner Tochter Camilla nach dem Orient eingeschifft. Sollte ihr Aufenthalt in Palästina sich über Erwarten in die Länge ziehen, so wird, wie verabredet, Flavia ihnen folgen.

Ihr nächstes Ziel ist Pompeji, wo sie bei ihren Freunden, den Holconius, zu Gaste sein werden. Auch vor

Alexandrien werden sie einlaufen und nach einer Reise durch Unterägypten nach Cäsarea segeln, wo Pilatus einen Teil des Jahres residiert.

Ich habe sie noch bei ihrer Abreise gesehen und mit ihnen gesprochen.

Wirst Du in Jerusalem oder sonstwo gelegentlich mit ihnen zusammentreffen, so kannst Du Dich überzeugen, daß Camilla nicht nur größer, sondern auch schöner geworden ist.

Zwar ist ihr nicht jene Schönheit eigen, die gleich beim ersten Blick fesselt, und der man unwillkürlich huldigen muß; aber ihre Züge, wenn auch nicht vollkommen regelmäßig, sind doch fein geschnitten, und zwei große, mild und heiter strahlende Augen verleihen ihnen eine nicht gewöhnliche Anmut.

In ihrem Ausdruck fehlt es scheinbar an Leben, wenn sie schweigt und ihre Blicke zur Erde senkt; sobald sie aber das Wort ergreift, wird ihr Antlitz beseelt. Ihr sprühender Geist entfacht alsdann in ihren weitgeöffneten Augen eine Glut, die über Wangen und Stirne jenen warmen Ton und jenes Kolorit ausbreitet, worauf die schönen Römerinnen mit Recht stolz sind.

Ihre ganze Erscheinung ist vornehm; was ich indes am meisten an ihr bewundere, ist ihr reizendes Lächeln, das ihr Wesen so überaus sympathisch macht. Es ist wie ein Sonnenstrahl, der auf zarten Blumenblättern spielt.

Je näher Du sie kennen wirst, desto leichter wird es Dir sein, der schönen Mirjam zu vergessen. Es grüßt Dich der Einsiedler von Tibur.

Tibur, 15. März 782.

II. Camillas Reisebericht.

1. Von Rom nach Pompeji.

Gleich zu Anfang der Reise, liebste Mutter, beginne ich dieses „Tagebuch", das ich eigens für Dich zu schreiben versprochen habe.

Alle meine Eindrücke werde ich getreulich darin aufzeichnen; von den Gegenden, die wir besuchen, ein möglichst anschauliches Bild entwerfen; und falls wir Zeugen interessanter Vorgänge und Ereignisse sind, will ich nicht vergessen, sie Dir zu erzählen.

Möchte es sich fügen, daß ich hin und wieder Gelegenheit finde, Dir diese Blätter zukommen zu lassen.

Mein Lieblingsbuch – die Aeneis – zugleich „Reiseführer" und unvergleichliche Dichtung, habe ich mitgenommen, und welche Wonne darin zu lesen, wenn Aeolus und Neptun der Ruhe pflegen!

Um die wunderbare Harmonie der Verse in ihrer ganzen Fülle zu genießen, lese ich sie mir selbst mit lauter Stimme vor, und gruppenweise stehen die Matrosen oft lauschend in meiner Nähe. Auch sie wissen anscheinend die Musik unserer herrlichen Dichtersprache zu schätzen.

Die „Aeneis" ist in der Tat so recht geeignet, uns auf dieser Reise als „Führer" zu dienen, wenn auch manche

Stätten seit den Tagen des Aeneas nicht unmerkliche Veränderungen erlitten haben.

Aber Vergil hat nicht immer berücksichtigt, daß zwischen dem trojanischen Helden und Augustus ein Zeitraum von acht Jahrhunderten liegt, und er hat die Örtlichkeiten geschildert, wie er sie sah und sie vielfach heute noch sind.

Das Tyrrhenische Meer hat sich uns überaus gnädig gezeigt. Bald war der Hafen von Ostia unseren Blicken entschwunden, und schon am folgenden Tage erreichten wir Cumä. Hoch oben erblickt man noch einige Ruinen des Apollotempels, wo Aeneas betete; aber die cumäische Sibylle wohnt nicht mehr in ihrer schauerlichen Felsenkluft.

Der Schilderung Vergils zu glauben, hätten in jene Kluft hundert Eingänge geführt, und als hundertfaches Echo hätte die Stimme der Seherin dem Fragenden geantwortet:

Excisum Euboicae latus ingens rupis in antrum
Quo lati ducunt aditus centum, ostia centum,
Unde ruunt totidem voces, responsa Sibyllae.

Ist der ganze Berg der Euböer durch ein Erdbeben von Grund aus umgewühlt worden? Ich weiß es nicht; von dem, was der Dichter beschrieben hat, ist jedenfalls kaum eine Spur übriggeblieben. Sie scheinen längst entschwunden, die Zeiten, wo man noch an die Orakel der Sibylle glaubte, und ich frage mich, ob wohl heute jemand auf Glauben rechnen könnte, der uns zuriefe: Deus, ecce Deus, — der Gott, o schauet, der Gott! — durch mich wird er reden.

Auch den Avernus habe ich sehen wollen, und den tiefen Schlund, der in die Unterwelt führt, zu den Feldern des Grams, lugentes campi, wo jene seufzen, „welche der Lieb' hinschmachtender Kummer getilget", zu der „äußersten Flur"

der Krieger, arva ultima, zum Tartarus und zu den elysäischen Gefilden. Indes, weder der schwarze See, noch die düsteren Höhlen, noch die tiefen Felsenklüfte können uns zu den Wohnungen der Seelen führen. Haben das alles nur unsere Dichter ersonnen?

Und doch, irgendwo muß ein geheimnisvolles Reich liegen, das den Tod überdauert, wo die Bösen bestraft und die Guten belohnt werden! Welcher Gott wird kommen, um uns die Geheimnisse jener unbekannten Regionen zu enthüllen?

Das habe ich den göttlichen Vergil gefragt, als ich am Fuße des Berges, wo Söhne Griechenlands ein neues Parthenope gründeten, sein Grab besuchte. Er hat mir nichts geantwortet.

Die schöne Kolonie der Chalkidier entwickelt sich zu einer blühenden Stadt. Prunkvolle Villenbauten, mit der Frontseite dem Meere zugewendet, reihen sich übereinander und bedecken, von Obst- und Weingärten umgeben, fast bis Pompeji die sonnigen Hügel.

2. Pompeji.

Also in der Stadt der Genußmenschen wären wir; ich muß aber gestehen, daß sie nicht nur heiter, sondern auch schön ist. Ich werde nicht müde, die herrlichen Säulenreihen dorischer und korinthischer Ordnung zu bewundern.

Die Spazierwege außerhalb der Stadt, jene besonders, die sich den Vesuv hinaufschlängeln, sind unbeschreiblich reizend. Sie sind schattig und duftig zugleich; nach allen Seiten hin

eröffnen sie einen weiten Gesichtskreis, und vor allem einen unbegrenzten Ausblick auf das azurblaue Meer.

Ein freudestrahlender und lachender Zauber ist über den Vesuv ausgegossen; was ließe sich auch seinen Weingärten und seinen blumigen Rasenteppichen an die Seite stellen?

Und diese Pracht schätzt man um so mehr, als man, in träumerische Bewunderung versunken, sich unwillkürlich sagen muß: Wenn das Feuer, das im Innern des gewaltigen Berges schlummert, einmal plötzlich erwachte! . . . Wenn die Titanen, die Jupiter in den feurigen Schlund hinabgeschleudert und darin gefangen hält, sich eines Tages empörten und die Mauern ihres Kerkers sprengten, welch entsetzliche Katastrophe! Und was würde aus den Städten Herculanum und Pompeji, deren einziges Streben auf Erhöhung und Verfeinerung der Lebensgenüsse hinausgeht? . . .

Pompeji ist eine Stadt der vornehmen Welt und zählt nur gegen 30000 Einwohner. Es betreibt jedoch lebhaften Handel; sein reizender Hafen, der fortwährend versandet und darum beständig ausgebaggert werden muß, ist ganz mit Segeln bedeckt.

Der Empfang, den die Holconius uns bereiteten, hätte nicht liebenswürdiger sein können. Diese Freunde unserer Familie leben hier im Überfluß; ihr Palast ist nicht besonders groß, aber dafür um so schöner. Das „Atrium“ ist verhältnismäßig klein, das Peristyl hingegen geräumig und lichtreich; der Säulengang ringsum elegant und monumental.

Die Kranzleiste ist in rosenfarbigem Stuck, den Fries schmücken zierlich verschlungene Arabesken, der Fußboden ist ganz in musivischer Arbeit gehalten. Die Wände entlang stellen Freskogemälde in lebhaften Farbentönen die Liebes-

geschichten unserer Götter dar, die, nebenbei bemerkt, keineswegs erbaulich sind.

Zwischen den Säulen und auf den Stufen, die das Peristyl umgeben, reihen sich Bronze- und Marmorstatuen mit Lorbeerrosen und Orangenbäumen, die unter der Last ihrer goldenen Früchte fast zusammenbrechen, in geschmackvoller Abwechselung aneinander.

In diesem weiten, sonnigen Raume verbringt die Familie den größten Teil des Tages.

Du weißt doch, nicht wahr, daß unsere schöne Via Appia sich bis Pompeji erstreckt, und daß sie unmittelbar vor den Toren Roms durch die Wohnungen der Toten führt? Auch vor Pompeji verwandelt sie sich wiederum in eine „Straße der Gräber".

Dieses Trauerfeld an der Schwelle der Freudenstadt stimmt indes seine fröhlichen Besucher nicht zu ernsten Erwägungen. Sie bewundern die herrlichen Skulpturen der Grabmäler. Niemand läßt es sich zu Herzen gehen, daß die Lust nicht ewig währt, und daß Venus nicht die einzige Gottheit dieser Welt ist, wenn sie überhaupt eine Gottheit ist.

Das Leben scheint in Pompeji ausschließlich der Liebe und der Wollust gewidmet; die Malereien an Friesen und Decken, die Mosaiken auf dem Fußboden und an den Wänden, ein ganzes Heer von Statuen in bedenklicher Haltung, das alles reizt zum Genuß und zur Hingabe an die Bequemlichkeiten eines müßigen und schwelgerischen Daseins.

Das Forum ist ein Stelldichein für Nichtstuer und lustige Zecher, die Bacchus besingen; andere sonnen sich und schlafen auf den Marmorbänken oder verträumen, auf dem Pflaster liegend, ihre billige Zeit beim Geplätscher der Brunnen.

Die Theater sind allabendlich mit Zuschauern überfüllt; daß nur die Lustspiele der schlüpfrigsten Dichter Griechenlands und Roms zur Aufführung gelangen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Im Amphitheater und in den Thermen ähnliches Gedränge; die zahlreichen Schenken in ihrer Nähe finden seitens der Freunde, der Gladiatoren und Athleten leider nur zu eifrigen Zuspruch.

Das Amphitheater liegt am äußersten Ende der Stadt und beherrscht nach Osten hin die ganze ländliche Umgebung. Wenn es auch den Vergleich mit unserem großen Zirkus nicht bestehen kann, so ist es doch immer ein ansehnliches Bauwerk, das etwa 20000 Zuschauer faßt. Die Spiele sind, wie in Rom, je blutiger desto besuchter. Die Gladiatoren sind hier volkstümlicher als die besten Tragöden.

Das tragische Theater ist ebenfalls nicht sehr geräumig, wenn auch die „cavea" noch Platz für 5000 Zuschauer bietet. Es ist, wie die meisten Theater, am Abhange eines Hügels errichtet; die in einem Halbkreise ansteigenden Sitzreihen krönt ein majestätischer Portikus, der von neunzig Säulen dorischer Ordnung getragen wird.

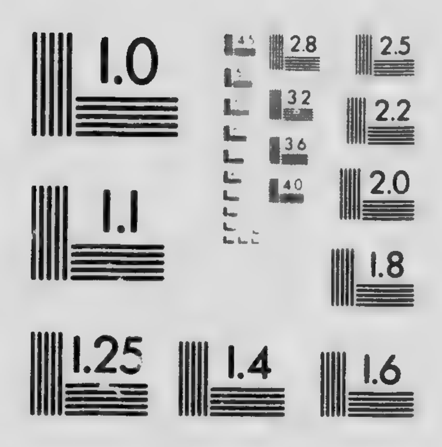
Wie unsere römischen Theater liegt es unter freiem Himmel, es werden jedoch, zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, rote und weiße Segeltücher an bronzebeschlagenen Holzmasten über dem Zuschauerraum ausgespannt. Nur selten geht ein klassisches Meisterwerk über die Szene. Die Alexandriner finden schon eher Anklang. Selbst Aristophanes ist noch viel zu ernst, trotz seiner Spöttereien über Religion und Sittlichkeit.

Der Sinn für die griechischen Literaturerzeugnisse ist zwar hoch entwickelt, aber man spricht und schreibt hier fast nur



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

ANSI and ISO TEST CHART No. 2





lateinisch. Alle Inschriften sind in lateinischer Sprache abgefaßt.

Die Aeneis gilt auch beim Volke als das höchste Meisterwerk der Dichtkunst. Die Gebildeten zitieren sie beständig in der Unterhaltung, sie wissen anscheinend ganze Gesänge davon auswendig.

Nach Vergil liest man namentlich Ovid, dessen „Kunst zu lieben“ alle Stimmen auf sich vereinigt.

Das pompejische Forum gewährt einen prächtigen Anblick. Es ist dem unseren ähnlich. Den weiten Raum umschließt von drei Seiten eine dreifache Halle auf Marmorsäulen, und darüber hinausragend, erblickt man ringsum ein wahres Amphitheater von Tempeln, Triumphbogen, Kurien und anderen öffentlichen Gebäuden.

Ich war nicht wenig erstaunt, unter den Tempeln, die dem Jupiter, dem Herkules und vor allem der vielnamigen Venus gewidmet sind, auch ein Heiligtum der Isis anzutreffen. Es scheint, daß der Kult dieser ägyptischen Gottheit hier sehr verbreitet ist. Ich sah eine Isisstatue, welche die Göttin sitzend darstellt, und neben ihr, im Gezweige eines fruchtbeladenen Baumes, eine Schlange, die ihr den Kopf zuwendet und bannende Blicke zuwirft. Was mag diese Marmorgruppe wohl bedeuten?

Wie mir ein pompejischer Gelehrter versichert, herrscht beim jüdischen Volke der Glaube, das erste Weib, die Mutter des Menschengeschlechtes, sei von einer Schlange, die ihr eine vergiftete Frucht gereicht habe, ins Verderben gestürzt worden. Sollten vielleicht die Ägypter ihre Isis den Büchern der Juden entlehnt haben?

Mehr noch als die Stadt selbst gefällt mir ihre entzückende

ländliche Umgebung, die schattigen Pfade und die Weinberge, die sie umrahmen, und das himmelblaue Meer, worin sie sich spiegelt.

Unser Cicero wußte sich seine schönen Plätzchen zu wählen. Er besaß hier ein Landhaus, das an Pracht jenem zu Tusculum nur wenig nachstand.

In Tusculum hatte er die frische Gebirgsluft, den würzigen Duft der großen Wälder und den unvergleichlichen Ausblick, der sich bis zum Meere erstreckt.

Von seinem Portikus aus überschaute er, zu seinen Füßen, die reizenden Städte des Sabinerlandes, weiter unten die römische Campagna, von monumentalen Wasserleitungen durchzogen, und in verschwommener Ferne Rom selbst mit seiner üppigen Marmorvegetation.

Hier ist der Gesichtskreis zwar beschränkter, aber so ungemein anmutig. Der wunderbare Redner hatte das Meer, dessen Brise ihn erquickte, vor seinen Augen liegen. Er sah die Boote der neapolitanischen Fischer rastlos mit ihren weißen Segeln dahingleiten, und er brauchte sich nur umzuwenden, um seine Blicke auf den grünen Matten und den prangenden Weinbergen des Vesuvs ausruhen zu lassen.

Der herrliche Mann! Wieviel Tränen mag er hier wohl über den Tod seiner geliebten Tochter Tullia vergossen haben!

* * *

Morgen werden wir unsere Seereise fortsetzen, und nach einer Fahrt längs der Küste Siziliens, auf Alexandrien zusteuern.

3. An der Küste Siziliens.

Neapolis verlassend segelten wir zunächst an der Insel Capri vorbei, wo unser Cäsar residiert. Es ist, wie man sagt, ein wahrhaft entzückender Aufenthalt, und alle nur erdenklichen Genüsse sollen ihm dort zur Verfügung stehen. Er sei aber, versichert man, darum keineswegs glücklicher, er brüte finster vor sich hin, und um nicht allein leiden zu müssen, ersinne und erfinde er Qualen für andere.

Alles fürchtet ihn und fällt vor ihm auf die Kniee, wie vor einen Gott.

Trübe Zeiten sind über unser schönes Vaterland hereingebrochen. Wer wird es erretten von der Tyrannei, von der Bestechlichkeit und vom sittlichen Niedergang, der es bedroht? Wer wird uns die Freiheit wiedergeben, und den frommen Glauben, und die reinen Sitten vergangener Tage?

Das waren die Fragen, die ich mir stellte, als ich heute morgen die Ufer von Capri und das großartige Amphitheater von Bergen, das über Bajä, Puteoli, Neapolis und Pompeji emporsteigt, allmählich vor meinen Blicken entschwinden sah. Und wiederum las ich die vierte Ekloge meines göttlichen Vergil, der uns eine Erneuerung der Menschheit, als nahe bevorstehend, anzukündigen scheint.

Ist es eine Offenbarung der Götter?

Ist es ein wirkliches Vorausschauen der Zukunft, wie bei den Sibyllen?

Ich glaube und hoffe es. Wer aber wird kommen und den dichten Schleier zerreißen, der alle Wahrheit mit undurchdringlichen Geheimnissen umgibt?

Darüber sann ich nach, als ein junger Mann, der in Pompeji an Bord gestiegen, auf Achterdeck in meiner Nähe Platz nahm, und in einer hebräisch geschriebenen Papyrusrolle zu lesen anfing. Es ist ein Jude aus Jerusalem, der ein Jahr in Rom verbracht hat und sich nun auf der Heimreise befindet. Wir machten uns miteinander bekannt, und ich unterhielt mich ziemlich lange mit ihm. Er heißt Gamaliel. Sein Vater ist ein Schriftgelehrter, Lehrer in Israel, der sich ausschließlich dem Unterrichte in der hebräischen Literatur und Religion gewidmet hat, und als Vorsteher einer berühmten Schule hohes Ansehen genießt. Zahlreiche Schüler aus Syrien, Persien, Ägypten und sogar aus Griechenland umringen seinen Lehrstuhl.

Der Sohn selbst ist mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, und gespannt lauscht man seinen interessanten Ausführungen, wenngleich er gegen Rom einen unversöhnlichen Haß nährt und nur davon träumt, sein Vaterland vom römischen Joche zu befreien.

Unser Gespräch ging über Religion; er erzählte mir einige Züge aus der wunderbaren Geschichte seines Volkes. Was mich von allem am meisten interessierte, ist sein Glaube an einen Gott und seine feste Überzeugung von der bevorstehenden Ankunft eines himmlischen Gesandten, den er Messias nennt und auf den er rechnet, um sein Volk zu befreien und zur Macht zu führen.

Offen gestand ich ihm meine Verwunderung und las ihm die vierte Ekloge unseres Dichters vor, die ihm unbekannt war.

Das Staunen war auf seiner Seite, als er die Worte des unsterblichen Meisters vernahm:

„Schon das äußerste Alter erschien des cumäischen Liedes.
. . . . . .
Schon ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel.
Sei nur dem kommenden Knaben, dem erst die eiserne Abart
Endet, und rings aufblüht ein goldnes Geschlecht, durch das
Weltall,
Sei du keusche Lucina ihm hold . . .
Jener wird göttliches Leben empfahn . . .
. . . und beherrschen den Erdkreis.
. . . . . .
Nimm, o nimm (schon nahet der Tag!) die erhabenen Ehren!
Teueres Göttergeschlecht, o Jupiters großer Anwachs!
. . . . . .
Schau, wie sich alles freut des kommenden Urjahrhunderts!"

— Seltsam, höchst seltsam, bemerkte Gamaliel; denn euer Vergil kann unmöglich ein Prophet sein. In eurem Volke hat es solche niemals gegeben.

Diese Hoffnung auf Erneuerung, die sowohl bei euch als bei den Griechen Eingang gefunden hat, geht ohne Zweifel auf unsere heiligen Bücher zurück, die mehrere eurer Dichter gekannt haben müssen.

— Aber, fiel ich ein, glaubst du wirklich an die bevorstehende Ankunft eures Messias?

— Nicht allein glaube ich, daß er kommen wird; ich bin selbst nahe daran zu glauben, daß er bereits gekommen ist, daß er lebt, und daß er eben jetzt in Galiläa und Judäa Wunder wirkt.

— Ist es möglich? Und was für ein Mensch ist es denn?

— Ich kenne ihn noch nicht. Aber vor mehr als Jahresfrist, als ich Jerusalem verließ, durchzog er die Städte und Dörfer Galiläas. Unzählige Scharen folgten ihm nach. Er

verkündigte ihnen das Herannahen des Gottesreiches und heilte alle Kranken und Gebrechlichen, die man ihm zuführte.

In allen Briefen, die ich seitdem aus meiner Heimat erhalten habe, war nur die Rede von ihm und von den erstaunlichen Werken, die er allenthalben verrichtet. Sein Name, Jesus von Nazareth, ist auf allen Lippen, und das Volk hofft, er werde demnächst das Reich Juda wiederherstellen.

– Indem er das Joch der römischen Herrschaft abschüttelt?

– Offenbar. Und nun begreifst du wohl, daß ich Eile habe, mein Heimatland, und vor allem meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen . . .

Bis in die tiefe Nacht unterhielten wir uns.

Das Wetter war köstlich. Kein Wölkchen regte sich am Himmel, und hin und wieder sangen die Matrosen beim gleichmäßigen Takte ihrer Ruder. Ich hoffte in den langen, welligen Falten des azurblauen Meeres einige Nereiden zu erblicken und die Stimmen der Sirenen zu vernehmen. Aber ich sah nichts und hörte nichts.

Als ich heute morgen erwachte, befanden wir uns zwischen Charybdis und Scylla. Ich eilte aufs Deck, um die berüchtigten Strudel zu sehen, deren Schrecken Homer und unser Vergil so anschaulich beschrieben haben. Aber Äolus hielt seinen Atem an, und die beiden Ungeheuer schliefen noch, wie ich vermute; denn ich sah weder ihren schäumenden Geifer, noch hörte ich ihr unheilverkündendes Bellen. Also wiederum eine Fabel, die unsere Dichter zu verantworten haben. Ich fange an zu glauben, daß alles bei uns Fabel ist, die Religion an erster Stelle.

Wir halten uns ganz in der Nähe der sizilischen Küste; der Ätna schleudert seine mächtige, schwarze, von dunkel-

roten Flammen durchstreifte Rauchsäule zum Himmel empor. Hier haben die Dichter nicht übertrieben.

Ich lese die Beschreibung des Vulkans im dritten Gesang der Aeneis nach und finde, daß sie unter der Wirklichkeit bleibt. Gewiß, die Verse sind schön und wohlklingend, aber immerhin sind sie nur eine matte Schilderung des schrecklichen Bergriesen. Zu seinen Füßen liegt auf einem Bette von rötlicher Lava, unmittelbar am Meeresrande, eine kleine, blendendweiße Stadt.

Wie mag sie in einer so gefährlichen Nachbarschaft nur so keck und sorglos dahinleben!

Eher als der Avernus ist der Ätna eines der Tore der Unterwelt. In diesen gewaltigen Feuerschlund müssen die Götter einst die Riesen hinabgeschleudert haben, die ihnen den Olymp streitig machten.

Zu Ulyxes' Zeiten hausten hier die Cyklopen, die uns aus dem homerischen Epos als weit gefürchtete Räuber bekannt sind. Wie Ulyxes war auch Äneas, dessen Schiffe an diesen Gestaden vorbeisegelten, ihren Angriffen ausgesetzt, und nur dem Schutze der Venus hatte er es zu verdanken, daß er ihnen entkam.

Alle diese klassischen Erinnerungen kommen mir wieder ins Gedächtnis, während wir die Küste entlang den Felsblöcken ausweichen, die Polyphem den Schiffen des Ulyxes nachgeworfen, und deren Spitzen aus dem Wasser hervorragen.

Ein günstiger Wind beschleunigte unsre Fahrt, und gegen Abend warfen wir Anker bei der Insel Ortygia. Aus der Ferne gewährt das herrliche Syrakus, fast gleichzeitig mit Rom durch Dorier auf dieser Insel gegründet, einen unvergleichlichen Anblick. Man erkennt Großgriechenland, zwar

nicht so künstlerisch und ideal wie Athen und Delphi, aber ausgedehnter, amphitheatralisch inmitten grünender und blühender Hügel gelegen, stolz in einen Mantel hochragender Mauern gehüllt, und majestätisch gekrönt von den Gipfeln des Hyblagebirges.

Wohl vermisse ich hier die erhabene Marmorwelt, die Athen auszeichnet, aber die Architektur ist die nämliche, und alle Schöpfungen der griechischen Kunst finde ich wieder. Sämtliche Paläste und Tempel haben ihre Säulenhallen, die jenen des Parthenons und des Theseums nachgebildet sind.

Das große Tor der Zitadelle, die das Meer beherrscht, ist mit seinen hochstrebenden Pfeilern eine Nachahmung der Propyläen.

Im Theater, dessen weiße Marmorstufen einen sanften Hügel hinansteigen, haben wir einer Aufführung des Ödipus von Sophokles beigewohnt. Welch großartiges Drama! Und wie schätzte ich mich glücklich, der griechischen Sprache soweit mächtig zu sein, daß ich die wunderbare Tragödie, die von einer auserlesenen Künstlertruppe dargestellt wurde, auch wirklich genießen konnte.

Ich habe nicht versäumt, die Quelle der Nymphe Arethusa zu besuchen. Sie ist reizend und klar wie Kristall. Rote Fischlein treiben darin, zwischen hin- und herschwankenden Papyrusstauden, ihre neckischen Spiele. Indes die Nymphe selbst muß noch schöner gewesen sein, und ich zürne der rachsüchtigen Diana, die sie in eine Quelle verwandelte, nur weil sie das Verbrechen beging, dem Flußgotte Alpheus gefallen zu wollen.

* * *

Unsere Galeere ankerte für einige Stunden vor Akragas, das Vergil nur nebenbei erwähnt; denn zu Äneas' Zeiten war es noch nicht, wie heute, die Tempelstadt Großgriechenlands.

Es ist keine reiche und blühende Stadt wie Syrakus, aber wunderbar auf einem aus dem Meere emportauchenden Hügel gelegen. Mächtige Wälle umschließen es; und hoch über den Mauern ragt ein Wald von Marmorsäulen, die Stützen der zahlreichen Tempelfrontons; ein Anblick von wahrhaft überwältigender Schönheit.

Dieses Gesamtbild architektonischer Meisterwerke hat einen ebenso hinreißenden Eindruck auf mich gemacht, als vor zwei Jahren die Akropolis zu Athen. Nach dem Parthenon kann ich mir nichts Schöneres denken.

Die Tempel der Juno, des Herkules, des Äskulap, des Jupiter, der Leda, der Dioskuren und der Eintracht bilden innerhalb der Umwallung eine kunstvoll angeordnete Gruppe, die auf das Meer herabschaut. Und hinter den Tempeln entfaltet sich, amphitheatralisch ansteigend, die Stadt mit ihrer Akropolis. Letztere entbehrt des monumentalen Charakters; ihre einzige Schönheit ist die unvergleichliche Lage.

Wir bestiegen sie der herrlichen Aussicht wegen, die man von ihrer Höhe herab genießt. Da lag zu unseren Füßen die befestigte Stadt, mit ihren Tempeln, ihrem Forum, ihren Theatern, ihren Palästen und ihren Grabmälern, die sich an die Innenseite der Umfassungsmauer lehnen; und weiter verlor sich unser Blick in die Fernen des unendlichen Meeres.

Vier Stunden nahm uns die Besichtigung der Tempel in Anspruch. Wir wurden des Staunens nicht müde.

Je länger man bei den Einzelheiten verweilt, desto schwerer wird es, sich davon zu trennen. Die korinthischen Kannelierungen, die Friese in Bildhauerarbeit, die Metopen, die spitzenartig durchbrochenen Kapitäle; die edle Haltung der Statuen, die harmonievollen Linien der Reliefs, alles ist entzückend.

Und ach, diese wunderbaren Denkmäler des alten Glaubens sind sämtlich verödet und drohen einzustürzen.

Mit der glänzenden Zivilisation der Hellenen ist es vorbei. Sie sind von der Höhe ihrer Macht herabgesunken. Ihr Glaube ist erloschen; der Verfall ihrer Literatur und ihrer schönen Künste hat bereits eingesetzt. Großgriechenland liegt im Sterben.

4. In Karthago.

Nun kennen wir, liebste Mutetr, aus eigener Erfahrung all die Schicksalswendungen, die eine Seereise mit sich bringt.

Wir hielten den Kurs nach Alexandrien, als plötzlich ein schrecklicher Sturm uns überraschte. Er tobte die ganze Nacht hindurch. Erst gegen Anbruch des Tages konnte unser geschickter Steuermann ein kleines Vordersegel hissen, und es gelang ihm, die Galeere in eine geräumige Bucht zu lenken, deren Einfahrt jedoch sehr schmal ist. Es ist der Hafen von Karthago. Wie Du siehst, sind wir von unserem Wege recht weit abgekommen.

Aber Meer und Winde sind unbeständig, und wir sind ihren Launen ausgeliefert; wir suchten Alexandrien und fanden Karthago.

Jetzt, da der Sturm vorüber ist, möchte ich fast den Göttern dafür danken.

Wie Du weißt, ist Karthago viel älter als unser Rom. Es war eine blühende tyrische Kolonie, als Äneas die noch rauchenden Trümmer Iliums verließ und nach Latiums Gestaden segelte, wo er der gefeierte Ahnherr des Römervolkes werden sollte.

Juno, die Vergil als eifersüchtig und grausam schildert, liebte Karthago mehr als alle anderen Städte der Welt, Samos nicht ausgenommen.

Nun kannte sie die sibyllinischen Orakel, die den Untergang Karthagos durch ein Volk, „aus troischem Blute geleitet", weissagten, und verfolgte darum den schwergeprüften Helden mit unerbittlichem Groll. Alles setzte sie in Bewegung, um ihn von „Lavinums wogendem Strand", wo er unsere „hochtürmende Roma" gründen sollte, fernzuhalten.

Diesen epischen Kampf einer Gottheit gegen einen einfachen Sterblichen besingt Vergil in seiner unvergleichlichen Dichtung, und Du erinnerst Dich, Mutter, daß er gleich auf den ersten Seiten einen fürchterlichen Sturm beschreibt, der die Flotte des „frömmsten Mannes" überrascht, als sie eben die Küste Siziliens verlassen hat.

Der alte Äolus hatte seine ungestümsten Untertanen in den Dienst der zürnenden Göttin gestellt; Aquilo und Notus kamen ihnen zu Hülfe.

Die unglücklichen Troer sahen ihre Schiffe der Masten und Segel beraubt und in allen Fugen gelöst; manches herrliche Fahrzeug hatte der „strudelnde Abgrund verschlungen", bis endlich Neptun, dem die Herrschaft des Meeres gehört, und der zunächst nicht bemerkt hatte, daß des Äolus Kinder in seinem Reiche so unheilvolle Verheerungen anrichteten, die „schwellenden Wogen besänftigte und das Gewühl der Wolken verscheuchte".

An der Küste Lybiens, nicht weit von Karthago, fand Aeneas einen schützenden Hafen, wo er den kleinen Rest seiner Flotte wieder sammeln konnte.

Auch wir hatten zwischen Sizilien und der lybischen Küste

einen solchen Sturm zu bestehen, und nur durch die Flucht in den Hafen von Karthago entgingen wir dem Schiffbruch.

Zürnt Juno noch immer den Nachkommen der Latiner? Ich hoffe es nicht, zumal Jupiter vorausgesagt hat, daß die grollende Göttin sich besänftigen und zuletzt gar die Römer beschützen werde.

Wie dem auch sein möge, wir haben uns überzeugt, daß Vergil in der Beschreibung des Sturmes nicht übertrieben hat, und sind glücklich, denselben Hafen wie Äneas gefunden zu haben.

Karthago! Welche Fülle geschichtlicher und selbst poetischer Erinnerungen knüpft sich an diesen Namen!

Hier war es, wo Aeneas seiner erhabenen Sendung beinahe untreu geworden wäre. Hier war der Schauplatz seiner Liebesabenteuer mit Dido, der Gründerin Karthagos; hätte er sich den Fesseln dieser sträflichen Liebe nicht entwunden, so wäre Rom vielleicht niemals erbaut worden.

Was entscheidet doch über die großen Ereignisse!

Wie ganz anders würden die Geschicke dieser Welt sich wenden, wenn die großen Männer allzeit der ihnen von den Göttern übertragenen Sendung entsprächen!

Karthago! Es war die große Nebenbuhlerin Roms, und wenn Hannibal es über sich gebracht hätte, sich den schwelgerischen Genüssen Capuas zu entreißen, wie Äneas den Verlockungen Didos, Karthago selbst wäre zur Beherrscherin des Erdkreises geworden!

Sie waren schrecklich, jene punischen Kriege, die über hundert Jahre andauerten! Und wie ruhmvoll ist es für uns Römer, der dramatischen Geschichte eines Regulus zu gedenken und der glänzenden Waffentaten der beiden Scipionen!

Vor kaum zwei Jahrhunderten haben unsere Heldenkrieger Karthago zerstört, indes nur, um es wieder aufzubauen; und die Pracht der neuen Stadt, liebe Mutter, spottet jeder Beschreibung.

Unter Cajus Gracchus erstand es aus seinen Trümmern. Aber bis zu Julius Cäsars Zeiten blieb es eine unbedeutende Provinzstadt. Cäsar und Augustus haben es ausgebaut und verschönert, so daß es heute durch die Zahl und die Pracht seiner Monumentalbauten, seiner Tempel, Thermen, Amphitheater und Säulenhallen mit dem kaiserlichen Rom wetteifert.

Glücklicher als Äneas, finden wir also hier eine zweite Vaterstadt und sehen die Großtaten unserer Väter auf den Monumenten mit dem Meißel verewigt.

Aber leider ist es ihr nicht genug, unsere Architektur und unsere Kunst nachzuahmen, sie nimmt sich auch unsere Sitten und Unsitten zum Vorbild.

Unsere Laster, auf afrikanischen Boden verpflanzt, entnerven und verweichlichen die angesiedelte Bevölkerung, und noch rascher als bei uns werden sie hier unter der glühenden Sonne den Verfall herbeiführen, wenn nicht der von Vergil verheißene Göttersproß kommt, um sie mit uns zu erretten.

Die Sittenverderbnis ist hier noch weit zügelloser als in Rom, und die Religion vermag ihr nicht mehr zu steuern.

Wo werden wir den frommen Glauben der alten Zeiten wiederfinden? Das einzige Volk, sagt man, dessen Glaube seine Jugendkraft bewahrt habe, sei das jüdische. Ich habe Eile, mich aus eigener Anschauung davon zu überzeugen.

5. Biblische Idyllen.

Nach unserer Abreise von Karthago haben wir noch einen Tag und eine Nacht hindurch stürmische See gehabt. Aber heute morgen hat Neptun die Wogen geglättet, das Gewölk zerstreut und „die Sonne geklärt". Wir halten uns in der Nähe der libyschen Küste; es herrscht vollkommene Windstille, und die Passagiere sind davon ganz entzückt. Anders die Ruderknechte; sie sind erschöpft, obschon sie sich alle drei Stunden ablösen, und die Galeere will nur langsam voran. Sie klagen über die Hitze, die wir fast als Wohltat empfinden; wir haben übrigens auch nichts weiter zu tun, als zu plaudern und zu lesen.

Der junge Gamaliel weilt gerne in Vaters und meiner Gesellschaft.

Zwischen den kleinen Gruppen, die sich an Bord unvermeidlich bilden, kommt es rasch zu einer gewissen Intimität. So führen wir denn miteinander lange Gespräche über die Geschichte, die Literatur und die Religion seines Landes.

Nichts ist merkwürdiger und interessanter.

Aus einer griechischen Übersetzung der „Schrift" — so nennt er die heiligen Bücher seines Volkes — liest er mir eine Seite nach der andern vor. Diese Übersetzung ist das Werk von 72 Gelehrten, die sich vor mehr als zweihundert Jahren auf Wunsch des Königs Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien versammelt hatten.

Du weißt, Mutter, daß ich die griechische Sprache vollkommen beherrsche, ich folge darum mit ungeteilter Aufmerksamkeit der überaus anziehenden Lektüre.

— Du hast mir die Eklogen Vergils offenbart, sagte heute

mein liebenswürdiger Reisegefährte, gestatte mir nun, daß ich dich mit einigen unserer biblischen Gedichte bekannt mache. Denn unsere „Schrift" enthält nicht nur Geschichte und Unterweisungen in der Glaubens- und Sittenlehre; du findest darin auch Poesien von entzückender Schönheit, namentlich in der lyrischen Gattung.

– Unterscheidet sich eure Poesie von der Prosa, sowohl in der Form als auch dem Stile nach?

– Gewiß. Wir haben den hebräischen Vers, wie ihr den lateinischen; die Merkmale, die ihn von der Prosa unterscheiden, sind Rhythmus und Parallelismus. Letztgenannte Eigentümlichkeit ist der lateinischen und ebenso der griechischen Dichtkunst fremd; sie verschwindet fast in den Übersetzungen, aber im Urtexte fühlt man sie deutlich heraus.

Gamaliel liest vorzüglich, er weiß die Schönheiten der biblischen Gedichte meisterhaft zur Geltung zu bringen.

Die Stellen, die er mir aus dem „Buche Job", den „Psalmen" des Königs David, den Sprüchen, dem Prediger, der Weisheit und dem Ecclesiasticus zitierte, waren einfach köstlich. Auch die meisten Propheten haben in Versen geschrieben; und manche Schilderungen bei Isaias, Jeremias und Ezechiel sind so erhaben und begeistert, daß ich ihnen aus den Werken unserer Meister nichts an die Seite stellen kann.

Das Buch Job ist ein schwermütiges Drama, worin Schmerz und Verzweiflung mit Gebet und ergebungsvoller Klage abwechselt.

Die „Psalmen" sind Preislieder auf Jehovah; sie rühmen seine Macht, seine Gerechtigkeit, seine Güte und seine Wunder in der ganzen Schöpfung.

In den Dichtungen Salomos begegnet man Sittenlehren, die von der großen Lebensweisheit des Verfassers beredtes Zeugnis ablegen.

Auch in den Büchern, die in Prosa geschrieben sind, atmen zahlreiche Seiten hohen, poetischen Schwung. Gamaliel hat mir eine köstliche Idylle vorgelesen, die in der „Schrift" als „Buch Ruth" bezeichnet ist. Wie anziehend und rührend ist doch die Geschichte dieser herrlichen Ährenleserin, die den Schnittern des Booz nachgeht und die Weizenhalme sammelt, die ihnen entgleiten, bis sie schließlich auch das Herz des Gebieters auflieſt. Booz war von ihr entzückt und führte sie als Gattin heim. So wurde die schöne Moabiterin Mutter Obeds und Ahnfrau des Königs David.

— Es heißt sogar, fügte Gamaliel hinzu, Jesus von Nazareth sei einer ihrer Nachkommen.

* * *

Heute hat Gamaliel mir das „Hohelied" vorgetragen; er kann es fast ganz auswendig.

Der Himmel trug sein fleckenloses Azurkleid, und noch nie hatte ich das Meer so schön gefunden.

Eine leiche Brise schwellte die Segel der Nausicaa, und im großen Zirkus Neptuns glitten wir sanft durch die kleinen, feurigen Wellen.

Im Norden stiegen rosenfarbige Wolken auf, die sich in besorgniserregender Weise zusammenballten. Hätte nicht die untergehende Sonne ihren verklärenden Schein darüber ausgegossen, was wären sie dann mehr gewesen, als ein schwarzes, düsteres Gebilde; so aber gestalteten sie den fernen Horizont zu einer prächtigen Szenerie.

— O, welche entzückende Stille in dieser endlosen Leere,

die uns umgibt, sagte ich zu Gamaliel, und welch süße Einsamkeit!

– Die Einsamkeit ist nur ein Wort, hielt er mir entgegen. In Wahrheit besteht sie nirgends. Die Wüste hat ihre tausend- und abertausendjährigen Karawanenpfade, und blühende Oasen liegen darin verstreut. Im Meere ziehen unzählige Schiffe ihre Furchen, und in seinen Tiefen beherbergt es ganze Familien und Stämme lebender Wesen. Der Himmel ist mit Sternen bevölkert, die sich gegenseitig anziehen und einander auf ihren Bahnen begegnen. Du siehst also, daß es keine absolute Einsamkeit gibt.

– Willst du dich etwa darum beklagen?

– Nein, wahrlich nicht. Ich bin kein Freund der geräuschvollen Menge; ich liebe die Einsamkeit zu zweien.

– Wenn ich in schönen Sommernächten den Himmel betrachte, so möchte es mir fast scheinen, als seien die Sterne nur Augen geheimnisvoller Wesen, die mild und sympathisch auf uns herabschauen.

– Da ziehe ich schon deine Augen vor.

– Ich senkte den Blick und ging einige Schritte rückwärts, bis an die Brüstung des Achterdecks. Gamaliel folgte mir. Über Bord gelehnt, bewunderten wir den glitzernden Pfad, den unsere Galeere in der schäumenden Flut zurückließ.

– Sieh doch, sprach Gamaliel, das herrliche Gewinde silberweißer Blumen; ich möchte sie pflücken und damit dein schönes kleines Haupt umkränzen.

Ein wenig überrascht, schaute ich ihn an, aber ich antwortete nichts.

Da entfaltete er das „Hohelied" und sagte:

– Dieses Gedicht ist ein Liebesgesang; oder vielmehr, es ist ein Zwiegespräch zweier Liebenden, die Salomo als Bräutigam und Braut bezeichnet. Wie heißen die Persönlichkeiten, die unter diesen Namen verborgen sind, und deren Stimmen abwechselnd dieses Liebesduett singen? Ich weiß es nicht, und mein Vater lehrt. diese leidenschaftlichen, liebeglühenden Worte, die sie einander zurufen, müßten allegorisch gedeutet werden.

Darauf trug Gamaliel, mit einer Begeisterung die sich auch meiner Seele mitteilte, das wunderbare Gedicht Salomos vor.

Ich unterließ jegliche Bemerkung, und lange Zeit hindurch beobachteten wir tiefes Schweigen.

– Wenn diese herrliche Dichtung dich der Sprache beraubt, sagte ich endlich, so tätest du wohl besser daran, das „Buch der Weisheit" zu studieren.

Gamaliel lächelte kaum und verharrte in seiner Träumerei; unverwandt schaute er zur fernen Küste Lybiens hinüber, die am Horizont als langer, dunkelblauer Streifen erschien.

– Woran denkst du denn? fragte ich.

Gamaliel besann sich einen Augenblick und antwortete:

– Ich denke an all die unerwarteten Geschehnisse, die in das menschliche Dasein eingreifen, und ich frage mich, ob sie durch den Zufall oder durch eine weise Vorsehung herbeigeführt werden. Ich bewundere das Unermeßliche, das uns umgibt, das Grenzenlose, das als die Leere erscheint; ich hatte geglaubt, daß ich hier ganz für mich allein sein würde, und nun geschieht mir das Unerwartete. Auf diesen schmalen Brettern die uns tragen, bin ich nicht einsam. Mit dir fühle ich mich weniger allein, als in dem Freundeskreise der mich umgab, wenn ich auf dem Palatin meinen Ge-

danken nachging. Was für eine geheimnisvolle Strömung mag es sein, die uns mit sich fortreißt und zur Ursache wird, daß zwei Wesen, von denen man angenommen hätte, daß sie sich ewig fremd bleiben würden, von zwei entgegengesetzten Punkten des weiten Horizontes aufbrechen und mitten auf dem Meere einander begegnen?

Ist es der Zufall, der sein Spiel mit uns treibt? Oder gibt es eine Allmacht, die unsere Geschicke lenkt, ohne daß wir es ahnen, und deren Fügungen wir blindlings ausführen?

Und wenn es eine solche Allmacht gibt, sind wir dann ihre willenlosen Werkzeuge, soweit selbst, daß wir nicht einmal unsere Gefühle zu beherrschen vermögen?

Du weißt, Camilla, ich bin Jude und liebe mein Vaterland über alles. Als ich es verließ, glühte ich vor Haß gegen Rom, und dieses Feuer ist noch geschürt worden unter den Juden, die in deiner Vaterstadt wohnen.

Auch empfand ich, als ich dich zuerst an Bord der Nausicaa erblickte, gegen dich eine Abneigung, die mir unüberwindlich schien, nur weil du eine Römerin bist.

Und nun, warum sollte ich es nicht sagen, zieht eine geheimnisvolle Macht mich zu dir hin, und wenn ich mir selbst darüber Rechenschaft gebe, muß ich mir eingestehen, daß ich noch so weit kommen würde, Rom zu lieben, wenn es dir ähnlich wäre! . . .

Ich hatte die Augen niedergeschlagen, und langes Schweigen folgte. Ich fühlte, daß sein Blick auf mich geheftet war, und wußte nicht, was ich ihm erwidern sollte.

Als ich dann endlich das Wort ergriff, war es nur, um ihn nach der Ursache seines Hasses gegen Rom zu fragen.

Für heute will ich sie dir nicht verraten, antwortete Gamaliel, weil ich fürchte, dich dadurch zu kränken.

– Ich begreife weder den Haß einzelner Menschen, gab ich zurück, noch jenen der Völker, und ich verlange, daß meine Freunde auch Freunde meiner Vaterstadt seien.

Eine Welle, die über Bord spülte, belehrte uns, daß der Wind sich erhoben hatte, und machte unserem Zwiegespräch ein Ende.

6. Alexandrien.

Endlich, Mutter, habe ich den Fuß auf orientalischen Boden gesetzt, der so lange schon das Ziel meiner Wünsche war, und mit gespanntem Interesse durcheile ich die Straßen der großen ägyptischen Stadt.

Ich sage ägyptisch, in Wirklichkeit ist sie eher griechisch oder römisch; oder, so könnte ich noch besser sagen, die Bevölkerung ist ägyptisch, Kunst und Literatur griechisch und die politische wie militärische Verwaltung römisch.

Mit Rom wetteifert sie auch an Pracht und hat, wie alle unsere großen Provinzstädte, ihren Prokonsul, ihren Magistrat, ihre hohen Beamten und ebenso ihre Thermen, Tempel, Rennbahnen und Theater.

Nicht weniger kann sie sich mit Rom als Stätte der Wissenschaft messen; sie beherbergt die reichsten Handschriftensammlungen. Die größte davon, 750 000 Bände umfassend, wurde zur Zeit Julius Cäsars durch eine Feuersbrunst vernichtet. Antonius hat indes diesen Verlust zum Teil wieder ersetzt, indem er der Königin Cleopatra 200 000 Bücher zum Geschenk machte.

Der Name der berühmten Herrscherin ruft eine Menge geschichtlicher Erinnerungen in mir wach; unsere großen Römer haben hier längst nicht die glorreiche Rolle gespielt wie in Karthago.

Pompejus, Cäsar und Antonius gerieten nacheinander in die Netze dieses bestrickenden Weibes, und nicht ohne Wehmut gedenke ich der beiden mächtigen Feldherren – Pompejus und Antonius –, die hier einen so tragischen Tod fanden. Sie wären der Ruhm ihres Vaterlandes geworden, aber die Liebe stürzte sie ins Verderben!

Fast wäre auch Octavian ein Opfer dieser Zauberin geworden; wäre er unterlegen, wir hätten keinen Augustus Imperator gehabt.

O der seltsamen Macht der Liebe! Und wieviel Ruinen vermag sie anzuhäufen, wenn sie in den Dienst des Bösen gestellt wird!

Selbst der Gründer Alexandriens hat ihren Verlockungen nicht genug widerstanden. Und doch, welch ein großer Mann! Ich frage mich, ob unser Cäsar ihn jemals erreicht hat. Sein unersättlicher Ehrgeiz bereitete ihm ein frühzeitiges Ende. Zwölf Jahre hatten ihm genügt, um sich zum Gebieter der Welt emporzuschwingen. Aber sein Reich war ihm noch zu klein, und bevor er den eroberten Ländern eine geordnete Verwaltung geben konnte, ereilte ihn der Tod, in einem Alter von kaum 33 Jahren.

Das ägyptische Viertel Alexandriens ist das alte Dorf Rhakotis, wo man heute noch die verfallenen Reste des Pharaonenvolkes erblickt; ein Serapistempel in Ruinen überragt dort alle anderen Gebäude.

Der moderne Teil ist die Stadt der Paläste. In ihrer Mitte erhebt sich das Brucheion mit seiner imposanten griechischen Säulenhalle. Mehrere tausend Paläste mit ebensoviel Bädern, Hunderte von Theatern, Tempel zu Ehren der Götter Roms und Griechenlands, Bildsäulen, Obelisken und Hippodrome vereinigen sich zu einer Riesenstadt, die von schützenden Mauern und Türmen umgeben ist.

Eine neue Kultur hat jene verdrängt, die sich an die Namen Heliopolis, Memphis und Theben knüpft, und deren gigantische Ruinen uns mit Staunen erfüllen. Ptolemäus Philadelphus und seine Nachfolger, die nach Alexander dem Großen dreihundert Jahre lang über Ägypten geherrscht haben, waren die Väter dieses afrikanischen Hellas, und Rom setzt das Werk fort, das sie begonnen haben.

Das Judenviertel umfaßt den ganzen östlichen Stadtteil. Wir besuchten es unter der Führung meines Freundes Gamaliel. Nach außen hin macht es, wie unser Ghetto, einen ärmlichen Eindruck; aber man findet gerade dort die meisten Leihbanken und die reichsten Kaufläden. Die hiesigen Juden bedienen sich mehr der hellenistischen als der hebräischen Sprache. Namentlich die Akademie und ihre großartige Bibliothek haben unsere Bewunderung erregt. Gamaliel zeigte uns die Originalhandschrift der griechischen Bibelübersetzung, die sogenannte Septuaginta.

Diese Übersetzung genießt bei den Juden das höchste Ansehen und ist, wie sie glauben, von Jehovah selbst inspiriert. Die 72 jüdischen Gelehrten, denen das Werk zugeschrieben wird, hätten, erzählt man, in ebensoviel Einzelzellen daran gearbeitet, und ganz wunderbar, ihre Übersetzungen hätten bis ins kleinste miteinander übereingestimmt.

In der Akademie lernten wir durch Gamaliel einen vornehmen Griechen kennen, der vor mehreren Jahren zum Judentum übergetreten ist. Er war von Athen nach Jerusalem gekommen und hat sich in der Schule Gamaliels des Älteren den Titel eines Lehrers in Israel erworben.

Seit einigen Monaten arbeitet er hier an einer aramäischen Übersetzung der fünf Bücher Moses. Onkelos – so heißt er – ist ein schöner griechischer Typus, und neben seiner Muttersprache spricht er auch fließend lateinisch, hebräisch und aramäisch. Er bemerkte, daß er demnächst nach Jerusalem zurückkehren wolle, um das Gerücht, daß der Messias in Galiläa aufgetreten sei, auf seine Wahrheit zu prüfen.

Er hat sich entschlossen mit uns zu reisen, wovon wir natürlich ganz entzückt sind; wird doch die Fülle seiner Kenntnisse uns bei manchen Gelegenheiten unschätzbare Dienste leisten.

Zuvor aber begleitet er uns mit Gamaliel nach Heliopolis und Memphis; bessere Reisegefährten könnten wir uns nicht wünschen.

7. Heliopolis.

Ein Boot hat uns bis Heliopolis nilaufwärts gebracht. Die Fahrt hat einen vollen Tag gedauert, obschon ein starker Nordwind unser Segel schwellte. Unsere Ruderknechte waren froh, daß sie so leichte Arbeit hatten, und sangen Lobeshymnen auf Râ, den Sonnengott:

„Preis sei dir, Râ,
Werdender, der sich selbst erzeugt, doppelt schöner!
Preis sei dir, Râ,
Du erleuchtest Ägypten mit deinen Strahlen!

Preis sei dir, wenn du aufgehst am Horizonte am Tage!
Du befährst den Himmel in Frieden,
Deine Strahlen sind über den Menschen.
Alle Götter sind in Freuden, wenn sie dich erblicken!
Wohltätiger, Erhabener, Glänzender!
Die niemals umlenken,
Mit großen Rudern bewaffnet sind,
Führen deine Barke.
Der Himmel ist in Jubel,
Die Erde ist in Freude,
Um zu preisen den Herrn der Strahlen, Râ-Hamarchis,
Wenn er auffsteigt in seiner Barke . . ."

Onkelos übersetzte uns diese Gesänge; und während wir den eintönigen Melodien lauschten, bewunderten wir bald die prangenden Saaten, die vom Reichtum des Landes zeugen, bald die hohen, majestätischen Palmen, denen wir vor allem Dank wußten, daß sie uns gegen die Strahlen des schrecklichen Râ einigen Schutz gewährten.

Es drängte mich, die Sonnenstadt zu sehen, Heliopolis, einen der berühmten Mittelpunkte des religiösen Lebens in Alt-Ägypten.

Onkelos mußte uns über die Religion der Ägypter Aufschluß geben.

Sie ist recht verworren, sagte er, und in voller Auflösung begriffen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß hier ursprünglich der Glaube an einen Gott herrschte, und dieser Gott war die Sonne. Aber die zahlreichen Nomen oder Provinzen, aus denen sich das alte Ägypterreich zusammensetzte, gaben ihm besondere Namen und verehrten ihn in mannigfachster Weise.

So hieß er in gewissen Nomen Ptah oder Râ, in anderen Hor, Atum, Thot, Osiris usw. Zugleich nahmen diese

Götter ihre eigentümliche Gestalt an, und vielfach stellte man sich dieselben als Tiere vor. Man verehrte den Skarabäus des Ptah, den Ibis des Thot, den Sperber des Hor, den Schakal des Anubis, den Stier des Hapi, den Phönix, das Krokodil, die Schlange u. a. m. Indes gibt es kaum jemand, der noch an diese herabgewürdigten Gottheiten glaubt.

Ich begreife wohl, bemerkte ich, daß diese wunderliche Mythologie, die nicht einmal, wie die unsere, ihre poetische Seite hatte, in Vergessenheit geraten sei. Aber ihr einziger Gott, die Sonne, besteht noch; sieh nur, wie schön er ist.

Du hast recht, erwiderte Gamaliel; und doch wird auch er bald verschwinden. Und wirklich, im nämlichen Augenblick verbarg sich die Sonne hinter Lybiens Gebirgsketten; ihre letzten Strahlen warfen noch einen goldenen Schimmer über einen Wald von Obelisken, der allmählich zu unserer Linken in einer großen Sandebene auftauchte.

Es war die Sonnenstadt.

Ach, sie ist nur mehr ein Trümmerhaufen. Ihre zahlreichen Obelisken, die an ebensoviel zerstörte Tempel erinnern, sind mit einigen Resten der Festungswerke das einzige, was von der alten Pracht aufrecht geblieben ist. Die großartigste aller Ruinen ist die des Sonnentempels. Die Mauern des einst so berühmten Heiligtums zeigen klaffende Risse und sind teilweise eingestürzt, aber die Säulenhalle, der Architrav und der Pylon sind noch erhalten.

Ringsum zerstreut liegen die Trümmer von 365 Riesenstatuen, die vor etwa 30 Jahren berstend von ihren Sockeln stürzten und nicht wieder aufgerichtet wurden. Man erzählt sich darüber eine seltsame Geschichte. Eines Tages, als die Priester dem Sonnengotte ihre Opfer darbrachten, erschütterte

ein gewaltiger Stoß den Tempel bis in seine tiefsten Fundamente, und die symbolischen Statuen der 365 Tage des Sonnenjahres gerieten ins Wanken und fielen zerschmettert zu Boden.

Man glaubte an einen Zusammenbruch der Welt und stürzte hinaus. Aber alles in der Natur war ruhig und heiter, und die fürchterliche Erschütterung, die den Tempel zerstört hatte, war sonst nirgends verspürt worden.

Nur eine arme Familie sah man auf der Straße, die am Tempel vorbeiführt, von dannen ziehen. Sie bestand aus einer Frau, die auf einen Esel reitend ein Kind in ihren Armen hielt, und einem Manne, der hinterherschritt, mit einem langen Stabe bewaffnet, um das säumige Tier anzutreiben und sich den mühsamen Gang zu erleichtern.

Außerhalb der Stadt angelangt, machten die schlichten und harmlosen Fremdlinge Halt im Schatten einer großen Sykomore.

Der Mann, ein jüdischer Zimmerhandwerker, baute sich daselbst eine kleine Wohnung aus Ästen und Zweigen und blieb mit seinem Weibe und seinem Kinde zwei Jahre lang.

Es waren die friedlichsten Leute von der Welt. Sie lebten für sich, in völligster Abgeschiedenheit. Die Frau war sehr schön und stand noch in jugendlichem Alter, und das Kind, sagt man, sei ihr vollkommen ähnlich gewesen.

Auch erzählt man sich von ihnen allerlei wundersame Legenden. Sicher scheint wohl, daß an jenem Orte bei ihrer Ankunft plötzlich eine klare Quelle, die heute noch fließt, aus dem Boden hervorsprudelte.

Nach zweijährigem Aufenthalt unter der alten Sykomore, die man mir gezeigt hat, ist die merkwürdige Familie aus

dem Pharaonenlande wieder fortgezogen, wie man meint, in ihre frühere Heimat.

– Du bist doch ein Gelehrter, sagte ich zu Gamaliel; ist diese Geschichte dir bekannt?

– Ja, vor mehreren Jahren habe ich sie erzählen hören, und einige Nazarener, die ich angetroffen habe, bringen sie mit ihrem Propheten in Verbindung. Sie wollen sich erinnern, daß seine Familie vor etwa 30 Jahren in Ägypten verweilt habe, und daß vor jenem Kinde, das sie jetzt für ihren Messias halten, die Götzenbilder des Sonnentempels zusammengestürzt seien. Als die Familie aus dem Lande der Pharaonen nach Nazareth zurückgekommen sei, habe das Kind ein Alter von zwei Jahren gehabt. Ich weiß allerdings nicht, was ich davon zu halten habe.

8. Memphis.

Memphis, die alte Hauptstadt des ägyptischen Reiches, liegt ebenso wie Heliopolis in Trümmern. Wir befinden uns hier auf dem großen Totenfelde Alt-Ägyptens, in der Stadt der Pyramiden. Es war ein wunderlicher Einfall der ersten Pharaonen, daß sie unter diesen kegelförmigen Bergen, die von Menschenhand aufgetürmt werden mußten, ihren Todesschlaf halten wollten; und mit Staunen blicken wir heute zu diesen Riesendenkmälern auf.

Heliopolis verlassend, setzten wir über den Nil, besuchten am Rande der lybischen Wüste die Pyramiden der Pharaonen Cheops, Chefrem und Menkera sowie die Sphinx, die noch immer das große, rätselhafte Wesen ist; darauf wandten

wir uns südwärts nach Memphis, dessen kolossale Grabbauten sich am fernen Horizonte abhoben.

Mein guter Vater und unsere jungen Freunde Gamaliel und Onkelos ritten neben mir, und es schien fast, als hätten sie einer jungen Prinzessin das Ehrengeleite zu geben; überragte ich sie doch um die ganze Höhe meines Dromedars.

Ein wahrhaft köstlicher Ritt war es, Mutter; meine Begleiter auf ihren flinken Araberpferden machten sich über mein Reittier lustig; aber ich fühlte mich über ihren Spott erhaben.

Ich saß bequem auf einem Purpurkissen, das auf dem Höcker meines Dromedars befestigt war, und kam mir vor wie eine orientalische Königin auf ihrem Throne. Auch sagte Gamaliel schmeichelnd: „Du gleichst der Königin von Saba, die zu Salomon reiste, um sich von seiner Macht und Weisheit zu überzeugen." „Mit dem Unterschiede," fiel Onkelos ein, „daß Salomo, wenn er dich gekannt hätte, zuerst zu dir gekommen wäre." In der Wüste ziehe ich das Kamel als Reittier dem Pferde vor, und Vater, der gegen mich stets so gütig ist, hat meiner Vorliebe Rechnung getragen und mir den Willen getan.

Das Kamel ist in Wahrheit das Schiff der Wüste; es fehlen nicht einmal die Schwankungen des Schiffes, das die Meere befährt. Im ersten Augenblick schlägt das Herz zwar etwas unruhig; indes bald hat man sich daran gewöhnt, und vom Höcker des Tieres herab genießt man den herrlichen Ausblick in die Ferne.

Es ist vielfach die Ansicht verbreitet, als biete die Wüste keinen Reiz; allein das ist ein Irrtum. Vor sich hat man die unermeßliche Sandebene und an der äußersten Grenze des Horizontes den blauen Streifen, der an das Meer er-

innert. Hie und dort scheinen Inseln aufzutauchen, die sich allmählich in Palmenwälder verwandeln. Karawanen und Herden, die in unbestimmter Ferne dahinziehen und durch eine geheimnisvolle Luftspiegelung verklärt werden, scheinen ins Ungeheuerliche vergrößert. Die weißen Zeltlager, die im Sonnenschein erglänzen, gleichen ebensoviel Gruppen riesenhafter Schwäne. Berge von Granit oder rosenfarbigem Quarz muß man bald ersteigen, bald in weitem Bogen umgehen. Plötzlich taucht dann am Rande eines Brunnens ein Grabdenkmal auf, anderswo ein Tempel des Thot oder des Ptah, mit seinen hohen Pylonen und Säulenhallen und seinen Kapitälen, die den Blättern des Lotus nachgebildet sind. Das, liebe Mutter, sind die Szenerien, die die Wüste abwechselnd bietet; daran ergötzt sich mein Auge auf diesen reizenden Ausflügen.

Der langsame, einförmige Ritt versenkt das Gemüt in köstliche Träumerei. Den Zauber der großen Einsamkeit und der erhabenen Sammlung der lebenden Wesen, die zwischen den leblosen Dingen umherwandeln, habe ich nirgends so tief empfunden, als hier im alten Pharaonenlande.

Man ist in der Nähe einer großen Stadt aus längstvergangener Zeit, und doch hat man das Gefühl des Unendlichen, der grenzenlosen Wüste, der endgültigen Ruhe, des unverbrüchlichen Schweigens: eine Seelenstimmung von unbeschreiblicher Anmut.

Zuweilen sieht man auf dem glühenden Wüstensande einen Schatten dahineilen; es sind fliehende Wolken, die an der Sonne vorbeiziehen.

Oft habe ich die Empfindung, als sei dies alles nur ein Traum und ich müßte erwachen. Doch nein, mein Traum

ist Wirklichkeit. Die Kamele, die ihre ewig schaukelnde Bewegung auch auf uns übertragen und deren Kopf, wie der Bugschnabel eines Schiffes, beständig auf- und niedergeht, sind in der Tat lebende Wesen, und ihr müder Gang zeigt uns deutlich genug, daß sie sich nach einem Rastorte sehnen.

Es ist das getreue Abbild unserer Reise durch das Leben. Wir sind Nomaden auf dieser Erde, die sich so treffend mit einer Wüste vergleichen läßt; von einer Lagerstätte ziehen wir zur anderen, bis wir endlich zur letzten Nachtrast kommen, wo es kein Erwachen und Aufbrechen mehr gibt . . . Beständig wandern wir zwischen dem, was bleibt und noch fortleben wird, wenn wir einmal die Schwelle des Todes überschritten haben, und dem was auch dann noch tot sein wird, wenn wir durch die Pforte des Todes zum Leben eingegangen sind.

Die Wüste ist nicht der Tod, nein, sie ist nur die Abwesenheit des Lebens. Es scheint, als habe die Schöpfung darin noch nicht begonnen. Es ist das Chaos im Angriff der Schöpfungsarbeit. Und in diesem Chaos sind wir die hinfälligen Wanderzelte, die von einem Geiste belebt und erleuchtet sind.

Was soll ich Dir sagen, Mutter, von den gewaltigen Ruinen der Totenstadt Memphis? Wie soll ich dir das Serapeum beschreiben, die Mastaba des Ti, die Kolossalstatue Ramses' II., die Prozessionswege der Sphinx und die elf großen Pyramiden?

Das Alter dieser Monumente beläuft sich auf fünfzehn, zwanzig und dreißig Jahrhunderte; ich staune vor ihren riesigen Dimensionen und ihrer ebenso massiven als schlichten Bauart. Die Worte fehlen mir angesichts dieser Wunder, deren wechselvolle Geschichte ich kennen möchte.

Schmerzlich berührte mich der Gegensatz zwischen diesen Ruinen menschlichen Schaffens und der ewig jungen Natur. Inmitten der Trümmer des alten Memphis und in der Umgebung der großartigen Pyramiden, in deren finsteren Kammern unbekannte Pharaonen ruhen, regt und wegt sich das Leben. Es gibt hier ein immer grünendes Palmenwäldchen, das den Rand eines kleinen heiligen Sees beschattet.

Eine Entenschar tummelt sich lustig in der spiegelhellen Flut, während blaßgraue Ibisse und rosenfarbige Flamingos, auf ihren langen, stelzenförmigen Beinen sitzend, ihren letzten Schlaf zu schlafen scheinen. Was träumen sie wohl in dieser regungslosen Haltung, die an den Tod erinnert? Und was für Visionen mögen es sein, die an ihren halbgeschlossenen Augen vorüberziehen?

9. An Bord der Gazelle.

Wir befinden uns an Bord der Gazelle, einer phönizischen Galeere, und fahren die Küste des alten Philisterlandes entlang.

Es wird allmählich Nacht, und am heiteren Himmel zieht langsam der Mond herauf. Vollkommene Windstille herrscht auf See, die Segel sind eingezogen, der Gesang der Ruderknechte ist verstummt, und nur der eintönige Schlag der Ruder dringt an unser Ohr.

Unsere Freunde Onkelos und Gamaliel reisen mit uns; unablässig frage ich sie aus über die wunderbare Geschichte des jüdischen Volkes.

Ihre Erzählungen versetzen mich immer mehr in Staunen.

Die Küste zu unserer Rechten ist das Land der philistäischen Riesen, der Schauplatz ihrer langen Kriege mit Israel, das sie endlich unterjochte.

Nichts ist wunderbarer als die Abenteuer eines der Richter Israels, namens Samson, der selbst ein Riese war. Unsere Freunde zeigen uns die Orte, wo dieser jüdische Recke seine Großtaten vollbrachte: Gaza, Askalon und Lechi. Mit Recht sage ich Großtaten, waren es doch Kämpfe, wo ein Mann gegen Tausende stritt.

Nach einer Weile fragte ich Gamaliel über die religiösen Zustände Ägyptens.

– Die Götter Ägyptens sind tot, erwiderte er, tot wie die Götter Roms und Griechenlands; und das mächtige Volk, das an den Ufern des Nils so herrliche und überwältigende Werke geschaffen hat, sieht sein Lebenslicht erlöschen.

– Sind denn die Götter nicht unsterblich?

– Nein. Gott, der eine und einzige Gott stirbt nicht, aber die Götter, die nur von den Menschen geschaffen sind, können nicht unsterblich sein.

– Wenn sie nur Wahngebilde des menschlichen Geistes sind, wenn sie in Wirklichkeit nicht bestehen, so kann man nicht einmal sagen, daß sie sterben.

– Sie sterben im Glauben der Menschen.

– Und was liegt daran, daß die Menschen aufhören an Götter zu glauben, die nur in der Einbildung bestehen. Indem sie den Glauben verlieren, befreien sie sich von einem Irrtum.

– Gewiß, aber sie fallen in den noch schlimmeren Irrtum, an gar nichts mehr zu glauben.

– Du meinst also, eine falsche Religion sei besser als keine?

– Ja, vorausgesetzt, daß man aufrichtigen Sinnes sei; in diesem Falle ist sie noch immer eine Huldigung an die Gottheit.

Gott will, daß alle Menschen ihn verehren; aber wenig liegt daran, ob man ihn Ptah nennt, wie die Ägypter, oder Zeus, wie die Griechen, oder Jupiter, wie die Römer, oder endlich Jehovah, wie die Juden. Und ebenso verschieden, wie die Namen, die man ihm beilegt, kann auch die Verehrung sein, die man ihm erweist. Sie ist ihm wohlgefällig, wenn sie hervorgeht aus einem Glauben, den man für wahr hält.

Alle Völker haben ursprünglich an einen Gott geglaubt und ihm aufrichtigen Herzens gedient; aber die falsche Wissenschaft der einen und die Leidenschaften der anderen haben nach und nach die religiösen Überzeugungen entstellt und die Gottheit zu einem vielgestaltigen Wesen gemacht.

Solange dies in gutgläubiger Absicht geschah, hat die Religion nicht aufgehört, in den Augen Gottes verdienstlich zu sein. Als man aber nur mehr daran dachte, auf diese Weise die menschlichen Leidenschaften zu beschönigen oder zu entschuldigen, sind die Götter zum Gespött geworden, und der Verfall des Glaubens hat den Verfall der Sitten nach sich gezogen. Das lehrt die Geschichte.

Die ursprüngliche Religion, die auf alten Offenbarungen, auf der Überlieferung und auf dem Naturgesetze beruhte, ging einer allmählichen Auflösung entgegen. Aber noch lange Zeit bewahrte sie soviel Wahrheit und Tugend, daß sie große und lebenskräftige Völker, wie die Römer und Griechen, hervorbringen konnte.

Rom konnte nicht höher steigen; indes, warum hielt es sich nicht auf der ruhmvollen Höhe, die es erreicht hatte? Der Verfall hat begonnen und schreitet unaufhaltsam fort. Niemand ist mehr imstande ihm zu steuern, denn der religiöse Sinn des römischen Volkes schwindet dahin.

Selbst Jehovah scheint sein Volk verlassen zu haben, weil es ihn vergißt und ihm die schuldige Verehrung nicht mehr erweist.

Die Juden sind in der ganzen Welt zerstreut. Sie haben kein Vaterland mehr, und wenn sie auch keinen Tempel mehr hätten, so wären sie nur noch der Schatten eines Volkes.

Wohin geht es mit der Welt? Wohin mit den zertrümmerten Nationen, die Rom unterjocht hat? Und welcher Zukunft geht diese Gebieterin der Welt selbst entgegen? Welches Los harrt ihrer? ...

— Darauf erwiderte Vater: Rom wird zu seinen alten Tugenden zurückkehren. Dieses gewaltige Reich, das die ganze zivilisierte Welt umfaßt, kann unmöglich dazu begründet worden sein, um Herrschern wie Tiberius untertan zu bleiben.

— Recht so, fiel Onkelos ein; und darum erwartet die Welt einen anderen Gebieter, der sie auf neuen Grundlagen wieder aufrichten wird. So wie er ist, kann der Riesenbau des römischen Reiches nicht fortbestehen. Er ist durch Gewalttaten, durch grausame Kriege, durch die Vernichtung anderer Völker zustandegekommen.

Der Gebieter, der da kommen soll, wird alle diese Trümmer auflesen, diese Ruinen aufbauen, und aus allen eingestürzten Tempeln wird er einen einzigen, unermeßlichen Tempel errichten, in welchem die Völker der ganzen Erde dem Schöpfer des Weltalls ihre Huldigung darbringen werden.

— Aber der Schöpfer des Weltalls ist kein anderer als Jehovah, bemerkte Gamaliel.

— Allerdings; nur muß die Welt Jehovah besser erkennen und verstehen, und sein Tempel muß erweitert werden, damit die gesamte Menschheit darin Platz finde.

— Wer soll sie uns bringen, diese vollkommenere Kenntnis Jehovahs? erwiderte Gamaliel. Und wer soll die Baumeister Salomos übertreffen, um den Tempel Gottes derart zu vergrößern, daß er, wie das römische Reich, die ganze Welt umspanne?

— Ich erwarte den, welchen die Propheten uns verheißen haben. Das Ideal liegt nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft; die traurige Lage der Welt beweist augenscheinlich, daß sie eines Mannes bedarf, der dieses Ideal verwirkliche.

— Du erwartest also jenen, den ihr als den Messias bezeichnet? sagte ich.

— Ja.

So spricht Onkelos, Mutter, und leicht kannst Du Dir denken, mit welcher Aufmerksamkeit ich seinen Ausführungen folge. Er spricht wie die griechischen Klassiker, und Sokrates, scheint mir, war nicht beredter, wenn er seine Schüler in der Weisheit unterrichtete.

* * *

Die Tage vergehen, und keiner davon gleicht dem andern. Nach einer herrlichen, idealen Nacht kündigt sich ein düsterer und stürmischer Tag als rauhe Wirklichkeit an.

Wolkenmassen, die sich, man weiß nicht woher, im Westen zusammengeballt hatten, gewährten den Anblick einer riesigen, schwarzen Bergkette, aber diese Berge bewegten sich. Wie

eine geordnete Schlachtlinie, die zum Angriff einer furchtbaren und wohlverteidigten Festung vorgeht, stiegen sie zum Zenith hinauf.

Man hätte sie auch vergleichen können mit einem ungeheuren, dunklen Vorhang, der von unsichtbarer, mächtiger Hand emporgezogen wurde, und dessen Saum einen dichten, grauen Besatz trug.

Bald verdeckte dieser Vorhang die Sonne. Die ruhige See färbte sich wie eine polierte Schieferfläche. Pfeilschnell flogen die erschreckten Vögel dahin, indem sie mit ihren Flügeln fast das Meer streiften.

Ein leichter Wind setzte den bisher ruhigen Spiegel in Bewegung. Nach und nach wurde dieser Wind zum Sturme; die Wellen gingen höher und höher, und es entfesselte sich ein wahrer Orkan. Zackige Blitze peitschten auf die tosende Flut nieder. Man bemühte sich ein Segel zu hissen, allein es wurde mitsamt dem Maste, woran es befestigt war, vom Meere fortgerissen. Die Ruder, deren man sich nicht mehr bedienen konnte, wurden eingezogen, und das Schiff, das der Sturm vor sich herjagte, wurde weit vom Ufer in das hohe Meer verschlagen.

Es goß in Strömen vom Himmel herab, und die Wellen stürzten sich über Bord. Die Elemente schienen sich auszutoben.

Schrecken und Verwirrung auf dem Schiffe waren unbeschreiblich; zwei Stunden lang glaubten wir, daß uns die Wogen verschlingen würden.

Soll man die Götter anrufen? und welche? fragte ich Onkelos.

Rufe den Unbekannten Gott an, gab er mir zur Antwort. Es ist der einzige, an dem man in Griechenland und auch wohl anderswo nicht mehr zweifelt.

Der Sturm legte sich endlich; die Ruderer konnten ihre Tätigkeit wieder aufnehmen und der Steuermann die gewünschte Richtung einschlagen.

Gegen Abend befanden wir uns in Sicht der Küste Samarias und hatten unsere Unterredung über den erwarteten Gott, der für uns wie für die Griechen der Unbekannte Gott ist, wieder aufgenommen.

Morgen werden wir bei Tagesanbruch in den Hafen von Cäsarea einlaufen.

10. In Cäsarea.

Cäsarea ist eine ganz neue Stadt. Wie schon aus ihrem Namen zu ersehen ist, reicht sie auf Cäsar Augustus zurück, zu dessen Ehre sie von Herodes erbaut und benannt wurde.

Früher stand hier nur ein phönizisches Dorf und der sogenannte Stratonsturm, der den Eingang zu einer als Hafen dienenden kleinen Bucht bezeichnete. Bei stürmischem Wetter, wie es hier nicht selten eintritt, vermochte diese jedoch nicht den Fahrzeugen genügende Sicherheit zu bieten.

Herodes Agrippa ließ zunächst einen langen Damm aufwerfen, der einen Teil der Bucht abschließt und sie zu einem ziemlich geräumigen Hafen gestaltet.

Dann baute er einen Tempel zu Ehren des Imperators Augustus, ein Theater, ein Amphitheater, einen Zirkus, Wasserleitungen und einen herrlichen Palast, worin er residiert.

Seine Höflinge, seine Offiziere, die Priester und die Magistratsbeamten haben sich nach und nach in der Umgebung des Palastes ihre mehr oder minder prächtig eingerichteten Villen bauen lassen.

Der römische Landpfleger hat zu Cäsaria eine Residenz, und die reichen jüdischen wie griechischen Kaufleute verbringen daselbst vielfach den Winter. Das Klima ist hier nämlich bedeutend milder als im judäischen Berglande.

In einer kurzen Reihe von Jahren hat sich das alte phönizische Dorf zu einer schönen Stadt entwickelt, vor allem dadurch, daß Herodes sie mit einer Ringmauer umgab und auf einem in das Meer vorspringenden Felsen, der den Hafen beherrscht, eine Zitadelle errichtete.

Pilatus und Claudia erwarteten uns.

Ihre Villa ist herrlich auf einer Anhöhe gelegen und gewährt freien Ausblick auf den Hafen und das Meer. Nach Norden hin ist sie geschützt durch ein Wäldchen von Ölbäumen und breitästigen Sykomoren, nach Osten durch die Berge des Samariterlandes. Sie erfreut sich einer angenehmen Temperatur und hat Licht und Sonne bereits um die sechste Stunde des Tages.

Der Garten ist ziemlich ausgedehnt. Die einzelnen Beete sind von Myrten- und Rosmarinhecken begrenzt; eine dichte Umzäunung von Berberfeigen hält die nächtlichen Diebe ab.

Blühende Orangenbäume, Lorbeerrosen, Lavendel, Fenchel und Levkojen verbreiten ringsum ihren köstlichen Duft.

Die Stadt liegt an einem sanften Abhange und verbirgt sich zur Hälfte in einer fast tropischen Vegetation.

Die Küste ist nach dem Meere, d. h. nach Westen hin ziemlich abschüssig, und die Festungswerke, die auf den Höhen im Osten der Stadt den Horizont abschließen, ziehen sich abwärts bis zum Felsenriff.

Während der zweiten Hälfte des Tages ist die blendende

Lichtfülle kaum zu ertragen, da die Sonnenstrahlen vom Meere, wie von einem Spiegel zurückgeworfen werden.

* * *

Claudia begleitet mich häufig auf meinen Spaziergängen zur Marina. So heißt die große Allee, die den Hafen beherrscht. Mit unserer Via Sacra hat dieselbe allerdings nicht die entfernteste Ähnlichkeit. Sie hat nicht, wie jene, ihre lange Reihe von Palästen, Tempeln, Säulenhallen und Mamorfrontons.

Dafür aber ist sie von herrlichen Sykomoren beschattet; sie läuft aus in eine Terrasse, wo man den wunderbarsten Ausblick auf das Meer genießt. Und das Meer liebe ich so sehr, weil es schön, weil es römisch ist.

Eine Stunde lang weideten sich unsere Augen an dem unvergleichlichen Schauspiel, den es uns darbot. In seinem azurblauen Gewande schien es außer sich vor Lust und Freude; es wollte tanzen und springen und war gleichsam trunken von seiner eigenen Schönheit; es hüpfte auf und spritzte in wildfroher Laune nach allen Seiten seinen schillernden Gischt.

Den Wellen entströmte ein wohltuender Algen- und Salzgeruch, der unsere Sinne belebte und kräftigte, und unser Ohr war entzückt von der Musik, die ihr beständiges Rauschen verursachte.

Nichts gleicht der Schönheit des Meeres; ich werde darum nicht satt, es zu betrachten. Aber woher kommt sein geheimnisvoller Zauber? Erregt es so sehr unsere Bewunderung, weil es keine sichtbaren Grenzen hat und unsere Seele voll Sehnsucht nach dem Unendlichen ist? Oder weil es unseren Blicken kein Hindernis entgegenstellt, und Freiheit ohne Schranken

so recht dem Drange unseres Herzens entspricht? Oder endlich weil es immer wieder einen anderen Anblick gewährt und ebenso veränderlich ist, wie die menschliche Natur?

Diese und noch weitere Gründe lassen sich anführen. Zwischen dem Meere und unserer Natur herrscht eine greifbare Harmonie. Wie unser Herz ist es weit, wie unser Herz ist es auch tief. Wie unsere Seele spiegelt es den Himmel wider, und vom Himmel empfängt es sein Licht. Wie ein jeder von uns hat es seine ruhigen und seine stürmischen Tage.

Am meisten noch bewundere ich es gegen Abend, wenn die untergehende Sonne, soweit das Auge reicht, ihre breite, von Feuer und Gold glitzernde Triumphstraße darüberzieht.

Ich sage mir alsdann, daß sich diese herrliche Straße bis zur Mündung unseres lieben Heimatstromes, des Tibers, erstreckt, und gleich darauf weilen meine Gedanken in der Siebenhügelstadt.

Und ich sehe Dich im Geiste wieder, liebste Mutter, umschlinge Deinen Nacken und erzähle Dir meine so mannigfaltigen, so lebendigen und, wie mir scheint, so eigenartigen Eindrücke aus dem Orient.

Ich werde es aufrichtig bedauern, wenn ich einmal mein geliebtes Meer verlassen muß. Zu Jerusalem werde ich es vermissen; denn ich werde seiner niemals überdrüssig.

Indes erwartet uns dort genug des Interessanten. Die Stadt selbst ist sehr malerisch gelegen; ihre Bevölkerung verdient unsere besondere Aufmerksamkeit, und das Leben innerhalb ihrer Mauern ist von dem in der übrigen Welt durchaus verschieden.

Du glaubst nicht, wie sehr dieses Land und sein Volk mich interessiert.

Ich bin ziemlich in der Lage, alles, was dort vor sich geht, zu beobachten und mich gegebenenfalls bei solchen zu erkundigen, die mir Auskunft erteilen können; auch verweile ich in diesem Lande glücklicherweise zu einer Zeit, die wohl als die außerordentlichste seiner Geschichte bezeichnet werden kann.

Das jüdische Volk nimmt in der Tat eine Sonderstellung ein. Mit der Geschichte der anderen Völker hat die seinige kaum irgendwelche Ähnlichkeit. Seitdem ich hier bin, studiere ich sie mit unermüdlichem Eifer, und mein Staunen wächst von Tag zu Tag.

Es war schon alt, bevor Rom erbaut wurde; auf eine Vergangenheit von nahezu 2000 Jahren kann es zurückblicken. Von Völkern umgeben, die ihm an Macht und Zahl überlegen waren, hat es in beständiger Absonderung gelebt, und fortwährend hat es sich seine Selbständigkeit erkämpfen müssen. Seine siegreichen Feinde haben es bedrückt und in die Gefangenschaft geschleppt; niemals aber ist es ihnen gelungen, es sich anzugleichen. Trotz fremder Oberherrschaft hat es seine Eigenart, seinen nationalen Charakter bewahrt, selbst wo es zwischen anderen Völkern lebte; alle Schicksalsschläge hat es überdauert, von allen Niederlagen hat es sich erholt, aus Tod und Verderben ist es siegreich hervorgegangen, und inmitten der Ruinen der alten Kulturstaaten, die es nacheinander zerschmettert hatten, ist es aufrecht geblieben.

Seit 2000 Jahren glaubt es an einen Gott, den es „Jahwe" (Jehovah) nennt. Solange es diesem in Treue diente, triumphierte es in wunderbarer Weise über seine Gegner. So oft es sich jedoch widerspenstig zeigte, wurde es besiegt, gezüchtigt und in Gefangenschaft geschleppt.

Aus seinen langen und vielfach traurigen Erfahrungen hat es indes nichts gelernt. Glück und Wohlstand waren die Klippen, an denen es zwanzigmal Schiffbruch gelitten hat. Sobald es glücklich, frei und mächtig ist, vergißt es seines Gottes. Wird es aber heimgesucht, so bekehrt es sich zu ihm; und wie der Phönix erhebt es sich immer wieder aus seiner Asche.

Die anderen Völker werden von hervorragenden Männern regiert, denen sie Ruhm und Größe verdanken. Die Führer des jüdischen Volkes dagegen sind Propheten und Priester, und alle seine Hoffnungen auf einstige Größe beruhen auf einem Messias, den es bereits seit vielen Jahrhunderten erwartet.

Wenn es als Nation verschwindet, so besteht es fort als Rasse und Religionsgemeinschaft. Selbst wenn es kein Vaterland mehr hat, bewahrt es dennoch seine Vaterlandsliebe; denn sie fällt zusammen mit seinen religiösen Überzeugungen und seinem Glauben an den Messias, wenn auch alle anderen Religionen ihrem Ruin entgegengehen. Weder durch Wissenschaft und Kunst noch durch militärische Macht zeichnet es sich aus, aber es hat ein Gesetz, das zugleich die Religion ist, und ein Buch, das es für göttlich hält, und worin es seinen Ruhm, seinen Trost und seine Hoffnung erblickt.

Seine Kinder durchziehen die ganze Welt; überall gründen sie Niederlassungen und gelangen zu Reichtümern, aber niemals gehen sie aus ihrer Absonderung heraus. Das Land, in welchem sie wohnen, bleibt ihnen fremd, ihre eigentliche Heimat ist allzeit Sion oder Jerusalem mit seinem Tempel.

In der Vergangenheit hat es an seine Propheten geglaubt, und doch hat es sie getötet. Für die Zukunft glaubt es an seinen Messias, und wird er einmal erschienen sein, so

wird es, wie die Propheten geweissagt haben, auch ihn töten. Ein merkwürdiges Volk, nicht wahr? Es ist nun die Frage, ob der Mann, der vor etwa zwei Jahren in Galiläa aufgetreten ist, für den Messias gehalten werden muß. Das Volk umringt ihn allerorten und jauchzt ihm zu; aber die Synagoge und die Hohenpriester, die Pharisäer und die Schriftgelehrten haben ihm den Krieg erklärt und trachten ihm nach dem Leben. Aber dieser Krieg ist grundverschieden von den Kämpfen zwischen Cäsar, Pompejus und Antonius. Es ist ein religiöser Kampf. Und voraussichtlich scheint dieser Kampf sehr heftig zu werden. Claudia und ich verfolgen ihn mit solchem Interesse, daß wir, wenn es uns möglich wäre, bald in den Reihen der Freunde des Propheten stehen würden, so groß ist die Sympathie, die er uns einflößt.

* * *

Pilatus begibt sich ziemlich oft nach Jerusalem, sei es zur Erledigung seiner Amtsgeschäfte, sei es zur Beobachtung des unruhigen Volkes, das sich in ständige Klagen über die römische Oberherrschaft ergeht.

Die tiefgehende Erregung hinsichtlich des Messianismus fängt übrigens an, ihn selbst nicht wenig zu beunruhigen; der erbitterte Kampf der Priesterschaft gegen den Propheten, fürchtet er, könne ihm Verlegenheiten bereiten.

Aus diesem Grunde wohl, denke ich mir, hat er uns benachrichtigt, daß wir morgen nach Jerusalem abreisen, um daselbst einige Monate zu verbringen.

Claudia lud mich gegen Abend zu einem erquickenden Spaziergang auf die Marina ein. Dort ließen wir uns nieder unter einer Terebinthe mit weithin ragenden Ästen, die hart am Rande des Meeres stand. Der Mond stieg

langsam von den lichten Höhen d. Zeniths herab, und seine milden Strahlen zogen nach Italien hin wie eine römische Straße, die mit Silberplättchen gepflastert schien. Die friedlichen Wellen plauderten verliebt mit den Klippen des Hafens, und ihre langen, weißen Schaumstreifen hätte man für Prozessionen von Sirenen halten mögen.

Eine breite, schwarze Trireme hatte soeben auf hoher See Anker geworfen, und große Nachen, mit Reisenden gefüllt, kehrten zum Ufer zurück, während die Ruderer den taktmäßigen Schlag ihrer Ruder mit ihren Gesängen begleiteten. Die Ruderer selbst waren Juden; denn sie sangen einen Psalm ihres großen Dichters David.

Es war ein Gesang voll wehmütiger Harmonie, der den Schmerz ihrer Väter während der babylonischen Gefangenschaft zum Ausdruck bringt. Man hat ihn ins Lateinische übersetzt; die erste Stophe davon lautet:

„Super flumina Babylonis
Illic sedimus et flevimus
Cum recordaremur Sion."
„An den Strömen Babylons,
Dort saßen wir und weinten,
Indem wir Sions gedachten."

11. In Jerusalem.

Jerusalem, die wunderbare Stadt, wie soll ich sie Dir schildern, liebe Mutter, nachdem sie schon beim ersten Anblick einen so überwältigenden Eindruck auf mich gemacht hat! Man hatte mir viel davon erzählt, ich hatte Beschreibungen darüber gelesen, und doch hatte ich keine rechte Vorstellung von ihrer wahren Gestalt; denn sie gleicht keiner anderen Stadt.

Wir befinden uns hier nicht so sehr in der Stadt eines Volkes und einer Rasse, als in der einer Religion. Ihr Tempel ist ihr Ruhm und ihre Schönheit zugleich. Er beherrscht sie, er faßt sie gewissermaßen zusammen, er stellt sie in Schatten. Er ist ihr Fundament und ihre Bekrönung. Seine Grundmauern reichen bis in die Tiefen des Moriah. Möge man nun die große Stadt betreten oder sich aus ihr entfernen, immer sieht man doch ihren Tempel, der leuchtend über Mauern und Türmen emporragt.

Durch Samaria sind wir hierhergekommen. Als ich durch einen Einschnitt des Gebirges Jerusalem ansichtig wurde, glaubte ich eine Vision aus einer anderen Welt vor mir zu haben. Für die Römer gibt es nur eine Stadt, Rom. Und doch, wie war ich ergriffen von dieser glorreichen Erscheinung, die mit ihrer zweitausendjährigen Vergangenheit aus den Tiefen der Geschichte hervortauchte. Das massive und düstere Fundament und darüber die ätherische, ideale, in goldenem Schimmer glänzende Bekrönung, das Allerheiligste, sind von wahrhaft überwältigender Wirkung.

Das Forum, das Kapitol und die Tempel zu Ehren unserer zahlreichen Götter sucht man hier allerdings vergeblich. In Jerusalem gibt es nur einen Tempel und nur einen Gott. Indes, wie groß und prächtig ist dieser Tempel, und wie erhaben und majestätisch ist er in seiner Einzigkeit, der Schrecken einflößendende Gott der Juden!

Mit Claudia habe ich begonnen, diese merkwürdige Stadt näher zu besichtigen und mich in ihre Geschichte zu vertiefen. Gamaliel und Onkelos haben abwechselnd unsere Führung übernommen. Bessere Führer könnten wir nicht finden; denn in der Topographie ihrer Stadt sind sie vollkommen bewandert,

sie kennen sämtliche Örtlichkeiten, wo die wunderbaren Ereignisse der großen Vergangenheit sich zugetragen haben. Überdies haben wir an ihnen liebenswürdige und sympathische Freunde.

* * *

Jerusalem hieß ursprünglich Salem; der König, der es beherrschte, war ein Priester des Allerhöchsten, eine Gestalt voller Geheimnisse. Woher stammte seine Familie? Aus welcher Rasse und aus welchem Lande war er hervorgegangen? Niemand weiß es. Sein Name, Melchisedech, bedeutete König der Gerechtigkeit, und Salem, der Name seiner Stadt, Frieden! Seine Stadt und sein eigener Name versinnbildeten demnach die beiden höchsten Güter der Menschheit — Gerechtigkeit und Frieden. — Er war es vielleicht, dessen der Psalmist und König David gedachte, als er ausrief: Gerechtigkeit und Frieden küssen sich.

Er lebte zur Zeit der Hirtenkönige, die über ihre Volksstämme herrschten, während sie zahlreiche Herden weideten, zugleich aber Seelenhirten ihrer geistlichen Schäflein, ihrer Untertanen, waren. Beide Gewalten lagen in der Hand eines Mannes, der allen als Vater, König und Priester galt. Später entwickelten sich die Stämme zu Völkern, und die Gewalten wurden voneinander getrennt.

Eines Tages nun hatte Melchisedech eine Begegnung mit einem der benachbarten Hirtenkönige im Tale Save, dem heutigen Tale Josaphat. Abraham, der Hirtenkönig, verneigte sich vor dem Priesterkönig und brachte ihm in Anerkennung der Obergewalt und Würde eine Abgabe, den Zehnten, dar. Seitdem nennen die Juden Abraham den Vater der Gläubigen und Melchisedech, als Urbild des Priestertums und Vorbild des erwarteten Messias, den ewigen Priester.

Einer der Nachfolger des Königs von Salem nannte sich Jebus, und aus der Verbindung beider Namen entstand die Bezeichnung Jerusalem, die seitdem der Stadt verblieben ist und soviel bedeutet als „Schauung des Friedens".

Diese Benennung mag als eine Ironie des Schicksals erscheinen; denn der Friede ist ein Gut, das Jerusalem in der Vergangenheit kaum gekannt hat und dessen es sich auch in Zukunft, wegen der unruhigen Art seiner Bevölkerung, niemals lange erfreuen wird.

Selbst der zerklüftete Boden, auf dem es sich erhebt, ist mit seiner wechselvollen Geschichte vergleichbar. Die Höhen erinnern an seine stolzen Pläne, an die Zeiten des Ruhmes und der Macht. Die düsteren Schluchten versinnbilden seine Niederlagen und die Abgründe der Verdemütigung, die seine Bevölkerung verschlangen, wenn Gott aufhörte sie zu beschützen.

Und doch, welch ein köstlicher Zauber entströmt dieser unregelmäßigen, gewaltsam erschütterten und ruinenbedeckten Stadt! Unvergleichlich ist die Größe, die Poesie und das dramatische Interesse ihrer Geschichte; und diese Geschichte steht geschrieben auf den Steinen ihrer Denkmäler und auf dem durchwühlten Boden ihrer furchtbaren Befestigungen.

Das, o Mutter, ist der Schauplatz, so reich an wunderbaren Erinnerungen, wo ein neues Zeitalter der Propheten sich zu eröffnen scheint, und wo sich Ereignisse abspielen, die noch staunenswürdiger sind als alles, was in früheren Jahrhunderten sich hier zugetragen hat.

Augen und Ohren muß ich offen halten, um alles, was in diesem merkwürdigen Lande vor sich geht, zu beobachten und zu erfahren. Claudia nimmt ihrerseits daran den regsten Anteil.

Pilatus indes teilt keineswegs unsere Begeisterung. An seiner Stellung ist ihm ohne Zweifel viel gelegen, wegen der Ehren und der Einkünfte, die damit verbunden sind. Aber er schwärmt weder für Judäa noch für die Juden; vor Langeweile möchte er hier fast vergehen. In einer Stadt wie Jerusalem würde er vergeblich nach den Zerstreuungen suchen, die ihm zusagen. Theater, Rennbahnen und Gladiatoren gibt es hier nicht, nicht einmal Thermen; denn die hiesigen Teiche haben mit unseren römischen Bädern nichts gemein.

Übrigens bereitet die messianische Bewegung meinem Schwager nicht geringe Sorgen. Die Gärung wächst von Tag zu Tag, und leicht könnte sie in Unruhen ausarten.

Zwei Dinge gibt es, die sowohl Claudia als auch mir zuwider sind. Das eine ist der Rauch, der unaufhörlich vom Brandopferaltare aufsteigt und bei Südwind den Aufenthalt im Palaste fast unerträglich macht; das andere ist der Handel mit Opfertieren unter den herrlichen Tempelhallen. Dieses Schauspiel ist zumal abstoßend gelegentlich der großen Feste der jüdischen Religion, und selbst der Prophet von Nazareth war nicht wenig darüber empört, als er hier zum ersten Male öffentlich als Prediger auftrat. Da hat er sich mit Stricken bewaffnet und schonungslos die Händler mit ihren Viehherden herausgetrieben, auch die Tische der Geldwechsler hat er umgestoßen, und sein Antlitz war so schrecklich, daß niemand ihm zu widerstehen wagte.

Indes, kaum hatte er seine Heimreise nach Galiläa angetreten, als die Käufer und Verkäufer wieder erschienen, um von neuem an heiliger Stätte ihr Geschäft zu betreiben.

III. Von der messianischen Bewegung.

1. Bei Pilatus.

Zu Jerusalem bewohnte der römische Landpfleger die Burg Antonia, die von Herodes dem Großen zu Ehren seines Freundes Antonius diesen Namen erhalten hatte. Sie war der gewaltigste unter den vierzehn Türmen der zweiten Umfassungsmauer der heiligen Stadt. Im Nordwesten stieß sie an den Tempel; teilweise griff sie sogar auf die weite Plattform über, auf der sich das unvergleichliche Gebäude mit seinen großartigen, langen Säulenhallen erhob.

Sie schien zum Schutze des Tempels errichtet und vervollständigte diesen in architektonischer Hinsicht. Ihre Mauern, als längliches Viereck geordnet, bestanden aus rauh behauenen Riesenquadern von zwölf Fuß Länge bei sechs Fuß Höhe und Breite. Das kolossale Gesimse war von zahlreichen Pechnasen unterbrochen; den oberen Abschluß bildete eine mächtige Zinnenkrone.

Sie war zugleich Festung und Palast; sie diente als Kaserne für eine römische Kohorte und als Residenz für den Landpfleger und seine Familie. Eine Poterne mit Bronzetüren diente auf der Nordseite als Ausgang zur breiten Straße nach dem Schaftore, eine zweite, engere, verband den Palast mit dem Heidenvorhofe des berühmten Tempels.

Pilatus war verheiratet mit Claudia Procla, der ältesten Tochter des Senators Claudius, eines der letzten Vertreter einer Seitenlinie der „gens“ Claudia, die zu den angesehensten römischen Patriziergeschlechtern gehörte.

Aus dieser Familie hatte sich auch Cäsar Octavius, der später unter dem Namen Augustus Kaiser wurde, seine erste Gattin gewählt, Claudia, die er indes nach kurzer Zeit wieder zurückschickte. Er hatte sie geehlicht, um nähere Beziehungen zu Antonius anzubahnen, und sie entlassen, um sich mit Pompejus zu versöhnen.

Kaiser Tiberius selbst war aus der Hauptlinie dieses vielgenannten Geschlechtes hervorgegangen. Der römische Senat, dem auch der alte Claudius angehörte, war damals von seiner einstigen Höhe tief herabgesunken.

Die Senatoren waren kriechende Höflinge geworden; um die Gunst des Gebieters zu erlangen, scheuten sie nicht davor zurück, die Rolle von Angebern zu spielen.

Sie denunzierten und verklagten alle, die ihren ehrgeizigen Plänen im Wege standen, oder ihnen keinen Anteil an ihren Unterschleifen gewährten. Die höchstgestellten Beamten wurden ermordet; man erfuhr jedoch nicht, von wem und wofür: der Senat hatte nur die geheimen Weisungen des Kaisers zur Ausführung gebracht.

Unter diesem Verfall der erlauchten Körperschaft litt niemand mehr als Claudius. Von einigen, noch edelgesinnten Mitsenatoren unterstützt, hatte er versucht, gegen diesen unerträglichen Zustand anzukämpfen; aber nichts war mehr imstande, die verhängnisvolle Strömung aufzuhalten, die alles, was Rom groß gemacht hatte, mit sich fortriß.

Der greise Senator war kein Mann seiner Zeit; eher

hätte man ihn für den Typus eines Römers der alten Republik halten können.

Als treuer Anhänger des ursprünglichen Polytheismus, erblickte er in der Verbreitung der griechischen Philosophie eine Gefahr für sein Vaterland.

Die Lehren Zenos und Epikurs, wie verschieden sie auch sein mochten, führten doch gleicherweise zur Auflösung des Polytheismus, und es schmerzte ihn sehen zu müssen, daß die hervorragendsten Geister Roms einander nicht verstanden.

Die Entartung der Sitten ging ihm nicht weniger zu Herzen; er führte sie auf den gleichzeitigen Verfall des alten Polytheismus zurück.

Darum predigte er die Rückkehr zum Glauben der Väter und zu den Göttern der Vorzeit. Diese Götter waren seines Erachtens grundverschieden von den Gottheiten Griechenlands, die ihm als Gebilde menschlicher Erfindung, mit menschlichen Schwächen und Leidenschaften erschienen.

Nicht Zeus, jene poetische aber kraftlose Idealgestalt, war für ihn der höchste Gott, sondern Jupiter in seiner Majestät, Allmacht und Allgütigkeit.

Ohne das Wesen und die Eigenschaften der Götter genauer zu kennen, hielt er sie doch für die Gebieter der Welt und die Lenker der Völker.

Er glaubte auch an die Götter zweiter Ordnung, die man als „Indigetes" bezeichnete; indes betrachtete er sie als Offenbarungen der göttlichen Kraft und nicht als Persönlichkeiten, die vom Allherrscher verschieden waren.

Die Verehrung der Götzenbilder lehnte er ab, trotz seiner Bewunderung für die Werke der Künstler, die solche Götterstatuen schufen; sie durften, daß wollte er anerkannt wissen,

nur als Zeichen gelten, die an das Dasein der Götter erinnerten.

Fromm wie die alten Römer, brachte er den Göttern Opfer dar und sandte häufig Gebete zu ihnen empor.

Seine beiden Töchter zeichneten sich aus, sowohl durch ihren Charakter, als auch durch Verstand und Geistesbildung.

Camilla stand Claudia, der Gattin des Pilatus, an Schönheit nach, aber ihr Geist, der sich durch anhaltendes Studium der Philosophen, Moralisten, Historiker und Dichter wunderbar entwickelt hatte, war glänzender und männlicher.

Allein, wie stolz der alte Römer auf seine Tochter auch sein mochte, so beunruhigte ihn doch ihre Geistesrichtung, vor allem das Erkalten ihres Glaubens an den Polytheismus.

Mehr noch indes betrübte ihn der Skeptizismus seines Schwiegersohnes.

Pilatus hatte eigentlich gar keine Religion. Wie die meisten aufgeklärten Römer jener Zeit betrachtete er den Polytheismus als ein System kindischer, wenn auch poetischer Fabeln.

Das Studium der Philosophie hatte zwar große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt, aber er rechnete sich nicht zu irgend einer bestimmten Schule.

Die Lehre der Stoiker war keineswegs geeignet, seinen Geschmack zu befriedigen. Der Sinnlichkeit Zügel anzulegen und sozusagen nur mit der Seele zu leben; das Laster und alles, was von der Gottheit abwendig macht, als das einzige Übel in dieser Welt anzusehen; Leiden, Krankheiten, Schicksalsschläge nicht als wahres Unglück zu betrachten, und nicht einmal den Tod als das größte Unheil zu fürchten: das war eine allzu strenge Moral für einen Mann, der in Rom alle Genüsse des Lebens verkostet hatte.

Daher zollte er den Platonikern Beifall, als sie das Lehrgebäude des Stoizismus niederrissen; weiter jedoch folgte er ihnen nicht. Auch ihre Anschauungen waren ihm zu ernst, als daß sie ihn hätten fesseln können.

Selbst Epikur hatte ihm nicht zugesagt. Dieser Philosoph hatte noch sittliche Grundsätze. Er lehrte zwar das Streben nach Genuß, aber den wahren Genuß erblickte er in der Tugend.

Die Schüler Epikurs behagten ihm schon eher; denn im Genuß verurteilten sie nur das Übermaß, das imstande war, Schmerz zu verursachen; und wenn die Vernunft über Sinne und Leidenschaften die Herrschaft bewahren mußte, so ließ sie ihnen doch eine gewisse Freiheit und steckte der sinnlichen Lust sehr weite Grenzen. Diesen gemäßigten Epikureismus hatte Pilatus ganz annehmbar gefunden.

– „Meine Philosophie, pflegte er zu sagen, ist äußerst einfach, und je länger ich die Welt beobachtet und das Leben kennen gelernt habe, desto nüchterner ist sie geworden.

„Nach den letzten Ursachen der Dinge forsche ich nicht mehr, weil ich doch überzeugt bin, daß ich sie niemals entdecken werde. Wozu soll ich mich mit nutzlosen Fragen quälen? Wie könnte ich mich mit der Hoffnung schmeicheln, dieses große Rätsel selbst zu lösen, wo es nicht einmal den berühmtesten Philosophen gelungen ist?

„Ich lasse die Dinge an mir vorübergehen, ohne mich zu fragen, woher sie kommen, noch wohin sie gehen, noch woraus sie bestehen.

„Sind sie schön, so bewundere ich sie und versuche sie aufzuhalten, um mich an ihnen zu ergötzen.

„Sind sie dagegen häßlich, so schließe ich meine Augen,

wende mich von ihnen ab oder stoße sie von mir zurück, bleiben sie mir aber auch dann noch im Wege stehen, um mir meine Freuden zu vergällen, so bediene ich mich aller Macht, die mir zu Gebote steht, um sie zu vernichten.

„Und dennoch, den Kampf liebe ich nicht, ich fliehe ihn vielmehr. Ich liebe die Genüsse eines bequemen Lebens, ich liebe die Macht, weil sie Ruhm und Befriedigung gewährt; ich liebe die Reichtümer wegen des Wohllebens, das sie ermöglichen."

Die Gastlichkeit, die Pilatus zu Jerusalem übte, beschränkte sich auf einen sehr engen Kreis, und nur wenige behandelte er als Freunde. So war er denn auch keineswegs volkstümlich. Wer volkstümlich sein will, muß sich tausend und abertausend Opfer auferlegen, und dazu war er durchaus nicht gesonnen.

Insbesondere hatten die jüdischen Priester die Gabe, ihm zu mißfallen; er empfing sie nur, wenn seine amtliche Stellung es unbedingt erforderte.

2. Einige Freunde des Pilatus.

Unter den wenigen Freunden, die im Palaste des Landpflegers verkehrten, befanden sich die beiden Gamaliel, der Fürst Nikodemus, Joseph von Arimathäa, Onkelos und einige römische Offiziere, neben anderen Cajus Oppius, der Centurio von Magdala, der inzwischen zum Befehlshaber der Leibwache des Prokurators befördert worden war.

Cajus Oppius gehörte zwei vornehmen römischen Familien an. Sein Vater war Oppius, aus der Familie Oppia,

und seine Mutter entstammte der „gens" Cornelia. Nach
Abschluß seiner Studien in Rom hatte er Griechenland be-
reist. Darauf war er in eine römische Legion eingetreten,
hatte in Syrien einen Feldzug von einigen Monaten mit-
gemacht und war nach dessen Beendigung an die Spitze einer
Centurie gestellt und nach Magdala abkommandiert worden.

Die Cornelius und Claudius standen zu Rom mitein-
ander in freundschaftlichem Verkehr; und Cajus hatte da-
selbst als einfacher Legionär die damals kaum sechzehnjährige
Camilla kennen gelernt. Der syrische Feldzug hatte ihre
Trennung herbeigeführt; als sie jedoch in Jerusalem wieder
zusammentrafen, lebten ihre Beziehungen in angenehmer Ver-
traulichkeit wieder auf.

Cajus war das Muster eines freimütigen, biederen, tapferen
und hochherzigen Soldaten, ein rechtlichdenkender und gerader
Charakter, ein Geist, der aufrichtig nach Wahrheit suchte.
Sollte er sie jemals finden, so konnte man sicher sein, daß
er dafür einstehen würde.

Er war ein Anwalt des Rechtes, wenn auch die Aussichten
auf Erfolg noch so gering waren. Die verlierende Partei konnte
ebenso bestimmt auf ihn rechnen, als die triumphierende.

Er hatte viel gelesen und viel gelernt, aber er gehörte
keiner Schule an. Als Eklektiker hatte er sich für alle ge-
sunden Anschauungen, die er vortragen hörte, einen offenen
Sinn bewahrt. Aus seinen Briefen an Tullius hat man
schon ersehen können, wie unumwunden er Jesus bewunderte,
und mit welcher Aufmerksamkeit er die messianische Bewe-
gung verfolgte.

Joseph von Arimathäa und der Fürst Nikodemus waren
innig miteinander befreundet, obschon der letztere bedeutend

jünger war. Sie waren vornehme, reiche Herren, die als Mitglieder des Sanhedrins zur Körperschaft der Ältesten gehörten. Aber weit entfernt, das hochmütige Wesen der Hohenpriester zur Schau zu tragen, waren sie vielmehr bescheiden und furchtsam.

Durch ihre Abstammung und ihre Beziehungen zählten sie, wie man zu sagen pflegt, zur herrschenden Klasse; in Wirklichkeit war dies jedoch die Priesterschaft allein.

Mit ihrem Lose zufrieden, erstrebten sie weder Macht noch Ehrenstellen; auf die Ankunft des Messias harrend, verlangten sie nur in Frieden zu leben.

Nikodemus hatte die Schule seines Oheims Gamaliel besucht und sich den Titel eines Lehrers in Israel erworben. Er gehörte der Sekte der Pharisäer an, rechnete sich aber zur gemäßigten Partei. Um der Gerechtigkeit und der Freiheit zum Siege zu verhelfen, hätte er sicherlich keine Schlachten geschlagen; wo sich indes Gelegenheit bot, tadelte er jene, die sie anderen versagten. Joseph von Arimathäa hegte die nämlichen Gesinnungen.

Ohne weiteren Einfluß auf die übrigen Mitglieder des Sanhedrins, erfreuten sich beide der Hochachtung ihrer Kollegen und der allgemeinen Wertschätzung des Volkes, und sorgfältig vermieden sie alles, was ihren guten Ruf hätte schädigen können.

Aufrichtigen Herzens suchten sie nach Wahrheit; insgeheim waren sie Jesus zugetan, und der erbitterte Kampf, den ihre Amtsgenossen wider den jungen Propheten begonnen hatten, erfüllte sie mit Betrübnis. Indes aus Furcht, sich Feinde zu machen und ihre Stellung zu gefährden, unterließen sie es, sich offen als seine Jünger zu erklären.

Als darum Nikodemus eine erstmalige Unterredung mit Jesus nachsuchte, wählte er dazu das Dunkel der Nacht. Sein Gewissen drängte ihn zu einem solchen Schritte, aber aus Menschenfurcht mied er die Öffentlichkeit.

Diese Unterredung versetzte ihn in große Unruhe, wovon er Gamaliel Mitteilung machte.

Gamaliel, mit dem Beinamen „der Ältere", war ein Enkel des berühmten Hillel, dessen Geistesgaben, Gelehrsamkeit und Ansehen er geerbt hatte.

Er war Gesetzeslehrer und Mitglied des Sanhedrins; seine Schule galt als die berühmteste in ganz Jerusalem, und zahlreiche Wißbegierige umringten seinen Lehrstuhl. Sie kamen aus Alexandrien und selbst aus Athen. Wir nennen Onkelos, Nikodemus, Saulus aus Tarsus (später der heilige Paulus), Barnabas, des letzteren Begleiter auf seinen apostolischen Reisen; Lucius aus Cyrene, Manahem, Milchbruder des Vierfürsten Herodes, und Stephanus, den ersten Märtyrer des Glaubens.

Der große Meister war ein Jude durch und durch, ein treuer und eifriger Anhänger des mosaischen Gesetzes, der sich aber aufrichtig nach der Ankunft des Messias sehnte.

Mit gewissenhafter Sorgfalt merkte er sich darum alles, was er über Jesus von Nazareth in Erfahrung bringen konnte, und als er eines Tages im Tempel den Worten des Propheten gelauscht hatte, war er von Bewunderung und Staunen ergriffen worden.

„Wie ist es möglich, sagte er zu Nikodemus, daß dieser junge Rabbi, der weder meine, noch eines anderen Meisters Schule besucht hat, die Schrift besser kennt als ich, der ich mich doch seit fünfzig Jahren mit dem Studium derselben befasse?

„Es ist ein ganz außergewöhnlicher Mensch, und was er sagt, ist noch von keinem anderen Propheten gesagt worden.

„In jugendlichen Jahren habe ich meinen Großvater Hillel gehört, ich war Zeuge seiner herrlichsten rednerischen Triumphe; aber niemals hat er gesprochen wie Jesus von Nazareth. Niemals hätte er es gewagt, Worte zu reden, wie sie aus dem Munde dieses Propheten hervorströmen.

„Kein Mensch, den uns die Geschichte nennt, hat jemals Worte gesprochen wie diese: Ich bin der Weg und die Wahrheit . . .

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. So bestätigt er das Glaubensbekenntnis Jobs, des Dulders, das zugleich eine Weissagung ist: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt . . .

„Eine solche Sprache, Nikodemus, scheint mir unbegreiflich, und wenn dieser Mensch nicht der Sohn Gottes ist, was ist er dann?"

Gamaliel war als Schriftgelehrter das Haupt der alten Schule; er war der Träger der Überlieferung. Daneben behauptete sich jedoch die junge Schule, die neuen Anschauungen huldigte und Onkelos als Führer anerkannte.

Ein vornehmer und gebildeter Grieche, aus einer alten delphischen Familie hervorgegangen und im Heidentum erzogen, hatte Onkelos bis zu einem Alter von fünfundzwanzig Jahren nur die Götter des Olymp gekannt.

Schon vorher hatte er die Überzeugung gewonnen, daß Griechenland einer religiösen Wiedergeburt bedurfte; und die Sophisten boten alles auf, um Formeln und Lehren zu finden, die geeignet wären, diesem Bedürfnis der Menschheit abzuhelfen.

Aber die eine Schule untergrub das Ansehen der anderen, und das große und tiefe Mißbehagen, das zum Selbstmord führt, ergriff die Gesellschaft.

Man glaubte nicht mehr an die Götter — sie waren allzu lächerlich geworden. Und dennoch vermißte man sie. Man verlangte nach anderen, und die denkenden Geister, die um die Zukunft der Menschheit besorgt waren, fragten sich, welche Götter den verlassenen Olymp wieder bevölkern sollten.

Der Himmel schien verschlossen: Wer war imstande, ihn zu öffnen?

Einst hatte das delphische Orakel gesprochen, und eine neue Zeit hatte es angekündigt; aber schon längst war es verstummt.

So hatte sich denn Onkelos entschlossen, Jerusalem im Judenlande aufzusuchen, und dort war er Schüler Gamaliels geworden. Der salbungsvolle und gelehrte Meister hatte ihn von der Haltlosigkeit des Polytheismus überzeugt, und schließlich war er zum Judentum übergetreten, dem er fortan mit pharisäischer Unduldsamkeit anhing, wenn er auch zu den Sadduzäern freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Er verbrannte, was er angebetet hatte. Die Götter Griechenlands erfüllten ihn mit Abscheu.

Sogar das Erbteil, das seine Eltern ihm hinterlassen hatten, war in seinen Augen unrein, und um seiner Verachtung für die Heiden und ihr Gold recht deutlich Ausdruck zu verleihen, warf er es in das Tote Meer.

Dieser letzte Zug ist einem Juden allerdings unverständlich; denn die Juden verabscheuen wohl die Heiden, aber ihr Geld nehmen sie gern.

Onkelos war im mosaischen Gesetze sehr bewandert, er ist bekannt als Verfasser einer Erklärung zum Pentateuch, in chaldäischer Sprache, die heute noch von den Juden mit Vertrauen und Bewunderung gelesen wird.

Indes gegen die griechische Philosophie hegte er nicht dieselbe Abneigung, wie gegen den delphischen und korinthischen Polytheismus. Er hatte nicht aufgehört, Sokrates und Plato zu bewundern, und sich selbst hatte er ein religiöses Idealsystem ausgedacht, von welchem er sich so sehr bestechen ließ, daß er glaubte, dem erwarteten Messias würde die Aufgabe zufallen, dieses Ideal zu verwirklichen.

Es beruht auf einer Verschmelzung des reinsten Platonismus mit dem mosaischen Gesetze. Man begreift, daß Onkelos mit solchen Anschauungen kein Jünger Jesu werden konnte.

Simeon Gamaliel war sein intimster Freund. Ein neues Band hatte sich um beide geschlungen: ihre gemeinsame Bewunderung für Camilla, die sie sich gegenseitig anvertraut hatten.

Gamaliel der Jüngere war ganz anders geartet wie sein Vater. So versöhnlich und friedfertig dieser war, ebenso fanatisch und unduldsam der Sohn. Er war ein Schweiger. Langes Gerede liebte er nicht, dafür um so mehr tatkräftiges und rücksichtslos vorgehendes Handeln.

In der Schule seines Vaters hatte er sich die Kenntnis des mosaischen Gesetzes erworben; aber nur der Buchstabe, nicht der Geist, der lebendig macht, hatte sich ihm erschlossen. Hochmütiger Pharisäer, eingenommen von seiner Wissenschaft, die er von seinen Vorfahren, insbesondere von seinem Urgroßvater Hillel, den er beständig zitierte, geerbt zu haben glaubte, trug er ein unversöhnliches und selbstbewußtes Wesen zur Schau.

Seines Erachtens konnte der Messias nicht aus bescheidenen und ärmlichen Verhältnissen hervorgehen, wie Jesus von Nazareth. Sein Messias mußte vielmehr ein Fürst sein,

als Sohn Davids, und ein mächtiger Eroberer, als Wiederhersteller des Reiches Israel.

Wie sein Vater war er Mitglied des Sanhedrins, und in dieser erlauchten Versammlung erfreute er sich bereits eines hohen Ansehens. Die Namen Gamaliel und Hillel umgaben seine Stirne wie mit einem Glorienschein, und sein Schweigen schrieb man seiner Weisheit zu.

Überaus vornehm war der Ausdruck seiner Gesichtszüge, dazu war er von hoher Statur, und seine edle Haltung gebot Achtung und Ehrfurcht.

In einem Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte sein Vater ihn nach Rom geschickt, um daselbst die lateinische Literatur, die römische Geschichte und die Wandlungen des Polytheismus zu studieren. Der Vater hatte gehofft, daß die Reise, die Berührung mit anderen Völkern, die Wahrnehmung anderer Sitten und der Einfluß anderer Ideen dem Jüngling weitherzigere und versöhnlichere Anschauungen vermitteln würden; denn er selbst war es, der seine Übertreibungen und seinen Fanatismus tadelte.

Aber der römische Aufenthalt hatte diesen Erfolg keineswegs gezeitigt. Der in den Schulen herrschende Skeptizismus, der entwürdigende Götzendienst und die sich in allen Verhältnissen breitmachende Sittenverderbnis hatten ihn empört, und romfeindlicher als zuvor war er zurückgekehrt.

Seitdem beteiligte er sich an geheimen Machenschaften und schlug sich zur Partei der Nationalisten, die man später als „Zeloten" bezeichnet hat, und deren Pläne dahin gingen, um jeden Preis das römische Joch abzuschütteln.

Seine Liebe zu Camilla trieb ihn noch tiefer in die Netze dieser Partei hinein, als er bemerkte, daß die junge

Römerin seine Gesinnungen nicht teilte und anscheinend zu den von Jesus gepredigten neuen Lehren hinneigte.

Das waren die Männer, die den religiösen, namentlich den mit dem Messianismus zusammenhängenden Fragen ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten und sich des öfteren zu gemeinsamen Besprechungen einfanden, entweder in den Empfangsräumen des Landpflegers, oder beim Fürsten Nikodemus, der in der Nähe des Damaskustores einen prächtig ausgestatteten Palast bewohnte, und zuweilen auch bei Joseph von Arimathäa, dessen Villa am Abhange des Garebhügels, nordwestlich vom Golgatha, lag.

Nun weiß man aber, wie sehr religiöse Erörterungen die Gemüter in Spannung halten, und wird sich infolgedessen nicht wundern, daß sie, wo immer die genannten Persönlichkeiten zusammentrafen, den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung bildeten. Meine Leser, scheint mir, werden daran um so mehr Interesse finden, als sie uns die besondere Geistesrichtung der damaligen Zeit mit aller Deutlichkeit erkennen lassen.

3. Religiöse Erörterungen.

Bei den Heiden, und nicht weniger bei den Juden, hatten die erleuchtesten Geister eine gewisse Vorahnung, daß die alten religiösen und politischen Einrichtungen verschwinden und neue Zeiten für die Welt hereinbrechen würden.

Indes welche Rasse und welche Persönlichkeit sollte den Frühling bringen, dessen die Völker so sehr bedurften? Das war die große Frage. Und diese Frage war aus einer rein

theoretischen zu einer praktischen geworden. Es war so
recht die Frage des Tages; denn ein großer Prophet war
erstanden, der dem Volke feierlich erklärte: Dieser Erneuerer,
dieser Messias, den ihr erwartet, bin ich selbst, und Gott ist
es, der mich zu euch sendet!

Religiöse Zukunft und Messianismus bildeten den Gegen-
stand der Erörterungen, nicht nur in den Synagogen und auf
öffentlichen Plätzen, sondern auch in den gesellschaftlichen Zu-
sammenkünften beim römischen Landpfleger.

Cajus Oppius war es, der eines Abends das Gespräch
auf dieses Thema lenkte, indem er bemerkte: Mir scheint,
daß die Zeiten, die unser Dichter Vergil besungen und die
Sibylle von Cumä angekündigt hat, nunmehr gekommen sind.
Rom steht am Ende seiner geschichtlichen Entwickelung, nach-
dem es um Griechenland bereits geschehen ist; und die römische
Zivilisation, auf die wir so stolz sind, wird bald zu den
morgenländischen Zivilisationen in die Nacht der Vergangen-
heit sinken.

Der alte Claudius erwiderte: Was du für Nacht hältst,
ist nur eine Sonnenfinsternis. Warte nur einen Augenblick
und das helle Tagesgestirn wird in seinem gewohnten Glanze
erstrahlen, Rom ist unsterblich.

Cajus. – Ich behaupte nicht das Gegenteil und hoffe,
daß Rom nicht sterben wird. Aber es wird sich neu gestalten.
Nur unter der Bedingung wird es fortbestehen, daß es sein
nationales Leben durch eine neue Religion verjüngt.

Und was für Rom gilt, das gilt in nämlicher Weise
auch für Griechenland. Nicht wahr, Onkelos, das ist eben-
falls der Glaube und die Hoffnung deiner Heimat?

Onkelos. – Mehr als dreihundert Jahre sind vergangen,

seit unser großer Plato das Erscheinen eines himmlischen Gesandten ankündigte, der uns den wahren Gottesdienst lehren würde. Oft habe ich mir selbst die Frage gestellt, wo er diese erhabene Hoffnung wohl habe schöpfen können. Verdankte er sie den sibyllinischen Weissagungen? Gründete sich seine Überzeugung nur auf die Erfahrung, daß der menschliche Geist aus sich selbst außerstande ist, die Verehrung, die er Gott schuldig ist, zu erkennen?

Oder hatte er sie vielleicht gewonnnn durch seine Beziehungen mit den Juden und die Kenntnis ihrer heiligen Bücher?

Ich weiß es nicht; nur eines ist sicher, daß er von einem erwarteten göttlichen Gesandten redet und dessen Leben und Tod fast in den nämlichen Ausdrücken beschreibt, wie der Prophet Isaias. Ich begreife nicht, wie er gewisse Seiten seiner Werke hätte schreiben können, wenn ihm die Schriften der Propheten nicht bekannt gewesen wären.

Nikodemus. – Wenn Plato also spricht, hat er dann etwa nur seine persönlichen Anschauungen zum Ausdruck gebracht, oder machte er sich zum Echo einer Überzeugung, die im griechischen Volke allgemein verbreitet war?

Onkelos. – Meines Erachtens war er der Dolmetscher einer längst gehegten Erwartung. Diesen Glauben finde ich übrigens im Prometheus des Äschylus und an manchen Stellen bei Sokrates in beredtester Weise bestätigt.

Nikodemus. – Hat er sich denn in Griechenland von Geschlecht zu Geschlecht vererbt?

Onkelos. – Seinen bleibenden Ausdruck hat er gefunden in einem Tempel zu Athen, der „dem Unbekannten Gotte" gewidmet ist.

Gamaliel. – Und der nämliche Glaube herrscht bei den Persern und Ägyptern.

Camilla. – Unsere Dichter in Italien haben die orienta-lischen Überlieferungen aufgegriffen, und Vergil hat sie in getreuester und vollständigster Weise aufgezeichnet. Ich habe seine vierte Ekloge zur Hand, in der Tat ein merkwürdiges Gedicht.

Camilla begann zu lesen. Aber ihr Vater unterbrach sie:

– Das sind nur poetische Träumereien, die einzig und allein bei solchen Anklang finden, die den Glauben an den Polytheismus verloren haben. Ich für meine Person bleibe dem Glauben meiner Väter treu. Er ist es, dem Rom seine Größe verdankt; seine Vernachlässigung wird auch den Ruin des Vaterlandes bedeuten.

Was die Abnahme unserer Religion angeht, so gebe ich mich darüber keiner Selbsttäuschung hin. Sie ist eine not-wendige Folge der Sittenverderbnis. Wir brüsten uns mit unseren Reichtümern und unserer Verschwendung, aber gerade darin liegt die Ursache unseres Verfalles.

Als die Römer noch einfach lebten und noch nicht daran dachten, die Schätze und Reichtümer der besiegten Völker, seltsame Möbel, kostbare Gewebe, weiche Teppiche und Kunst-gegenstände aller Art aufzuhäufen, lieferte jede Familie dem Vaterlande tapfere und kräftige Soldaten, tugendhafte Bürger und pflichttreue Beamten. Doch ach, die Zeiten sind andere geworden!

Die Juden weigern sich, mit uns zu verkehren. Sie halten sich abseits, weil sie unsere Laster fürchten, und sie haben recht.

Die Geschichte wiederholt sich übrigens. Ägypten und Griechenland sind uns auf dem Wege des Verfalles voraus-

gegangen, und die nämlichen Ursachen werden bei uns die nämlichen Wirkungen zeitigen. Aber trotzalledem glaube ich nicht an den endgültigen Verfall unserer Religion.

Pilatus. – Ich dafür um so mehr, und ich bin überzeugt, daß sie keinen neuen Frühling erleben wird. Die Zeit der Religionen ist vorüber. Die angehenden Staatengebilde bedurften ihrer, und ehemals waren sie mit Schlachttrompeten vergleichbar; heute indes sind sie nur noch mißtönende Zimbeln.

Sie waren Leuchttürme in den Zeiten der Finsternis; seit Augustus aber sind sie zu rauchigen und russigen Laternen herabgesunken.

Ich begreife wohl, daß sich manche von religiösen Neuheiten noch beeinflussen lassen; aber diese Neuheiten werden von kürzerer Dauer sein als der alte Kram Ägyptens und Griechenlands.

Ich bin keineswegs ein gottloser Mensch. Mit Ovid glaube ich, daß ein Gott die Erde und den Menschen gebildet hat, indem er sie vom Chaos absonderte. Aber wo ist dieser Gott? Wie ist er geschaffen, und in welchem Verhältnis stehen wir zu ihm? Niemand weiß es, und darum sind die Religionen weiter nichts als wunderliche Grillen. Gott allein hätte uns darüber belehren können. Indes, nichts beweist, daß er es getan habe.

Wenn es Leute gibt, die behaupten, Gott habe zu ihnen geredet und ihnen den Auftrag erteilt, die Menschen zu unterweisen, so sind es entweder Betrüger oder Betrogene und Verrückte.

Ein persönlicher Freund des Landpflegers, Pankreas mit Namen, ein gebildeter Grieche, wandte darauf ein:

– Landpfleger, fast stimme ich mit dir überein; nur ist

die Grundlage meines Glaubens eine andere. Was mi[illegible]
angeht, so unterscheide ich nicht zwischen Ursache und Wirkungen
zwischen Schöpfer und Schöpfung. Beide sind nur Eines, un[illegible]
dieses Eine ist Gott. Er ist Geist und Körper zugleich. Seine[illegible]
Körper sehe ich: es ist das Weltall; und ich nehme an, da[illegible]
dieser Körper eine Seele hat, die zwar unsichtbar ist, dere[illegible]
Wirken nach außen hin aber meinen Beobachtungen unterliegt

Pilatus. — Und seit wann besteht dieser Körper?

Pankreas. — Er ist ewig, wie der Geist.

Pilatus. — Und alles ist Gott?

Pankreas. — Alles.

Pilatus. — Du selbst auch?

Pankreas. — Ich selbst bin nur ein Teil Gottes.

Pilatus brach in schallendes Gelächter aus und erwiderte „Mein bester Pankreas, an deinen Gott vermag ich nich[illegible] mehr zu glauben, seitdem ich weiß, daß du ein Teil davo[illegible] bist. Ebensowenig glaube ich, daß die Hohenpriester ihn je als ihren Messias anerkennen werden, an den ich übrigens auch nicht glaube."

Gamaliel der Jüngere. — Ich aber, Prokurator, ich glaube an ihn und erwarte ihn. Selbst wenn die Proheten uns keinen Messias verheißen hätten, würde ich doch an seine nahe bevorstehende Ankunft glauben.

Pilatus. — Warum das?

Gamaliel der Jüngere. — Weil die Welt seiner bedarf. Weil Gott, wenn er existiert, und daran zweifelst du ja nicht, nicht länger zugeben kann, daß er gänzlich von der Gunst eines einzigen Menschen, der sich Tiberius nennt, abhängig sei. Gesetz und Gerechtigkeit, Rechte und Freiheiten sind dahin. Selbst eure römischen Götter sind zur Fabel geworden. Nur

noch einen Gebieter gibt es, der alle und alles beherrscht, und dieser Gebieter ist ein Scheusal.

Pilatus. – Gamaliel, eine solche Sprache darf ich unter meinem Dache nicht gestatten. Ich bin der Stellvertreter des Kaisers und will nicht, daß man in meiner Gegenwart die ihm schuldige Ehrerbietung verletze.

Gamaliel der Jüngere. – Entschuldige, Prokurator, daß ich mich in der ersten Erregung von meinen nationalistischen Gefühlen hinreißen ließ. Ich sehe ein, daß ich in deinem Hause die politische Frage nicht mit der religiösen verquicken darf. Ich habe nur meine zuversichtliche Überzeugung zum Ausdruck bringen wollen, daß unsere heutige Welt eines Erlösers bedarf, und daß er, wenn ich die Propheten recht verstehe, nicht lange mehr auf sich warten läßt.

* * *

So führten alle Gespräche zu religiösen Erörterungen und endigten mit Jesus von Nazareth, dessen Persönlichkeit die Geister in Spannung hielt.

Camilla nahm oft daran teil, und manche ihrer Zwischenbemerkungen waren durchaus zutreffend.

Namentlich aber hörte sie mit größtem Interesse den Sprechenden zu, und gerade um sie in ihrer Gruppe zurückzuhalten, riefen Cajus und Onkelos die Erörterungen hervor, bald mit Gamaliel und Nikodemus, bald mit dem Landpfleger und dem greisen Patrizier.

– Nikodemus, sagte Cajus eines Tages, die Wahrheit des Monotheismus will ich zwar zugeben, allein die Natur selbst führt die Menschen zum Pantheismus, der Religion des Pankreas, und mir scheint, daß er ungefähr auf den Polytheismus hinausläuft.

Es ist das eine geschichtliche Tatsache. Wie erklärst du nun, daß die Hebräer Monotheisten geblieben sind? Führst du es vielleicht auf den Umstand zurück, daß sie der semitischen Rasse angehören?

Nikodemus. – Keineswegs. Sind doch die Völker, die uns umgeben, semitischer Herkunft, und trotzdem üben sie den Götzendienst. Ihre Nachbarschaft bildete sogar zu allen Zeiten für uns die größte religiöse Gefahr. Und wo immer Israel durch Götzendienst versündigte, war es von semitischen Völkern dazu verleitet.

Cajus Oppius. – Wo findest du denn die Ursache, daß euer Volk dem monotheistischen Glauben durch so lange Jahrhunderte treu geblieben ist?

Nikodemus. – Die Ursache ist übernatürlich; so geht es aus unseren heiligen Büchern hervor. Sie beschränkt sich indes auf die Nachkommen Jakobs, auf das auserwählte Volk. Ohne die Offenbarung, ohne unseren beständigen Verkehr mit Gott durch die Vermittlung unserer Propheten, und ohne die Züchtigungen, die der Allerhöchste hin und wieder über uns verhängte, hätten wir es den anderen Völkern nachgemacht und wären ebenfalls dem Polytheismus anheimgefallen. So ist es mit jenen semitischen Völkerschaften geschehen, die ihren Ursprung nicht auf Jakob zurückführen und in Phönizien, Chaldäa und Ägypten wohnen. Aber das ist noch nicht alles. Die Lehre von dem einen Gott ist nicht das einzige Dogma unseres Glaubens. Wir haben ein anderes, das ebenso wichtig ist und jenem sogar seine wunderbare Lebenskraft bewahrt hat: die Erwartung des Messias. Schon seit vielen Jahrhunderten glauben die Hebräer, daß er kommen und das Reich Gottes auf Erden aufrichten wird.

Dieses Reich aber wird das unsere sein, weil wir das Volk Gottes sind; und beachte wohl, daß es nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft angehört, infolgedessen also nicht altern kann. Unser Glaube ist eine Hoffnung, und diese Hoffnung erhält uns am Leben.

Cajus Oppius. — Aber die Hoffnungen sterben, wie alles andere dahinstirbt. Wie konnte eure Hoffnung lebendig bleiben, da sie nach so langen Jahrhunderten sich nicht verwirklichte? Der Mensch wird endlich des Wartens müde.

Nikodemus. — Du hast recht, und eben darum erblicke ich in dieser geschichtlichen Erscheinung eine übernatürliche Ursache. Und ich finde darin einen weiteren Beweis dafür, daß Jehovah sein Volk Israel allezeit beschützt hat.

* * *

Zuweilen entspann sich die Erörterung unvermittelt über Jesus von Nazareth und seine Lehre, die zwar von allen als außergewöhnlich anerkannt wurde, deren göttlichen Charakter man indes nicht zugestehen wollte.

Onkelos war es, der am entschiedensten jeden Gedanken an eine göttliche Eingebung in den Predigten des Nazareners zurückwies.

— Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, sagte er zu Gamaliel dem Älteren, das er Lehren vorträgt, die vor ihm bekannt waren. Manches davon ist selbst den griechischen Philosophen entlehnt.

Gamaliel. — Und was folgerst du daraus, angenommen, daß es auf Wahrheit beruhe?

Onkelos. — Ich folgere und schließe daraus, daß Jesus seine Jünger täuscht, wenn er ihnen sagt, daß seine ganze Lehre göttlich sei.

Gamaliel. – Aber, mein lieber Onkelos, Jesus braucht eine Wahrheit doch nicht aus dem Grunde zu verwerfen, weil einige eurer Philosophen sie schon vor ihm gelehrt haben. Die Wahrheit ist aus sich selbst göttlichen Charakters, und diesen Charakter verliert sie keineswegs dadurch, daß sie von Plato, Sokrates oder Zeno verkündigt wird. Etwas Göttliches ist im Genie, und nur indem es sich vermenschlicht, kann das Göttliche zu uns gelangen, aber darum hört es nicht auf, göttlich zu sein. Ich glaube nicht, daß Jesus die griechische Philosophie jemals studiert habe; vorausgesetzt trotzdem, daß er ihr einige Wahrheiten, die er lehrt, entlehnt habe, so würden sie darum doch nicht weniger göttlich sein; dann aber kann er mit Recht zu seinen Jüngern sagen: „Diese Wahrheiten kommen von Gott."

Onkelos. – Aber unsere Philosophen waren weder Götter, noch Propheten, wie die Männer, die Jehovah den Juden gesandt hat, um sie in der Wahrheit zu unterweisen.

Nikodemus. – Nein, sie waren nicht inspiriert. Aber dies eben, mein lieber Onkelos, ist ein großes geschichtliches Problem, das man sorgfältig ergründen muß.

Woher sind der Menschheit jene Wahrheiten gekommen, die von den alten Weisen erkannt und gelehrt wurden? Wir allerdings glauben an eine ursprüngliche Offenbarung, die von seiten Gottes selbst an die Menschen ergangen ist; aber die übrigen Völker, wie sind auch sie in den Besitz des Wahrheitsgehaltes gelangt, den wir in ihren Büchern finden?

Hat sich die ursprüngliche Offenbarung durch Überlieferung bei ihnen weitervererbt? Oder haben sie sich allein durch die Kraft ihrer Vernunft zur Kenntnis jener Wahrheiten emporgeschwungen?

Das ist das geschichtliche Problem. Indes, wie dem auch sei, die Wahrheit ist immer die Wahrheit. Möge nun das Gewissen oder die Vernunft oder auch die Weisen uns die Wahrheit lehren, immer ist sie doch göttlichen Ursprungs; und wenn Jesus die Wahrheit predigt, so hat er das Recht zu behaupten, seine Lehre komme von Gott.

Es liegt ihm ferne, uns ein neues, von ihm freierfundenes Gesetz zu geben, vielmehr sagt und versichert er unablässig, daß er nicht gekommen sei, um das alte Gesetz abzuschaffen, sondern es zu erfüllen und zu vervollkommnen. Du selbst, Onkelos, stellst die Behauptung auf, das mosaische Gesetz sei nicht unveränderlich und könne entwickelt und erweitert werden. Das ist auch meine Ansicht. Und täusche ich mich nicht, so willst du, unter Benützung des Besten, das die griechische Philosophie bietet, zu dieser Vervollkommnung gelangen.

Wenn es sich demnach bewahrheitet, daß Jesus von Nazareth einige seiner Lehren Plato und Sokrates entlehnt, so müßtest du im Einverständnis mit ihm arbeiten; bist du doch, trotz deiner Bekehrung zum Judentum, ein treuer Anhänger jener großen Philosophen geblieben.

Onkelos besann sich verlegen auf eine Antwort, als Nikodemus eingriff und dem Gespräch eine andere Wendung gab.

4. Neue Streitfragen.

Nicht selten war es das gastliche Heim des Fürsten Nikodemus, das die oben erwähnten Persönlichkeiten beherbergte. Auch dort bildete die messianische Frage, die mehr

als je an der Tagesordnung war, immer wieder den Gegenstand der Unterhaltung.

Von den Lehrern in Israel, die als Mitglieder des Sanhedrins nicht der Priesterschaft angehörten, erfreuten sich Gamaliel und Onkelos des höchsten Ansehens. Sie waren nicht nur beredt und literaturkundig, sondern man rühmte auch ihre Gelehrsamkeit und ihre gründliche Kenntnis der heiligen Schriften.

Eines Abends wandte sich Nikodemus an Onkelos mit folgender Frage: Wie deutest du und auf wen beziehst du den Namen Scheloh in der Weissagung des Patriarchen Jakob, die da lautet:

> „Das Zepter wird nicht von Juda weichen . . .
> Bis Scheloh kommt:
> Ihm werden die Völker gehorchen.“

Onkelos. – Der Sinn der Weissagung selbst ist nicht zweifelhaft, und alle Lehrer in Israel deuten sie auf den Messias: mit anderen Worten, sie sagen, daß der Messias kommen wird, sobald Juda sein Zepter, das heißt, seine Selbständigkeit verloren hat.

Die einzige Schwierigkeit liegt in der Deutung des Namens, den Jakob dem Messias beilegt.

Er nennt ihn Scheloh. Welcher Sprache ist dieses Wort entnommen? Meines Erachtens will es besagen: Jener, dem die Herrschaft gehört; andere behaupten: dem das Zepter gehört. Beide Auslegungen stimmen indes dem Sinne nach miteinander überein.

Nikodemus. – Von der sprachlichen Bildung des Namens wollen wir absehen; übrigens bist du also der Ansicht, daß Jakob damit den Messias bezeichnet?

Onkelos. – Ja.

Nikodemus. – Dann allerdings wäre die Zeit gekommen, daß die Weissagung in Erfüllung gehe, weil tatsächlich das Zepter von Juda gewichen ist.

Onkelos. – Offenbar.

Nikodemus. Warum sollte dann Jesus von Nazareth nicht der verheißene Messias sein?

Onkelos. – Will er, daß ich an ihn glaube, so bemächtige er sich des Zepters! Er entreiße es den ungläubigen und sklavischen Händen eines Herodes! Er richte es nur auf, jenes Königtum, das den Juden die Weltherrschaft verbürgt, weil doch der heilige Patriarch verheißen hat, daß alle Nationen ihm huldigen werden!

Das ist das Wunder, das ich von ihm verlange, wenn er sich als Messias ausweisen will.

Was kümmert es mich, daß er die Kranken und Gebrechlichen heilt, daß er den Blinden das Licht der Augen und den Stummen die Sprache wiedergibt? Das haben andere Propheten vor ihm getan ... Anstatt die Besessenen vom Bösen Geiste zu befreien, befreie er doch sein Volk von der Herrschaft der fremden Unterdrücker!

Wenn er Jerusalems einstige Herrlichkeit und Macht wiederherstellt, so will ich der erste sein, der ihm Huldigungen darbringt.

Vermag er aber dieses große Werk, das einzige Wunder, das uns interessiert, nicht zu vollbringen, so beweist er nur, daß er nicht der Messias ist. –

Pilatus, der aus einiger Entfernung die letzten Worte vernommen hatte, trat hinzu und bemerkte:

— Deine romfeindlichen Gesinnungen waren mir bishe unbekannt, Onkelos.

— Ich bin durchaus nicht romfeindlich gesinnt, Proku rator, und niemals habe ich in der römischen Herrschaft ein unerträgliche Tyrannei erblickt. Im Gegenteil bin ich de Ansicht, daß die römische Kolonialpolitik weitschauend ist und uns alle notwendigen Freiheiten beläßt. Aber wir sind da- mit zugange, die messianischen Eigenschaften Jesu von Naza- reth einer Prüfung zu unterwerfen, und da ich kaum ge- neigt bin, ihm dieselben zuzuerkennen, erlaubte ich mir fol- gende Beweisführung: Der Messias muß das Reich Juda wieder aufrichten; nun ist aber Jesus von Nazareth nicht imstande, dieses Wunder zu vollbringen; mithin ist er nicht der Messias.

Gamaliel. — Kennst du ihn persönlich?

Onkelos. — Ich habe einmal eine Gruppe meiner Lands- leute begleitet, die eine Unterredung mit ihm erbeten hatten; was er uns sagte, schien mir allerdings seltsam.

Gamaliel. — Erzähle!

Onkelos. — Du magst urteilen. Nachdem ich ihm mein Ideal religiöser Erneuerung, eine wechselseitige Ergänzung platonischer und mosaischer Lehren auseinandergesetzt hatte, sagte ich endlich: Meister, es liegt doch sicherlich nicht in deiner Absicht, das mosaische Gesetz und das Priestertum abzuschaffen?

Er antwortete mir: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen . . . Niemand gießt jungen Wein in alte Schläuche; sonst sprengt der junge Wein die Schläuche und läuft selber aus und auch die Schläuche verderben."

Noch immer schaute ich ihn fragend an, und er fuhr fort: „Niemand setzt ein Stück von einem neuen Kleide auf ein altes Kleid.“

Ich verstand, was das heißen sollte: Euer Plato, euer Sokrates und euer jüdisches Priestertum sind alte Schläuche und alte Kleider: Was soll ich damit anfangen?

Ich runzelte die Stirne und kehrte ihm den Rücken.

Gamaliel. – Du wirst zugeben müssen, daß er einem Lehrer in Israel, der ihn über seine Sendung belehren wollte, kaum geistreicher antworten konnte.

Onkelos. – Aber ich mußte es als Beleidigung empfinden, und überdies hat er damit den großen Philosophen Griechenlands Schimpf angetan.

Gamaliel. – Keineswegs. Denn im Grunde genommen, machte er dir eine durchaus zutreffende und gerechtfertigte Bemerkung. Du sprachst ja von religiöser Erneuerung; das heißt, du wolltest aus der alten Religion einen neuen Wein machen, die alten Formeln und den alten Kultus wolltest du aber nichtsdestoweniger beibehalten. Er hat dir geantwortet, den neuen Wein müsse man in neue Schläuche gießen, mit anderen Worten, es bedürfe einer neuen Dogmatik; und das neue Stück müsse man auf ein neues Kleid nähen, mithin bedürfe es ebenfalls eines neuen Kultus.

Onkelos. – Nun erklärt er aber, er sei das Wort, und diesen Titel entlehnt er den Platonikern, die an einen Logos glaubten, an eine Art göttlicher Emanation, die den Verkehr zwischen Gott und dem Menschen vermitteln soll.

Gamaliel. – Aber, Onkelos, gerade dieser Titel müßte dir gefallen und dich ihm näher bringen.

Onkelos. – Weit gefehlt. Der Logos der Platoniker ist keine von Gott getrennte Persönlichkeit oder Inkarnation. Plato hat niemals an einen menschgewordenen Logos gedacht.

Gamaliel. – Jesus von Nazareth hat also den Platonikern nichts zu verdanken; er steht hoch über ihnen, wenn er spricht: Ich bin der Logos, das Wort!

Onkelos. – Ich will dir meine Ansicht über den Galiläer freimütig heraussagen: Er ist vielleicht ein großes Genie; es fehlt ihm aber die rechte Besonnenheit, und sein Ehrgeiz wird ihn ins Verderben stürzen. Man preist ihn öffentlich als Propheten und Wundertäter. Gäbe er sich damit zufrieden, so würde ihm wohl niemand diesen Ruhm streitig machen. Aber er träumt sich das Unmögliche. Er will, daß man ihn für Gott halte; das ist ein Wahnsinn, der bei einem so hervorragenden Menschen unbegreiflich ist und ihn zweifellos zu einer baldigen Katastrophe führen wird.

Pilatus. – Ungefähr wie du denke auch ich, Onkelos; Jesus ist ein außergewöhnlicher Mensch, offenbar ein Genie ohnegleichen; und wenn die äußeren Umstände, denen die großen Männer ihren Ruhm verdanken, ihn begünstigen, so wird er, daran zweifle ich nicht, in der Geschichte einen hochgepriesenen Namen hinterlassen; aber wie manche andere, die man für große Männer gehalten hat oder es in der Tat gewesen sind, wird er nur diesen Namen allein auf die Nachwelt vererben. Mit ihm wird es sein wie mit einem Schiffe, das die Wellen, die es durchschneidet, bis auf den Grund aufwühlt und doch nur einen Schaumstreifen, der bald wieder verschwindet, hinter sich zurückläßt.

Was will er? Ich weiß es nicht. Ich habe mich bei solchen erkundigt, die ihn gehört haben; ich konnte jedoch

nichts erfahren, was uns über seine eigentlichen Pläne und seinen wahren Ehrgeiz Aufschluß geben könnte.

Nikodemus. – Über seinen Ehrgeiz! Aber das ist eine Beschuldigung, die von Kaiphas und den Hohenpriestern gegen ihn erhoben, die jedoch angesichts der Tatsachen hinfällig ist.

Tatsache ist nämlich, daß er seinen bevorstehenden Tod voraussieht und voraussagt, und daß er nichts versucht, um demselben zu entgehen. Er will ihn vielmehr; denn, sagt er, er bedürfe desselben zur Aufrichtung seines Reiches.

Pilatus. – Dann ist er ein Narr!

Nikodemus. – Oder ein Gott! Denken wir ein wenig nach, Prokurator. Da ist ein Mann von 33 Jahren. Er steht in der Vollkraft seines Lebens. Es zieren ihn die glänzendsten Eigenschaften, und seine Vorzüge sind so außergewöhnlich, daß die menschliche Vernunft wie vor einem unlösbaren Rätsel steht. Das Volk liebt und bewundert ihn. Die Menge folge ihm bis tief in die Wüste hinein, um seine Worte zu vernehmen, und denkt nicht einmal daran, sich mit der nötigen Speise zu versehen. Er sättigt sie auf wunderbare Weise. Man will ihn zum König ausrufen; er aber entflieht! Er brauchte nur einen Wink zu geben, und ganz Galiläa würde sich wie ein Mann erheben und ihn morgen schon als Herrscher anerkennen; und ich frage mich, Prokurator, wie du ihn wohl daran hindern könntest.

Indes, allen Huldigungen des Volkes sucht er auszuweichen. In der Blüte der Jahre, ohne die Freuden des Lebens verkostet zu haben, bereitet er sich auf den Tod vor; noch mehr, er eilt ihm entgegen, weil er ihn für die Aufrichtung eines Reiches, das er selbst nicht erleben wird, als notwendig erachtet.

Und einen solchen Mann nennst du ehrgeizig! Seit wann geschieht es denn, daß die Ehrgeizigen für den Ruhm und zu Gunsten anderer arbeiten? Und hat es jemals einen Ehrgeizigen gegeben, der so töricht war zu glauben, daß er nach seinem Tode mächtiger sein würde als zu Lebzeiten?

Nein, nichts läßt bei Jesus auf Ehrgeiz schließen. Denke doch an Cäsar!

Hat er für seine Nachfolger oder für sich selber nach dem Throne gestrebt?

Hat er ihn etwa errichtet, um nach seinem Tode seinen Schatten darauf zu setzen?

Nein, der menschliche Ehrgeiz hat seine Geschichte, was aber bei Jesus von Nazareth als Ehrgeiz gedeutet wird, bildet dazu in Wahrheit das Gegenstück.

Sage vielmehr, er sei wahnsinnig oder scheine es doch zu sein, weil seine Handlungsweise allen Voraussetzungen der menschlichen Weisheit zuwiderläuft. Nenne ihn überspannt, weil sein Leben, Denken und Handeln außerhalb des Rahmens unserer Kenntnisse und unserer Fähigkeiten steht.

Mit einem Worte, er ist so weit von uns verschieden und steht so hoch über uns, daß sein Wesen uns unbegreiflich bleibt, und wir nicht wissen, wofür wir ihn zu halten haben.

Aber wie können wir zugleich vernünftigerweise einen Menschen für wahnsinnig halten, dessen Verstand dem unseren offenbar so weit überlegen ist?

Gamaliel. – Wenn wir zugeben und einsehen könnten, daß er Gott und Mensch zugleich ist, so wäre es uns vielleicht möglich, das Geheimnis, das ihn umgibt, zu durchdringen.

Indes, wie kann ein Mensch Gott sein? Und ein Gott,

wie kann er Mensch sein? Das vermögen wir nicht zu begreifen.

Pilatus. – Meine guten Freunde, dieses Rätsel scheint mir durchaus nicht so verwickelt und keineswegs so übermenschlich. Ihr werdet sehen, daß es sich in der allermenschlichsten, natürlichsten und alltäglichsten Weise lösen wird. Dieser Mensch erscheint euch wie in einer Luftspiegelung, und die Einbildungskraft des Volkes hat ihn mit einem Glorienschein umgeben; wartet nur, bis die Luftspiegelung verschwindet, dann werdet ihr ihn sehen in seiner wahren Gestalt, allen Armseligkeiten des menschlichen Daseins unterworfen.

Will er unbedingt sterben, so werden seine zahlreichen und mächtigen Feinde ihm schon leicht dazu verhelfen können. Und stirbt er, so wird es ihm ergehen, wie es allen vor ihm, wie es auch Cäsar ergangen ist: Seine Anhänger werden sich hüten, ihr Leben für ihn hinzugeben, und keinem Menschen wird es in den Sinn kommen, ihn als Gott auszurufen.

Sein Reich wird nur der nichtige und flüchtige Traum eines Verrückten gewesen sein. Es gibt wohl manche Rätsel im menschlichen Leben, aber der Tod führt schonungslos ihre endgültige Lösung herbei.

Nikodemus. – Ist der Tod wirklich eine endgültige Lösung?

Pilatus. – Ich glaube es; denn von dem, was nach dem Tode folgt, wissen wir nichts.

Solange uns die Geheimnisse des Jenseits nicht enthüllt sind, halte ich den Skeptizismus in dieser, wie auch in allen anderen religiösen Fragen für das einzig vernünftige Lehrsystem.

Claudius. – O Pilatus, wie kannst du an der Unsterblichkeit und am Jenseits zweifeln?

Erinnerst du dich nicht mehr der herrlichen Beweisführung, die uns Cicero in seiner Abhandlung „de Consolatione“ gerade über diese Wahrheit hinterlassen hat:

„Die Seele ist das Ebenbild der Gottheit, aus der Gottheit hervorgegangen, ihr gleichsam entströmt. Und die Gottheit ist unsterblich ...

„Sie hat ihren Ursprung in der Gottheit; der Himmel ist der Mittelpunkt, das Ziel, dem sie zustrebt: er war ihre erste Heimat, und immerfort sehnt sie sich nach den ewigen Wohnungen, nach ihrem wahren Vaterlande zurück ...“ Auch in seiner Schrift, die den Titel „Der Traum Scipios“ führt, legt der große Rednerfürst für diesen Glauben Zeugnis ab.

Er stellt Scipio den Afrikaner dar, wie er in einem sternbesäten, lichten Raume seinem Enkel, dem zweiten Überwinder Karthagos, erscheint und ihm das große, erhabene Wort zuruft: „Was du Leben nennst, ist Tod ... Hier ist das wahre Leben. Nicht du bist sterblich, sondern deine körperliche Hülle. Die Seele ist der Mensch, und nicht jene sinnfällige Gestalt, die du deinen Leib nennst ...“

Cajus. – Kein Philosoph, nicht einmal Plato, hat besser gesprochen, Prokurator. Der Skeptizismus ist der Natur übrigens fremd. Der menschliche Geist hat ein unwiderstehliches Bedürfnis zu glauben, entsprechend dem Bedürfnis zu erkennen. Gibt er den alten Glauben auf, so wendet er sich einem neuen zu.

Schaue um dich und lies die Geschichte: Von seltenen Ausnahmen abgesehen wirst du dich überzeugen, daß es zu allen Zeiten Menschen gegeben hat, die ihren Glauben wechselten, nicht aber solche, die gar keinen Glauben hatten.

Horaz, dein Lieblingsdichter, der zur Herde Epikurs gehörte, ist durchaus kein Skeptiker. Wohl gebe ich zu, daß er nicht aus voller Überzeugung zugunsten der Götter predigt, aber er glaubt wirklich an Vorzeichen, Träume, Wahrsagerei und Zauberei.

Plinius, Ovid und andere Schriftsteller huldigen allerlei abergläubischen Gebräuchen. Und euer Kaiser Tiberius? Er verachtet die Götter, aber er fürchtet sich vor den finsteren Mächten und vor den Weissagungen der Astrologen.

Dies beweist augenscheinlich, daß dem menschlichen Geiste das Bedürfnis innewohnt, an etwas zu glauben, an etwas Geheimnisvolles, Verborgenes, das er sich weder erklären noch begreifen kann.

Pilatus. – Ich für meine Person, Cajus, ich will kein Geheimnis noch irgend etwas, das allzu verwickelt ist. Meine Religion ist einfach und leicht verständlich. Es widerstrebt mir keineswegs zu glauben, daß es einen Gott oder Götter gibt. Ich bin kein vollendeter Skeptiker. Immerhin scheint es mir am vernünftigsten, nur einen Gott anzunehmen.

Mehr weiß ich indes nicht. Und wer kann sich die Befugnis zuerkennen, mich zu belehren und mir den göttlichen Ursprung seiner Sendung und seiner Lehre nachzuweisen? Du vielleicht, Onkelos, mit deinen großen Philosophen, die eine Wiedergeburt Griechenlands so erfolglos versucht haben? Oder gar mit ihren Schülern, den Sophisten, die den Niedergang nur beschleunigten, obschon sie sich als die einzig Weisen ausgaben?

Wer sind die eigentlichen Narren gewesen? Ich weiß es nicht: fast möchte ich mit eurem Protagoras sagen, daß unser

Leben viel zu kurz ist, um es mit der Erforschung jener großen Rätsel zu verbringen.

Onkelos. – Das Werk der Sophisten beklage ich nicht weniger als du selbst, Prokurator. Sie sind das Unheil meines Vaterlandes gewesen; das beweist aber nichts gegen die Religion. Im Gegenteil, wenn Griechenland so tief gesunken ist, so ist es nur gekommen, weil die Sophisten den Glauben zerstört haben.

Gamaliel. – Darin stimme ich dir bei. Aber der Prokurator hat recht, wenn er verlangt, daß jemand, der eine neue Religion stiften oder auch nur lehren will, seine Vollmacht und seine göttliche Sendung nachweise.

Eben darum ist unsere Religion die allein wahre, weil ihr Begründer von Gott gesandt war.

Moses war nicht nur ein Genie, wie Sokrates und Plato; er war auch von Jehovah bevollmächtigt, und was er lehrte, war die Offenbarung Gottes selbst. Wenn das Volk ihm geglaubt hat, so war es, weil er seine göttliche Sendung beweiskräftig darzutun vermochte.

Unsere Propheten haben ebenfalls durch ihre Werke nachgewiesen, daß Gott sie inspirierte. Wie hätte sonst unser Glaube so lebenskräftig und unsere nationale Gesinnung so unsterblich sein können?

Man hat Israel besiegt, man hat es zerstreut, in Gefangenschaft geschleppt, es war ohne Herrscher und ohne Vaterland, und doch hat es alle Schicksalsschläge überlebt.

Ägypten ist nur mehr ein Schatten. Griechenland ist dem Tode nahe. Rom selbst geht der Auflösung entgegen; Israel, das um acht Jahrhunderte älter ist, mußte zwar seiner Über-

macht unterliegen, aber trotzdem h größere Lebenskraft bewahrt.

Den Juden findet man überall, in allen Ländern der Welt. Er siedelt sich an, gründet Heimstätten, Familien und jüdische Städte inmitten der heidnischen. Er lernt die Sprache der Länder, wo er sich niedergelassen hat, tritt mit seiner Umgebung in gesellschaftlichen Verkehr und gelangt zu Reichtum und Ansehen; aber Jude bleibt er dennoch.

Die Obrigkeiten, die ihn als Eindringling betrachten, wenden alle Mittel an, ihn der einheimischen Bevölkerung zu assimilieren oder ihn zu ächten. Aber er widersteht allen Assimilierungs- und Ächtungsversuchen; vertreibt man ihn durch die Türe, so kehrt er durch das Fenster wieder zurück.

Und sein Vaterland? Ist es das Land, in welchem er wohnt? Schafft er sich dort eine zweite Heimat? Nein, er bleibt Jude. In seinem Herzen pflegt er die Erinnerung an das Land, wo er geboren ist, oder an das Land seiner Vorfahren; er bewahrt den Glauben seiner Rasse und die nationale Gesinnung; und weder die Grenzen der Völker noch die Meere können ihm verwehren, selbst wenn er am Ende der Welt lebt, das ideale Jerusalem, das immerfort seine wahre Heimat bleibt, zu betrachten und zu lieben.

Pilatus. — Gerne will ich anerkennen, Gamaliel, daß darin etwas Außergewöhnliches liegt, wofür die Geschichte keine ausreichende Erklärung bietet. Aber, wenn euer mosaisches Gesetz euch diese erstaunliche Lebenskraft verliehen hat, was bedürft ihr dann eines Messias?

Gamaliel. — Unser Leben verdanken wir unserer Religion. Nun ist aber gerade die Verheißung eines Messias das Labensdogma unseres Glaubens. Nicht das allein, was

Jehovah uns gegeben, sondern mehr noch, was er uns verheißen hat, ist uns zum Lebensprinzip geworden. Wir glauben an Moses, wir glauben aber auch, daß sein Gesetz einer Verbesserung fähig ist, und dem Messias wird in der Tat die Aufgabe zufallen, es auszugestalten und zu vervollkommnen, so daß unsere Religion, einmal zur vollen Entwickelung gelangt, auf zwei Stifter, beide von Gott gesandt, wird hinweisen können, auf Moses und auf den Messias.

Pilatus. – Und ihr glaubt, daß die Zeit gekommen ist, wo nach euren Propheten der Messias erscheinen soll?

Gamaliel. – Wir glauben es.

Pilatus. – Auch daß euch dieser Messias von der römischen Herrschaft befreien und das Reich Juda wieder aufrichten wird?

Gamaliel. – In diesem Punkte gehen unsere Ansichten auseinander, und die Weissagungen darüber sind sehr dunkel.

Pilatus. – Aber schließlich, was hältst du von Jesus von Nazareth?

Bei dieser Frage hefteten Camilla, Claudius, Cajus und Nikodemus ihren Blick auf den greisen Lehrer in Israel und erwarteten in ängstlicher Spannung seine Antwort.

Nach langem Zögern sagte er endlich:

– Deine Frage, Prokurator, ruft eine Menge anderer, ebenso schwerer und wichtiger Fragen in meinem Geiste hervor. Wie hat ein Weib einen Gott gebären können? Wie ist es möglich, daß sie Mutter wurde und nach der Weissagung des Propheten Isaias trotzdem Jungfrau blieb? Wie kann die göttliche Natur mit der menschlichen in einer Person verbunden sein?

Das sind die großen Probleme, die ich lösen müßte, um

das Geheimnis, das Jesus von Nazareth umgibt, zu durchdringen; ich muß gestehen, daß mein schwacher Verstand bis heute nach dieser Lösung vergeblich gesucht hat.

* * *

Fast immer führten die Erörterungen zum nämlichen Resultat. Die messianische Frage drängte sich auf, beantwortet wurde sie aber nicht.

Vernunftgründe allein reichten somit zu ihrer Lösung nicht aus. Der menschliche Geist, auf sich selbst beschränkt, war nicht imstande, diese Geheimnisse zu erklären.

Es bedurfte eines Glaubensaktes, nicht aber eines Denkschlusses.

Man mußte sich sagen: „Wenn Jesus von Nazareth Gott ist, so ist er selbst ein leibhaftiges Geheimnis, das ich nicht zu ergründen vermag. Wenn ich verlange, daß die Gottheit ihren Schleier ablege, so habe ich auch keinen Grund mehr, an Jehovah zu glauben, der ja ebenfalls ein Geheimnis ist. Jesus von Nazareth ist ein leibhaftiges Wunder, das für sich selbst Zeugnis ablegt."

Das mußten die Hohenpriester sich sagen, wenn sie aufrichtig die Wahrheit suchten. Aber Hochmut, Ehrgeiz und Selbstsucht hatten ihren Geist verblendet.

5. Onkelos und Camilla.

Diesen Erörterungen, die bald in den Prunkgemächern des Prokurators, bald im Palaste des Fürsten Ben Gorion Nikodemus gepflogen wurden, folgte Camilla mit lebhaftestem Interesse. Ihre glänzenden Geistesgaben wurden in dem ge-

wählten Kreise nicht wenig bemerkt; und über Jesus von Nazareth, der offenbar eine außergewöhnliche Persönlichkeit sein mußte, bildete sie sich selbst ihr Urteil.

Gerne hätte sie ihn gesehen und gehört. Aus allem, was Cajus ihr erzählt, hatte sie bereits die Überzeugung gewonnen, daß der Prophet alle anderen Menschen weit überragte. Indes, leider kam er nicht mehr nach Jerusalem. Selbst zum letzten Osterfeste war er nicht mehr erschienen; man hatte vernommen, daß er sich in die Umgebung von Tyrus und Sidon begeben habe. Würde er die heilige Stadt jemals wieder aufsuchen? Man bezweifelte es, weil man wußte, daß die Hohenpriester beschlossen hatten ihn zu töten, und schon hatten sie ihre Schergen beauftragt, ihn zu ergreifen, sobald er im Tempel erscheinen würde.

Unterdes fuhr sie fort, die Geschichte des jüdischen Volkes und die heiligen Schriften zu studieren, und besuchte die Stätten, wo so manche wunderbare Ereignisse sich abgespielt hatten.

Ihre Freunde Simeon Gamaliel und Onkelos leisteten ihr dabei unschätzbare Dienste; denn abwechselnd übernahmen sie ihre Führung in die verschiedenen Viertel und die Umgebung der Stadt, und beide erwiesen sich als kundige Ausleger der heiligen Bücher.

Leider nahmen diese archäologischen Wanderungen, insbesondere wo Gamaliel in Frage kam, nach Camillas Dafürhalten einen allzu sentimentalen Charakter an. Gamaliel verstand es nicht, die Bewunderung zu verbergen, die er seit den langen Zwiegesprächen an Bord der Nausikaa für sie hegte.

Nicht weniger fühlte sich Onkelos zur schönen Römerin hingezogen; doch wußte er seine Gefühle so vorsichtig und

verschleiert auszudrücken, daß Camilla nicht mißtrauisch werden konnte.

Eines Tages, kurz vor Sonnenuntergang, wollte sie die Jeremiasgrotte und die Königsgräber auf dem Bezethahügel besuchen.

Onkelos bot sich als Führer an. Durch das „Schaftor" verließen sie die Stadt. Langsamen Schrittes gingen sie die hohe Umfassungsmauer entlang, bis sie an der nördlichsten Ecke linkerhand abbiegen konnten. Nach halbstündiger Wanderung erreichten sie einen schmalen Weg, der sich zwischen zwei verfallenen Mauern hindurchzog und zur Grotte des berühmten Propheten Jeremias führte.

Siehe hier, sagte Onkelos, die düstere, in den Felsen gehauene Zelle, die dem düsteren Sohne des Helkias als Wohnung diente. Hier dichtete er seine Klagelieder, die wehmütigsten Weisen, die jemals erklungen sind.

– Scheint das tränenvolle Gedicht dir so wunderbar? fragte Camilla.

– O gewiß! Und ich bewundere es um so mehr, als ich selbst Schmerzen gekannt habe, die mit den Leiden des Propheten wohl zu vergleichen sind.

– Aber man hat dich niemals verfolgt, des Verrates beschuldigt, eingekerkert oder in eine tiefe Zisterne geworfen, was ihm alles widerfahren ist!

– Nein, indes sind es nicht die eigenen Schmerzen, die dem Propheten so unsäglichen Jammer entlocken. Für einen Mann, der sein Volk liebt, haben die persönlichen Leiden keine Bedeutung. Der große Schmerz des Helkiden war der Untergang seiner heiligen Stadt, die Zerstörung Jerusalems, das in seinen Augen der Inbegriff aller Schönheit war, und

das er aus ganzer Seele liebte . . . Und solchen Schmerz habe auch ich gekannt.

Onkelos stieß einen tiefen Seufzer aus. Gehen wir, fuhr er dann fort, laß uns lieber Jerusalem betrachten.

Sie verließen die Grotte, und während sie den Hügel, der sie bedeckt, hinanstiegen, weideten sich ihre Augen an dem Anblick der großen Stadt. Die untergehende Sonne entzündete ihre Höhen und ihre zinnengekrönten Türme; und die vergoldeten Kuppeln des Tempels erstrahlten in dieser wunderbaren Feuersbrunst.

— Siehe doch, bemerkte Onkelos, kann es wohl jemand wundernehmen, daß der Prophet dieses unvergleichliche Schauspiel mit liebevollem Staunen betrachtete?

Und nun urteile selbst, welcher Schmerz ihn erfassen mußte, so oft er mit seinen Prophetenaugen in baldiger Zukunft die Trümmer schaute, die von der ganzen Herrlichkeit übrigbleiben sollten.

Denke dir seinen Kummer, wenn er des Abends, nach seinen Unterredungen mit König Sedekias hierher zurückkehrte. Alle seine Warnungen, alle seine auf Jehovahs Wort gestützten Unheilsprophezeiungen hatten nichts gefruchtet.

Nicht allein verharrte der König in seiner Verblendung; die Minister und die Heeresobersten waren überdies noch entschlossen dem Manne, der Gottes Züchtigungen ankündigte, das Leben zu rauben.

Ermesse endlich, wenn du kannst, seine Betrübnis, tief wie das Meer, als er mit seinen leiblichen Augen die Erfüllung seiner Weissagungen schauen mußte: als Nabuchodonosor die eroberte Stadt von Grund aus zerstörte, den jüdischen Adel und die königlichen Prinzen unter den Augen

des unglücklichen Fürsten niedermetzeln und diesem selbst die Augen ausbrennen ließ, um ihn darauf gekettet mit seinem ganzen Volke in die Gefangenschaft zu schleppen.

Stelle ihn dir vor, den Sohn des Helkias, wie er von dieser Stätte aus den unbeschreiblichen Jammer betrachtet, und du wirst seine schmerzbewegten Klagelaute verstehen:

„Quomodo sedet sola civitas . . .“

„Wie liegt sie so einsam, die Stadt, einst reich an Volk! . . .“ Und er zitierte ihr eine ganze Seite der „Klagelieder“.

Nach kurzem Schweigen begann Onkelos wieder: Wie herrlich ist doch, im roten Widerschein der abendlichen Sonnenglut, das unvergleichliche Bauwerk, dessen Jerusalem sich rühmen kann!

Und doch, in meiner Seele lebt die Erinnerung an ein noch schöneres Schauspiel, das auf ewig für mich verloren ist.

Ich bekenne, Jerusalem und sein Tempel gewähren einen großartigen Anblick. Aber die Akropolis zu Athen und das Parthenon sind unstreitig wunderbarer.

Niemals hat menschliches Genie ein Werk geschaffen, das an Pracht, Harmonie, fast möchte ich auch sagen an Begeisterung, diesem gleichkäme.

– Warum denn, versetzte Camilla, hast du deine Heimat verlassen und dich zum Judentum bekehrt?

– Ach, Camilla, es ist eine alte Wunde, die du berührst.

Wohl hat Nabuchodonosor niemals meine geliebte Vaterstadt zerstört; aber die Römer haben sie eingenommen, und meine Heimat ist nur mehr ein Schatten von dem, was sie einst war.

Die Gebieter der Welt sind die unseren geworden. Sie

haben mein unglückliches Vaterland ausgebeutet, ruiniert, dezimiert und entvölkert.

Unsere Religion fiel der Auflösung anheim. Die Philosophen, der Ruhm unseres herrlichen Landes, wurden von den Sophisten verdrängt. Die Sitten arteten in Zügellosigkeit aus; den betrübenden Anblick nationalen Verfalles konnte ich nicht mehr länger ertragen.

Ich kam hierher und fand in den blühenden griechischen Städten Galiläas und Samarias Bruchteile meines Vaterlandes wieder.

Als ich dann die jüdische Religion studierte, gelangte ich zur Überzeugung, daß sie dem Polytheismus weit überlegen war. Sie ist die einzig wahre Religion der Vergangenheit, sie ist auch die Religion der Zukunft; denn ihr Grunddogma ist der Glaube an einen Messias, der das jüdische Volk zur Weltherrschaft führen wird.

Dann wird dieses Volk, das mein Volk geworden ist, über Rom triumphieren.

– Das glaubst du wirklich?

– Ja. Was Griechenland nicht vermöchte, das jüdische Volk wird es ausführen, wenn einmal der Messias gekommen ist.

Begreifst du jetzt, warum ich Jude geworden bin? Aber das Vaterland wechselt man nicht, ohne daß einem dabei das Herz grausam zerrissen wird. In deiner Gegenwart quält mich ein bitterer Schmerz, der meine Leiden noch vergrößert.

– Was für ein Schmerz denn?

– Daß du Römerin bist.

– Es ist dir also peinlich, mich zu begleiten?

– Nein, im Gegenteil, ich liebe diesen Schmerz, den du mir verursachst.

Camilla gab darauf keine Antwort; sie ging weiter und wandte sich der Stadtmauer zu.

Onkelos folgte ihr und nahm das Gespräch wieder auf. Mit diesen Höhen ist eine Menge geschichtlicher Erinnerungen verknüpft. Hier kam der Prophet Isaias auf Gottes Befehl dem Könige von Juda, Achaz, entgegen und kündigte ihm das von Jehovah ausersehene Zeichen an, daß „eine Jungfrau empfangen und einen Sohn gebären und ihm den Namen Emmanuel, d. h. Gott mit uns geben werde".

- Bezieht diese Weissagung sich auf den Messias?

Offenbar. Und zwar ist dies ein Titel, dessen Jesus sich nicht rühmen kann, da sein Vater sowohl als auch seine Mutter zu Nazareth bekannt sind.

Hier sind die Gräber der Könige, fuhr Onkelos fort, indem er mit der Hand auf den Eingang eines in den Felsen gehauenen unterirdischen Raumes hindeutete.

Ist das wirklich die Gruft der Könige von Juda? fragte Camilla.

- Nein, erwiderte Onkelos. Die Könige von Juda haben in der Sionsstadt, neben David, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Was sollen aber die Sarkophage hier?

- Sie umschließen die Verstorbenen des herodianischen Fürstenhauses.

Nachdem sie die Grabkammern durchwandert hatten, ließen sie sich auf einen umgestürzten Leichenstein nieder.

Auf den Gräbern hatte die Zeit eine hohe Staubschicht angehäuft, so daß die Blumen darin üppig gediehen.

Mit diesem Mantel der Auferstehung bedeckt, schienen die Gräber gleichsam zu lächeln. Aber der Wind streifte ächzend über die Grabstelen hinweg und bog die hohen

Blumenstengel beiseite, als wollte er die vergeßlichen Besucher daran erinnern, daß unter dem Blütenschmuck menschliche Gebeine moderten.

Onkelos pflückte einige Blumen und überreichte sie Camilla mit den Worten:

– Mein Herz gleicht jenen sterblichen Überresten, aber es sprießen darin noch Gefühle so lebhaft wie Rosenknospen.

Camilla nahm den kleinen Blütenstrauß entgegen und sagte:

– Ich danke; diese Blumen haben einen eigentümlichen Geruch. – Sie erhob sich, und nach wenigen Schritten waren sie wieder im Freien, wo die unsterbliche Natur ihr Lied von der Fülle des Lebens und der Wonnetrunkenheit der Liebe erschallen ließ.

Die Sonne mit ihrer dunkelroten Glut verschwand hinter einem Wolkengebilde, das die Erde berührte und dessen Risse sich wie glühende Lavaströme ausnahmen.

Aber Onkelos betrachtete weniger die Natur als seine Begleiterin und fast war er außer sich vor Bewunderung. Er sagte nichts, und doch hatte er die Überzeugung, daß der Augenblick zu sprechen gekommen war.

– Was träumst du denn? fragte Camilla.

– Der Anblick der Gräber hat einen so wehmütigen Eindruck auf mich gemacht. Warum muß man auch sterben?

– Findest du denn das Leben so schön?

– Ja, heute erscheint es mir so recht in seiner ganzen Wonne.

– Wie soll ich mir dann erklären, daß du so traurig bist?

– Weil ich bereits das Ende meines Glückes schaue, wie ich soeben das Ende des menschlichen Lebens gesehen habe.

– Aber jegliches Ende ist ein neuer Anfang, und man stirbt nur, um wieder aufzuleben.

- Bist du dessen gewiß?

- Ja, wahrlich; unser Cicero hat darüber unsterbliche Seiten geschrieben.

- Ich beneide dich um diesen Glauben. Für meine Person möchte ich fast den Sadduzäern beipflichten, die von einem zukünftigen Leben nichts wissen wollen.

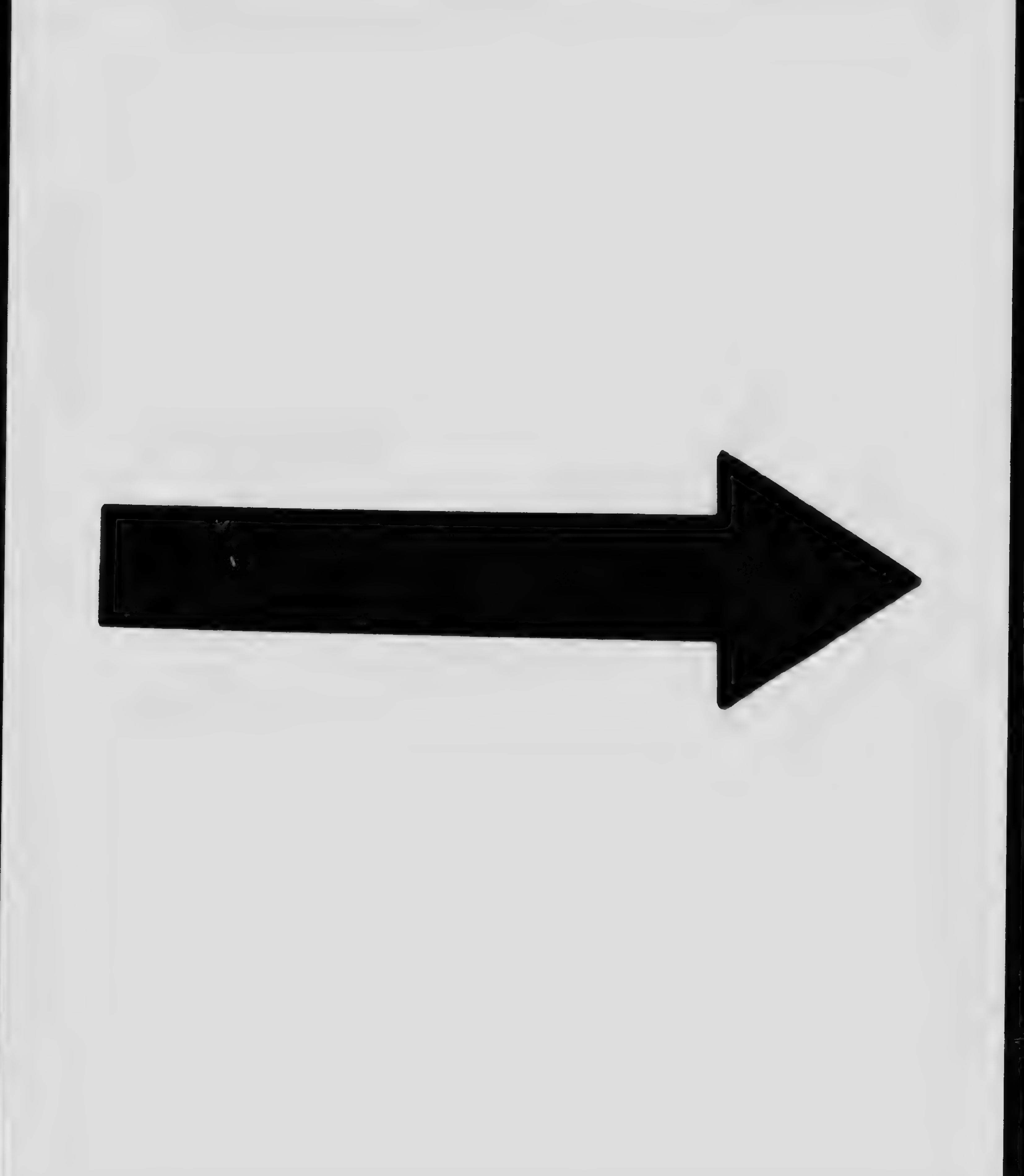
- Du hast also nicht bemerkt, Onkelos, wie sich überall, selbst auf den Gräbern, das Leben regt! Es gibt Lebenskeime in den Tiefen der Erde und des Meeres, sowie in den unermeßlichen Himmelsräumen. Durch geheimnisvolle Strömungen werden sie davongetragen, um die leblosen Wesen zu beseelen.

Und du meinst, der Gott, der selbst für die niedrigsten Wesen der Natur eine solche Lebensfülle geschaffen hat, habe für den Menschen, der nach euren heiligen Schriften sein Ebenbild ist, den ewigen Tod geschaffen? Das ist widersinnig.

Onkelos, der seine großen, graublauen Augen auf sie heftete, versetzte nach langem Schweigen:

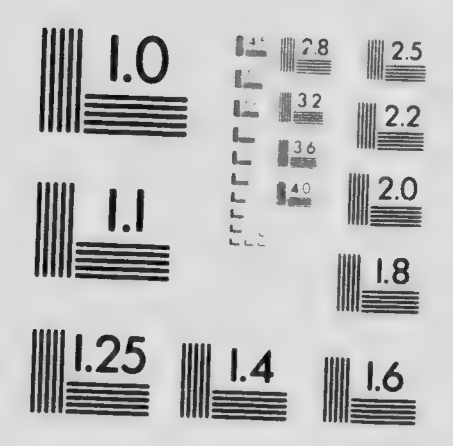
- Sprich weiter. Die lateinische Sprache klingt so schön auf deinen Lippen; und was du mir sagst, geht mir tief zu Herzen. Das Leben! Ja, sprich mir vom Leben! So gerne möchte ich daran glauben, wenn ich sehe, daß rings um mich her alles stirbt, die Menschen und die Völker. Griechenland ist tot, und Rom liegt im Sterben. Wer wird sie zu neuem Leben erwecken? Ach, mit dem Menschen ist es nicht, wie mit den anderen Wesen. Das Leben ist überall, weil überall auch die Liebe ist. Die Bäume, die Blumen, die Tiere, sie alle zumal gehorchen den Gesetzen der Liebe. Aber die Menschen verkennen sie oder treten sie mit Füßen ...

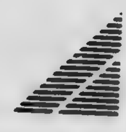
Laß mich glauben an die Liebe, Camilla, und ich werde

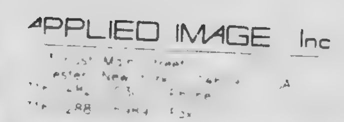


MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

ANSI and ISO TEST CHART No. 2







an das Leben glauben ... Camilla entgegnete nur: Wir sind bereits am Damaskustore. Diese kleine Wanderung hat mich sehr interessiert, und ich danke dir für die Begleitung ...

Die Sonne war hinter den Höhen Bezethas verschwunden, und die gewaltigen Umfassungsmauern verliefen sich nunmehr im Schatten. Die Umrisse der Türme und ihrer Zinnen hoben sich, vergrößert durch den Dunst, der über der Stadt lagerte, noch deutlich am blauen Himmel ab.

Über dem Sion schwebten leichte Wolkengebilde, die an einen rosenfarbigen Musselinschleier erinnerten.

Onkelos betrachtete sie.

Was suchst du am Firmamente? fragte Camilla.

– Ich suche den ersten Stern, aber ich finde ihn nicht, weil er auf Erden ist. Ich denke an das Kind, das in seiner Einfalt die Sterne herunterholen möchte, um sich daran zu erfreuen.

Camilla gab sich den Anschein, diese Worte nicht zu verstehen, und fragte Onkelos nach den letzten Nachrichten über Jesus von Nazareth.

– Noch befindet er sich in Galiläa, lautete die Antwort.

– Und wirst du dich mit ihm aussöhnen?

– Nein; sein Ideal des messianischen Reiches ist nicht das meine; ein Werk von Dauer wird er sicherlich nicht hinterlassen. Er ist ein Genie, das leugne ich keineswegs; auch weiß ich, daß alle, die mit ihm in Berührung kommen, gänzlich in seinem Banne stehen. Wenn er selbst einmal nicht mehr ist, werden seine Apostel, sämtlich geistig unbedeutende, einfluß- und mittellose Männer, durchaus unfähig sein, irgend eine Gründung zustande zu bringen.

Meines Erachtens wäre das zu bedauern, entgegnete Camilla. Denn er ist ein guter Mensch, und seine Lehren verdienen wohl, daß ein Versuch mit ihnen gemacht werde.

Onkelos antwortete nichts.

Sie waren bei der Burg Antonia angelangt. Onkelos verabschiedete sich und verschwand unter den Säulenhallen des Tempels. In der folgenden Nacht vermochte er kaum die Augen zu schließen. Er hatte bereits früher erfahren, wie die Liebe das Herz verwunden und quälen kann, nun aber glaubte er sich davon geheilt. Er rühmte sich, höheren Idealen nachzustreben. Aber in Camillas Nähe waren die Gefühle der Jugend wieder erwacht, und es war ihm unmöglich gewesen, die Regungen des Herzens zu ersticken. Als es wieder Morgen wurde, fragte er sich, welches Hindernis denn wohl zwischen ihnen bestehe; und er sagte sich: Ach, leider, ein zweifaches Hindernis richtet sich unübersteiglich zwischen uns auf: Rom und Jesus von Nazareth. Ein drittes beachtete er noch nicht: Cajus, der bald ein gefährlicher Mitbewerber werden sollte.

Auch auf Camillas Augen senkte sich nur ein leichter Schlummer. Sie fühlte sich geliebt, ein Gefühl voll süßer Wonne! Und doch war sie von ängstlichen Sorgen gequält.

Sie vergaß keineswegs, daß auch Gamaliel mit Bewunderung zu ihr aufschaute; und gehörte er nicht einer der angesehensten Familien Jerusalems an? Dabei zeichnete er sich aus durch herrliche Geistesgaben und beherrschte vollkommen ihre lateinische Muttersprache.

Aber Onkelos war trotz seines reiferen Alters ein schöner griechischer Typus, gelehrt, beredt und angesehen unter den Lehrern in Israel.

Camilla liebte offenbar noch nicht, da sie auf solche Weise die Vorzüge eines jeden abwog.

Ein Stern schaute durch ihr Fenster herein. Lange betrachtete sie ihn; sie erinnerte sich, daß ihr neuer Freund sie in so anmutiger Weise mit einem Stern verglichen hatte.

– Lieben ist das Gesetz, hat mir Onkelos gesagt. Ja, aber wen muß ich lieben?

Camilla war ratlos.

Das Buch Ruth lag auf ihrem Tische. Sie entrollte es, und mit stets wachsender Rührung las sie diese köstliche Idylle.

Als sie gegen Morgen ruhig einschlief, hatte sie ihren Entschluß bereits gefaßt; das heilige Buch war ihr zum Berater geworden. „Den werde ich lieben, dachte sie, und den werde ich zum Gatten erwählen, dem ich in Wahrheit sagen kann: dein Volk wird mein Volk, und dein Gott wird mein Gott sein."

6. Ein väterlicher Wink.

Die folgenden Tage verbrachte Camilla in lebhafter Besorgnis wegen ihrer Zukunft, und das schöne Wort Ruths beschäftigte ihren Geist. Es erschien ihr als die einzig richtige Lösung der Frage ihres künftigen Schicksals.

Onkelos und Gamaliel waren nicht nur ihrem Volke fremd, sie waren auch noch geschworene Feinde ihres Vaterlandes. Sie konnte somit weder den einen noch den anderen zum Gatten erwählen.

Immerhin aber wollte sie diese Angelegenheit mit ihrem Vater beraten, und sie zitierte ihm das Wort der Moabitin,

das ihm unbekannt war. Er lobte ihre Klugheit und billigte ohne Vorbehalt den Entschluß, den sie gefaßt hatte.

– Offenbar, fügte er hinzu, ist die Frage der Volkszugehörigkeit von hoher Bedeutung, wo es gilt, einen unauflöslichen Lebensbund zu schließen. Aber die religiöse Frage ist noch ungleich wichtiger, und ich hoffe, Camilla, daß du sie mit der nämlichen Klugheit lösen wirst, wenn sich einmal Gelegenheit dazu bietet.

Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß du dem Centurio Cajus nicht gleichgültig bist. Hat er dir übrigens seine Gesinnungen nicht bekannt?

– Nein, Vater. Es scheint ihm in meiner Nähe zu gefallen, und ich fühle mich geschmeichelt, daß er mir so aufmerksam begegnet. Ich bewundere seinen gebildeten und edlen Charakter. Aber mehr als zuvorkommende und liebenswürdige Freundschaft hat er niemals zum Ausdruck gebracht.

– Ich halte ihn für einen tüchtigen Offizier, der auf eine schöne Zukunft rechnen kann; auch muß ich sagen, daß er mir sehr gefällt. Wohl ist es wahr, daß er nicht mehr an den Polytheismus glaubt, was ich nicht wenig bedaure. Leider sind ja in Rom viele Gebildete diesem Skeptizismus verfallen. Allein ich hoffe, daß er es dabei bewenden läßt, und daß er seine Sympathien für Jesus von Nazareth nicht soweit treibt, ihn für einen Gott zu halten und als solchen zu verehren.

Das wäre eine Verirrung, die ich nicht dulden könnte, und die mich abhalten würde, ihn als Schwiegersohn aufzunehmen.

– Aber, Vater . . .

– Ich will es nur einmal als möglich hinstellen. Wenn

es, was nach meinem Dafürhalten ausgeschlossen ist, sich bewahrheiten sollte, so bin ich sicher, daß du an erster Stelle ihm sagen würdest, daß sein Gott nicht dein Gott werden könne.

Camilla verabschiedete sich schweigend von ihrem Vater. Sie hatte alles verstanden, insbesondere was ihr Vater nicht gesagt hatte. Lange blieb sie in Nachdenken versunken, und ein banges Vorgefühl sagte ihr, daß schwere Prüfungen sie heimsuchen würden.

Liebte Cajus Oppius sie wirklich? Ihr Vater glaubte es offenbar. Aber, was wußte er davon? Und wenn Cajus sie liebte, warum hatte er ihr dann seine Liebe nicht erklärt? Hatte er nicht vielleicht während seines Aufenthaltes in Galiläa andere Beziehungen angeknüpft? Sie glaubte sich zu erinnern, daß Gamaliel eines Tages, in Gegenwart des Cajus, auf eine schöne Galiläerin angespielt hatte, in welche der Centurio sich verliebt haben sollte.

Der weise Salomo endlich hat es gesagt:

„Alles hat seine Zeit . . .
Schweigen hat seine Zeit, und reden hat seine Zeit.
. . . Die Weisheit ordnet alles mit Anmut . . ."

Diese Erwägungen machten den Träumereien Camillas ein Ende.

7. Vertrauliche Aussprache.

Auch Cajus ging mit sich selbst zu Rate; er sagte sich aber, daß die Zeit zu reden für ihn noch nicht gekommen sei.

Für die Reize Camillas, die er als Kind gekannt hatte und nun zu Jerusalem erwachsen und schöner wiederfand, war er nicht gefühllos geblieben. Nein, es war nicht mehr

die Rosenknospe der Aventinischen Gärten, es war die Blume, die ihre ganze Farbenpracht entfaltete und die Fülle ihres Duftes verbreitete.

Eine überaus vornehme Haltung vollendete ihre Schönheit. Ein anmutiges Lächeln erhöhte noch den bestrickenden Zauber ihrer Augen; ihre stets fehlerlose und gewählte Sprache zeugte von hoher Geistesbildung.

Gleich in den ersten Tagen war Cajus von ihr entzückt gewesen. Aber es war ihm nicht entgangen, daß auch andere mehr als gewöhnliches Interesse für sie bekundeten.

Dieser helle Stern hatte bereits zwei Satelliten — Onkelos und Gamaliel.

Er mußte also den Regungen seines Herzens widerstehen, er mußte die Herrschaft über seine Gefühle bewahren; hätte doch eine voreilige Offenbarung derselben ihn in Gefahr bringen können, sich eine demütigende Absage zu holen.

Da er in den Kasernen der Burg Antonia seine Wohnung hatte, fand er oft Gelegenheit, die Räume des Prokurators aufzusuchen und mit dem Schwesternpaare Claudia und Camilla ein Stündchen zu plaudern.

Auch begleitete er sie zuweilen bei ihren Ausgängen zu den Kaufläden des Tyropöontales, oder auf ihren Spaziergängen um die Tempelvorhöfe, unter den großen Säulenhallen, wo sie sich nach Belieben im Schatten oder im Sonnenscheine ergehen konnten.

Man sprach von Rom, von den Freunden, die man dort zurückgelassen, von den Belustigungen, woran man sich ergötzt hatte, von den Ereignissen, die sich am Tiberstrande abspielten.

Man erörterte auch die messianische Frage und den mehr

oder weniger zweifelhaften Ausgang des Kampfes zwischen der jüdischen Priesterschaft und Jesus von Nazareth.

Die Ausflüge, die sie miteinander in die Umgebung der heiligen Stadt unternahmen, gewannen immer mehr an Reiz und wurden ziemlich häufig.

Eines Tages ritt Cajus mit Camilla den Ölberg hinauf. Auf dem südlichen Gipfel angelangt, machten sie Halt und bewunderten lange Zeit das unvergleichliche Bild, das Jerusalem von jenen Höhen her gesehen darbietet: die harmonischen Säulenhallen des Tempels über dem schroffen Abhang des Moriah, die hohen, zinnengekrönten Mauern des Ophel, die Paläste, die Türme und das Grab Davids auf dem Sion, mit einem Worte, die herrlichen Baudenkmäler, die in malerischer Abwechselung die Schluchten des Cedron und der Gehenna überragen.

Sie ritten weiter und bald sahen sie Bethanien vor sich liegen.

Wem gehört jenes Schloß, dessen Turm das kleine Dorf beherrscht? fragte Camilla den Centurio.

– Es ist die Residenz eines vornehmen und reichen Juden, namens Lazarus, erwiderte Cajus.

– Kennst du ihn persönlich?

– Ja. In Jerusalem bin ich öfters mit ihm zusammen getroffen, allerdings war ich bisher noch nicht in seinem Heim. Er ist befreundet mit Joseph von Arimathäa, mit dem Fürsten Nikodemus und insbesondere mit Jesus von Nazareth.

– Willst du sagen, er sei dessen Jünger?

– Noch mehr; denn ihre freundschaftlichen Beziehungen tragen einen sehr vertraulichen Charakter. So oft der Prophet nach Jerusalem kommt um zu predigen, ist er bei Lazarus zu Gaste; und anscheinend stehen beide im nämlichen Alter

Hat er eine Familie?

Er ist unverheiratet und lebt mit seinen beiden Schwestern zusammen.

– Kennst du diese?

– Die jüngere habe ich letztes Jahr in Magdala kennen gelernt. Sie heißt Mirjam und ist von ungewöhnlicher Schönheit. Einige Wochen lang war ich in sie sterbensverliebt.

– Und dann mit einem Male?

– Ja, so war es.

Das hast du mir niemals erzählt!

– Ein Soldat rühmt sich doch nicht seiner Niederlagen!

– Wie? Du hast eine Schlappe erlitten?

– Wie sie nicht vollständiger sein konnte.

– Dann ist die Sache ja noch interessanter. Gewiß eine dramatische Geschichte?

– Nein. Aber du möchtest wohl, daß ich dir mein Abenteuer erzähle?

– Dich darum zu bitten wage ich nicht.

– So vernimm!

Und Cajus erzählte mit kurzen Worten den Roman, den meine Leser bereits kennen.

Dieses Weib will ich kennen lernen, rief Camilla aus, als der Centurio seine Erzählung beendet hatte.

– Das wird dir ein leichtes sein. Du wirst es mir aber nicht verübeln, daß ich mich nicht als Vermittler anbiete. Auch jetzt kann ich ihr meine Hochachtung nicht versagen und ich möchte nichts unternehmen, was sie mit Recht als unschickliche Neugierde auslegen könnte.

– Ich verstehe dich, Cajus. Du glaubst dich ihr gegenüber zu schonender Zurückhaltung verpflichtet.

Cajus nickte zustimmend, worauf sie ihren Ritt in nördlicher Richtung fortsetzten. Sie bogen um den Ölberg und kehrten durch das Tal Josaphat, wo zwanzig Generationen zum letzten Schlafe ruhten, nach Jerusalem zurück. Der Anblick des großen Leichenfeldes versetzte sie in wehmütige Stimmung.

Noch am Abend des nämlichen Tages vertraute Camilla ihrem Tagebuche die folgende Beschreibung des Tales Josaphat an:

„Wie ist es doch still und traurig, jenes einsame Tal!

„Den Tränengefilden der Unterwelt, die Vergil beschreibt, möchte ich es vergleichen; und an die Lethe erinnert mich der Cedronbach.

„Wohl braust er mit Ungestüm dahin, und doch ist er so unendlich traurig. Er singt nicht, er stöhnt. Mühsam bahnt er sich seinen Weg zwischen den Gräbern, zwischen Felsen und Bergen, er fließt durch Schluchten, die niemals ein Sonnenstrahl erleuchtet, und verliert sich in dem Ozean der Vergessenheit, in dem Toten Meer.

„In jenem engen Tale finde ich weder den abgeschlossenen Hain noch die rauschenden Büsche der Waldhöhen:

... In valle reducta seclusum nemus et virgulta sonantia silvis. Aber den Cedronbach wie die Lethe „umschwärmen rings unzählbare Völker und Stämme".

... Hinc circum innumeratae gentes populique volabant.

„Statt der rauschenden Büsche sehe ich ragende Leichensteine und schweigsame Gräber.

„Ich erinnerte mich der Antwort, die Anchises seinem Sohne Äneas erteilte, daß die Seelen, wenn sie einmal die

lange Vergessenheit geschlürft, in anderen Leibern wieder aufleben . . . Animae, quibus altera fato corpora debentur . . .

Die Auferstehung! Das zukünftige Leben! Das ist das große Rätsel, dessen Lösung die Gelehrten und die Philosophen immerfort vergeblich suchen.

„Wer kann uns sagen, was nach dem Tode aus uns wird? Was mit dem Leibe geschieht, wissen wir wohl, aber das ist keineswegs geeignet, uns von unserer Unsterblichkeit zu überzeugen. Und doch, die Hoffnung auf ein anderes Leben ist in unserer Seele tief eingewurzelt. Wie der Prophet Jesus von Nazareth lehrt, gibt es ein Leben ohne Ende, in einem Reiche, das nicht von dieser Welt ist; aber für seine Lehre beruft er sich weder auf die Wissenschaften noch auf die Philosophie. Er behauptet, dies aus sich selbst zu wissen, da er Gott zum Vater habe und er mit seinem Vater eins sei."

8. Mirjam und Camilla.

Einige Tage später machte Camilla ihrem Vater den Vorschlag, der Familie zu Bethanien in Begleitung des Fürsten Nikodemus einen Besuch abzustatten.

Martha und ihr Bruder empfingen sie mit liebenswürdiger Einfachheit, und man pflegte miteinander die angenehmste Unterhaltung; aber Mirjam zeigte sich nicht.

Da Camilla den Wunsch geäußert hatte, sie kennen zu lernen, trat Martha, während die drei Männer plauderten, an sie heran und raunte ihr ins Ohr:

– Meine Schwester ist Witwe. Bis vor kurzem führte

sie ein sehr weltliches Leben; heute jedoch lebt sie wie eine Einsiedlerin. Nur wenn Jesus von Nazareth uns besucht, willigt sie ein zu erscheinen, und wenn sie hofft, daß er im Tempel predigt, geht sie schwarz verschleiert aus.

Indes Camilla ließ sich nicht entmutigen. Sie wiederholte ihre Besuche bei Martha und verstand es, deren Gunst zu gewinnen, indem sie besonderes Interesse für Jesus von Nazareth an den Tag legte. Schließlich drang sie auch darauf, mit Mirjam bekannt zu werden:

– Sage doch deiner Schwester, daß es keine unbescheidene Neugierde meinerseits ist, sondern daß ich mich mit ihr von Jesus von Nazareth unterhalten möchte; daß ich ihre Bewunderung für den Propheten teile und daß ich vielleicht zu seinen Jüngerinnen zählen würde, wenn ich ihn einmal näher kennen gelernt hätte.

Einer solchen Bitte konnte Mirjam nicht widerstehen; und schon bei ihrer ersten Begegnung fühlten sich die beiden Frauen unwillkürlich zueinander hingezogen.

Die Schönheit Mirjams mußte der jungen Römerin auffallen; doch schien es ihr, als schäme sie sich dieses Vorzuges, dessen Glanz sie zu verbergen suchte. Ihre Bildung hatte sie anscheinend fast nur aus den heiligen Schriften geschöpft, aber sie verriet hervorragende Geistesgaben und sprach fließend griechisch und hebräisch.

Sie war feuriger und enthusiastischer veranlagt als Camilla. Empfänglich für die Schönheit in jeglicher Gestalt offenbarte sie einen ihr selbst wohl unbewußten Zug zum Idealen.

Bei ihrer zweiten Begegnung hatten sie miteinander ein langes Zwiegespräch. Mit einem Vertrauen ohne Vorbehalt schütteten diese beiden auserwählten Seelen sich gegenseitig

ihr Herz aus und gewährten sich einen Einblick in ihre innersten Gefühle.

Nachdem sich Camilla eingehend nach Jesus von Nazareth erkundigt hatte, fuhr sie fort:

Mirjam, ich muß dir ein Herzensanliegen anvertrauen und dich um Rat bitten.

Es ist mir nicht entgangen, daß ein Offizier der zu Jerusalem stehenden römischen Kohorte mir bereits seit einigen Wochen Aufmerksamkeiten erweist, über deren Sinn ich mich nicht täuschen kann; ich glaube wirklich, daß er mich liebt. Du kennst ihn.

Ich? versetzte Mirjam erstaunt.

Ja, erwiderte Camilla. Wie er mir selbst erzählte, hat er dich zu Magdala, wo er längere Zeit in Garnison lag, kennen gelernt. Es ist der Centurio Cajus Oppius.

– In der Tat, ich entsinne mich jenes Offiziers. Aber was veranlaßt dich, mir solches anzuvertrauen?

– Das will ich dir in aller Aufrichtigkeit sagen. Er hat mir gestanden, daß er sich damals von Bewunderung für dich habe hinreißen lassen, und du seine Huldigungen zurückgewiesen habest.

Nun möchte ich wissen, ob dir irgend etwas an ihm mißfallen hat.

– Aber Camilla, kaum daß ich ihn gekannt habe; und trotz der guten Erziehung und der vornehmen Gesinnung, die ich an ihm wahrnehmen konnte, habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß gesellschaftliche Beziehungen zwischen uns unmöglich seien. Das ist alles.

– Warum hast du ihn denn auf solche Weise abgewiesen?

– Weil ich nicht mehr der Welt angehöre, Camilla.

– Was sagst du da? Willst du dein Herz allen mensch-
lichen Regungen verschließen?

– Nein. Aber keine menschliche Liebe soll jemals wieder
von meinem Herzen Besitz ergreifen.

– Und den Propheten, liebst du ihn denn nicht?

– Gewiß. Aber diese Liebe hat nichts Menschliches an
sich. Und es genügt nicht einmal zu sagen, daß ich ihn liebe.
Ich bete ihn an. Er ist meine einzige Liebe. Er ist mein
Alles, er ist mein Gott!

– Deine Liebe zu ihm schließt also jegliche andere Liebe aus?

– Ja.

– Ich könnte ihn also nicht lieben und zugleich die Huldi-
gungen des Cajus Oppius mit Wohlgefallen aufnehmen?

– Warum nicht, Camilla? Die eine Liebe widerspricht
hier der anderen nicht, weil sie verschiedener Natur sind.
Willst du einen ehelichen Bund schließen, so hindert nichts,
daß du dem Centurio mit zärtlichster Liebe zugetan seiest,
während du zugleich dem Propheten jene Liebe der Anbetung
entgegenbringst, wie sie Gott allein gebührt.

– Kannst denn du nicht ebenso tun?

– Ich, Camilla? Ach, mit dir darf ich mich nicht ver
gleichen. Ich habe eine traurige Vergangenheit, die du nich
kennst und deren Schmach ich mit meinen Tränen wegtilgen muß

Ich habe die Liebe verkannt, ich habe sie entweiht
durch ein beständiges Opferleben muß mein Herz von seine
Makeln geläutert werden. Der reinen Liebe, die du de
Centurio entgegenbringen kannst, bin ich nicht würdig; nu
eines darf ich hoffen, daß mir der Prophet im Hinblick au
meine Reuetränen die verlorene Reinheit wieder zurückgib

Darum weihe ich ihm mein ganzes Leben und alles, was in meinem armen Herzen noch an Gefühl übrig geblieben ist.

Und ist diese gänzliche Hingabe, diese außergewöhnliche Liebe, die mir noch sehr geheimnisvoll erscheint, imstande dich nur etwa wenigstens glücklich zu machen?

Es gibt Tage, wo meine Seele sich ganz erquickt und gestärkt fühlt durch eine Sehnsucht, die mich nach oben trägt, wie eine Taube, die von der Brise des Meeres emporgehoben wird.

Alsdann dringt das Geräusch der Erde nicht mehr zu mir. Ich verliere sie selbst aus den Augen und fühle mich in eine Atmosphäre versetzt, so wonnig, daß ich sie dir nicht zu beschreiben vermag.

An anderen Tagen wiederum bin ich niedergeschlagen, alles ist dunkel vor den Augen meiner Seele und ich möchte innerlich zusammensinken. Es ist der Geist des Bösen, der mich entmutigen und mich zur Verzweiflung bringen will.

– Den du liebst, könnte er dir, wenn er Gott ist, diese Prüfungen nicht ersparen?

– Er könnte es, aber er will es nicht, weil ich meine Sünden durch Leiden abbüßen soll.

– Und tröstet er dich nicht in deinen Leiden?

– O, du bist nicht imstande, die inneren Tröstungen, womit er mich überhäuft, zu begreifen.

Wenn ich ehemals liebte, so war meine Freude unvollkommen, unruhig und flüchtig, ihr Ende war Bitterkeit, Ekel und Qual; ich fühlte mich gedemütigt und erniedrigt; ich kam soweit, mich selbst zu verachten, weil sich in mir das Bewußtsein regte, daß ich zu den vernunftlosen Geschöpfen herabstieg.

Meine Liebe zu Ihm jedoch ist ganz anderer Art, und auch die Wirkungen, die sie in mir hervorbringt, sind durchaus verschieden; sie erhebt und tröstet und veredelt mich.

Da ich sie gefunden habe, habe ich mich selbst wiedergefunden, und auch meine frühere Würde habe ich dadurch wiedererobert.

– Deine Schwester hat mir gesagt, daß du so häufig weinest.

– Ja, aber noch mehr möchte ich weinen; ich möchte untergehen in meinen Tränen. Wüßtest du, welches Glück die Tränen der Reue bringen! Sie reinigen mich und führen mich zu dem, der meine Liebe ist.

Wenn ich meines vergangenen Lebens gedenke, so fühle ich mich seiner unwürdig, und tiefe Betrübnis ergreift meine Seele. Aber ich weiß, daß diese Betrübnis ihm wohlgefällig ist, weil er darin einen Beweis meiner Liebe sieht, und alsdann werde ich inne, daß er selbst mich noch mehr liebt.

– Und dennoch leidest du?

– Ja, je mehr ich leide, desto mehr verlange ich zu leiden, denn meine Leiden sind meine Wonne.

– Das ist mir ein Rätsel.

– Dir ist es ein Rätsel, weil das Gefühl, das mich zu Jesus von Nazareth hindrängt, in seinem innersten Wesen dir unbekannt ist. Wie heute, so dürstete ich auch einst nach Liebe, aber ich suchte sie auf Wegen, die von der wahren, vollkommenen Liebe entfernen.

Davon hat der Prophet von Nazareth mich überzeugt, und nun wandle ich auf dem entgegengesetzten Wege und verkoste jene ideale Liebe, die sich ganz dem geliebten Wesen hingibt, um auch ganz darin aufzugehen.

— O Mirjam, ich verstehe dich nicht; die Sprache, die du redest, ist mir unbekannt.

— Vielleicht. Denn die Liebe, die ich meine, verwandelt den Menschen ganz und gar. Sie führt ihn zum göttlichen Wesen hinauf und lehrt ihn eine übermenschliche Sprache reden. Wenn du aber Jesus von Nazareth wahrhaft liebtest, würdest auch du diese Sprache verstehen.

— O Mirjam, du eröffnest mir einen Gesichtskreis, der für meinen schwachen Verstand zu weit und erhaben ist. Du schwebst in Höhen, die ich nicht zu erreichen vermag.

Und doch, alles was du mir gesagt hast, tut mir so wohl. Ich fühle, daß ich dadurch besser werde. Darf ich wiederkommen?

— Wann du willst. Aber sage mir, welches sind die Gesinnungen deines Freundes Cajus für Jesus von Nazareth?

— Er bewundert ihn und ergreift Partei für ihn, und es würde mich nicht überraschen, ihn eines Tages unter seinen Jüngern zu sehen.

— O, dann liebe ihn nur den wackeren Centurio, und werde auch du eine Jüngerin Jesu!



9. Die Geständnisse.

Kurze Zeit nach diesem Besuche Camillas bei Mirjam von Bethanien begab sich der Prokurator zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Cäsarea. Claudia Procla, Camilla und Claudius, ihr Vater, folgten ihm.

Es war gegen Ende Juni des Jahres 782 a. u. c., und in ganz Palästina herrschte eine fast unerträgliche Hitze. In

Cäsarea brachte jedoch die Meeresbrise einige Kühlung, und große Sykomoren beschatteten die Marina, die dem Ufer entlang führte.

Cajus, der in Jerusalem zurückblieb, sah sich fast zwei Monate lang von Camilla getrennt. Der Prokurator konnte sich in Cäsarea mit aller Ruhe von seinen Amtsgeschäften erholen, wenn nur in Jerusalem friedliche Zustände herrschten.

Als jedoch der September herannahte, traf er Vorbereitungen zur Rückkehr in die heilige Stadt. Das Laubhüttenfest stand bevor, und zu einer Zeit, wo unzählige Mengen von fremden Pilgern in Jerusalem zusammenströmten, waren bedenkliche Unruhen nicht ausgeschlossen.

Cajus erhielt infolgedessen Befehl, sich mit einer Abteilung Legionäre nach Cäsarea zu begeben, um dem Landpfleger und seiner Familie bei der Rückkehr nach Jerusalem das Geleite zu geben.

Der Centurio war von diesem Auftrag entzückt, und bereits gegen Abend des folgenden Tages traf er in Cäsarea ein.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen, darum eilte er gleich auf die Terrasse, wo er die erquickende Seeluft einatmen konnte. Die Sonne wollte soeben verschwinden und in die Fluten hinabtauchen.

Wie eine dunkelrote Scheibe, die in Purpurfärbung übergeht, hob sie sich tief am Horizonte ab.

Cajus war ganz in Betrachtung dieses entzückenden Schauspiels versunken, als er mit einem Male eine weibliche Gestalt bemerkte, die ihm den Rücken zuwandte und sich an einen der Pfeiler der Balustrade lehnte.

Auch sie bewunderte die Schönheit des Naturgemäldes, während die Meeresbrise in ihren Locken spielte. Sie war

zu sehr in Betrachtung versunken, um zu bemerken, daß jemand herannahte. So blieb sie unbeweglich stehen. Indes war es ihm ein leichtes, sie wiederzuerkennen. Welches andere Weib trug das Haupt mit soviel Anmut, wo fand er sonst eine so vornehme Haltung, eine so elegante Gestalt, wie sie jetzt, von den letzten Strahlen der Sonne mit einem goldenen Saum umgeben, vor ihm stand?

Hältst du Ausschau nach Italien, jenseits dieses Meeres? fragte Cajus, indem er einen Schritt näher trat und sie begrüßte.

– Nach Rom, entgegnete Camilla, sich umwendend. Und den Blick auf Cajus geheftet: „Bist du eben angekommen? Welche Neuigkeiten bringst du aus Jerusalem mit?"

– Willst du weltliche, politische, militärische oder religiöse Neuigkeiten vernehmen?

– Erzähle mir von der messianischen Frage, die interessiert mich am allermeisten.

– O, das ist schon keine einfache Frage mehr, das ist heute ein heftiger Konflikt, ein unversöhnlicher Kampf zwischen Jesus von Nazareth und dem Sanhedrin.

– Und die Jünger des Propheten, sind das Männer, worauf er sich verlassen kann? Haben sie Wissen, Einfluß und Mittel, um irgend etwas erreichen zu können?

– Nein, es sind schlichte Leute ohne Gelehrsamkeit; bis heute sind sie unbekannt geblieben, auch haben sie durchaus keinen Einfluß auf die öffentliche Meinung.

– Dann kann er für die Errichtung des Reiches, das er ankündigt, wohl nicht auf sie rechnen, nicht wahr?

– Warum denn nicht?

– Und muß er seine Gründung noch bei Lebzeiten ins Werk setzen?

– Dazu wird er keine Zeit haben; denn kürzlich noch hat er seinen Jüngern angekündigt, daß er sich nach Jerusalem begeben werde, um sich daselbst dem Tode überliefern zu lassen.

– Er wird also sein Werk nur als flüchtigen Entwurf zurücklassen und dessen Ausführung armen, unwissenden Leuten anvertrauen, die einer solchen Aufgabe keineswegs gewachsen sind?

– Camilla, diesen Mann darfst du nicht mit anderen auf die nämliche Stufe stellen. Um seinem Werke den Erfolg zu sichern, bedient er sich offenbar nicht der Mittel, die von Weisen und Sachverständigen empfohlen werden; aber warum sollte er die Grundlagen der menschlichen Weisheit nicht umstoßen können, wie er es mit den Gesetzen der Natur bereits getan hat? Ist er Gott, so muß er den Menschen seine Gottheit beweisen. Gründet er mit den Werkzeugen und Mitteln, die er sich ausersehen hat, ein Reich, das fortbesteht, so wird ein solcher Beweis noch zwingender sein als seine Wunder.

– Glaubst du denn an seine Gottheit, Cajus?

– Noch nicht, aber ich bin nicht mehr weit davon entfernt. Und du?

– O, ich, ich kenne ihn nicht; und doch bin ich ihm in meiner innersten Seele zugetan. Ich fühle mich zu ihm hingezogen, und es empört mich, daß er von den Pharisäern eine so ungerechte Behandlung erfährt.

Überall, wohin er kommt, spendet er Wohltaten; und Wohltaten sind alle Wunder, die er wirkt.

– Das ist recht von dir gedacht, Camilla, und ich freue mich, diese Gesinnungen bei dir zu entdecken. Schon hegte

ich Befürchtungen, der Prokurator, Gamaliel und namentlich Onkelos möchten dich in das Lager der Feinde des Propheten hineingezogen haben.

– Woher deine Befürchtung, ich möchte von Gamaliel und Onkelos beeinflußt werden?

– Weil du mit beiden durch eine mehr oder minder innige Freundschaft verbunden bist, weil in den Fragen, die sich auf den Messianismus beziehen, ihrer Ansicht viele beipflichten und endlich, weil . . .

– Nun denn, was soll das dritte „weil" ?

– Weil ich weiß, daß du ein Gegenstand ihrer Bewunderung bist.

– Dann müßten sie eher meinem Einfluß unterliegen, als ich dem ihrigen.

– Das kann gegenseitig sein.

– Was kann gegenseitig sein? Der Einfluß oder die Bewunderung?

– Beides.

– Aber welches Interesse hast du daran?

– O, Camilla, betrachte dieses Meer, das uns ohne Grenzen erscheint. Jenseits vermögen unsere Augen nichts zu erspähen, und doch wissen wir, daß in weiter Ferne dort ein teures Land liegt, das wir beide lieben, unser gemeinsames Vaterland, das unsere Kindheit beglückte, und dessen Name allein die kostbarsten Erinnerungen in uns wachruft. Was dich irgendwie betrifft, kann mir schon aus diesem Grunde nicht gleichgültig sein.

– Warum hast du aber solange damit gewartet, mich an dieses Band, das uns beide verknüpft, zu erinnern?

– In unseren Feldzügen geschieht es zuweilen, daß wir

vor einer Stadt eintreffen, deren Tore wir geöffnet glauben, während sie doch in Wirklichkeit verschlossen und verteidigt sind. Wir halten uns dann in geziemender Entfernung.

– Ich glaubte, ihr würdet sie in einem solchen Falle belagern.

– Ja, aber die Stellung des Belagerers ist immer eine recht schwierige, und die Operationen müssen mit weiser Überlegung geleitet werden. Das war die Taktik unseres Fabius.

– Und wohinaus willst du mit diesem Gerede?

– Ich will nur sagen, daß ich mich dir gegenüber wie bei einer einzunehmenden Stadt verhalten habe, und daß ich nun auskundschafte, in welcher Richtung ich die Operationen leiten muß.

– Willst du denn nicht zuvor Gewißheit darüber haben, ob sie sich etwa in der Gewalt des Feindes befinde?

– Ach, Camilla, du allein kannst es sagen, und es scheint dir Vergnügen zu bereiten, mich zu quälen und mich in angstvoller Ungewißheit zu lassen.

– Nun wohl, Cajus, du befindest dich vor einer freien Stadt, deren Tore jedoch keineswegs dem ersten besten Kriegsmanne offen stehen.

– Ich wünsche auch nicht mehr, als daß sie frei sei, und ihre Tore durch andere Mittel als Gewalt sich öffnen lassen.

– Und welche anderen Mittel willst du in diesem Falle anwenden?

– Friedliche Verhandlungen.

– Wohin sollen diese führen?

– Zu einem herzlichen Einvernehmen, wenn nicht gar zu einem Bündnis.

– Mir scheint fast, daß du eher Diplomat als Soldat bist.

– Ich führe nur Krieg gegen die Feinde meines Vaterlandes.

* * *

Camilla setzte ihren Spaziergang längs der Balustrade am Meeresstrande fort, während Cajus an ihrer Seite einherging. Sie waren beide verstummt. Ihre Augen erforschten nicht so sehr die Tiefe des Ozeans als die ihrer Herzen.

Die Sonne war untergegangen, und die Nacht breitete allmählich ringsum ihren Schleier aus. Man verspürte kaum den Hauch der abendlichen Brise, und ganz leise sangen die Meereswellen ihr eintönig klagendes Nachtlied. Die blühenden Orangenbäume spendeten ihren köstlichen Duft, und die Sterne, die nacheinander am Himmel aufglänzten, erschienen in dem Flutenspiegel wie funkelnde Diamanten.

Das Schweigen der beiden währte lange, lange. Camilla brach es endlich:

– Hast du mir nichts mehr zu sagen, Cajus? Dann laß uns nach Hause gehen.

– Noch nicht, Camilla; denn wohl tausenderlei habe ich dir zu sagen.

– Es genügt, daß du mir eines sagest.

– Ja, eines nur, das alles andere in sich begreift: Camilla, ich liebe dich. Lange schon trage ich dieses Gefühl in meiner Brust, lange schon will dieses Wort von meinen Lippen. Ich erwartete die günstige Stunde, die über das Geschick entscheidet. Nun scheint mir, daß diese Stunde gekommen ist; wenn ich noch an unsere Götter glaubte, würde ich sagen, daß sie mir dieselbe für heute beschieden haben, und ich will sie mir nicht entgehen lassen.

Du hast sie weggenommen, die Last, die mir das Herz zusammenpreßte, so daß es sich nicht frei ergießen konnte, und der Knebel, der meinen Mund verschloß, hast du entfernt.

Da du frei bist, bin ich es auch. Die Freiheit meines Wortes war abhängig von der Freiheit deines Herzens.

Wenn noch andere Hindernisse zwischen uns bestehen, Camilla, so bitte ich dich, mir dieselben jetzt nicht zu offenbaren. Zerstöre nicht den Zauber dieser köstlichen Stunde, wo es mir endlich vergönnt ist, mein Herz in das deine auszuschütten, und laß mir die Hoffnung, die das Leben der Liebe ist.

– Cajus, die Aufrichtigkeit deiner Worte bezweifle ich nicht, aber je aufrichtiger sie sind, desto schwerwiegender sind auch die Folgen, die sich daran knüpfen. Du hast es gesagt, es ist eine entscheidende Stunde, die vielleicht einen Merkstein in unserem Leben bedeutet. Also fort mit allem leeren Gerede, und sprechen wir nunmehr nur noch ernste Worte.

Die Hoffnung möge ich dir lassen, bittest du. Aber warum sollte ich sie dir rauben, wo doch alles ein Band um uns zu schlingen scheint: die gemeinsame Vaterlandsliebe, die zwischen unseren Familien bestehende Freundschaft, das Forschen nach einer Wahrheit, die höher ist als jene, die von den Vorfahren auf uns vererbt worden ist, und nicht zuletzt unsere Sehnsucht nach einem uns noch unbekannten göttlichen Ideal.

Wenn diese Gemeinschaft des Denkens und Fühlens nicht zwischen uns besteht, so kenne ich dich schlecht.

Das Wort Liebe will ich nicht aussprechen, denn es erschreckt mich; und als du dir eben ein Herz faßtest mir zu sagen „Camilla, ich liebe dich“, da habe ich einen innerlichen Schauer empfunden, von dem ich mich jetzt noch nicht erholt habe. Es schien mir, als eröffnetest du mir die Tore zu einer unbekannten, unerforschten Welt, unter einem Himmel,

der von Sternen glänzt und doch zugleich mit Wolken bedeckt ist.

Laß mich stehen bleiben auf der Schwelle dieses geheimnisvollen Raumes, an dem Ufer dieses Meers, so voll täuschender Luftspiegelungen, so voll gefahrbringender Klippen, die manchen Schiffbruch gesehen haben.

Prüfen wir unsere Herzen, Cajus, oder vielmehr erheben wir sie über alles irdische Sinnen und Trachten!

Mein Herz ist frei, aber mein Wille ist dem Willen meines Vaters unterworfen; ich sage nichts mehr, bis ich ihn um Rat gefragt habe.

Das ist recht, auch ich will mit ihm reden.

Deine Worte, Camilla, haben mir Flügel gegeben, und ich werde dir folgen zu den lichten und heiteren Höhen, in welchen du schwebst.

Und sollten wir darin jenen „Unbekannten Gott" finden, dem die Athener einen Tempel errichtet haben, so wird er unser Gott sein. –

Sie kehrten in ihre Wohnung zurück. Zwei Tage später traten sie die Rückreise nach Jerusalem an.

10. Von Cäsarea nach Jerusalem.

Diese dreitätige Reise hatte für Cajus und Camilla einen überaus angenehmen Verlauf. Während Pilatus mit seinem Schwiegervater Claudius vorauseilte, durften Claudia und Camilla ihrem Wunsche entsprechend sowohl zu Sebaste als auch zu Sychar Aufenthalt nehmen. Cajus wurde beauftragt, ihnen mit einigen Legionären das Schutzgeleite zu geben.

Der Weg führt durch eine hügelige Landschaft, die ganz mit historischen Erinnerungen übersät ist. Es bereitete dem Centurio eine besondere Genugtuung, seine Reisegefährtinnen damit bekannt zu machen. Das Wetter war prächtig.

Zwei berittene Legionäre eröffneten den kleinen Zug. Dann kam der Centurio mit den beiden Damen, und zuletzt noch fünf Reiter.

Hin und wieder machten sie in einem Dorfe halt, und freundliche Samaritanerinnen brachten ihnen frisches Trinkwasser und Wein, sowie Orangen und Feigen.

Camilla erkundigte sich nach ihren Familien- und Lebensverhältnissen und legte für ihre Antworten das größte Interesse an den Tag.

– Und der Messias? fragte sie dann weiter, erwartet ihr ihn in Samaria?

– Er ist bereits gekommen, antworteten sie darauf. In Sychar hat er letztes Jahr zwei Tage verweilt, und alle, die ihn gehört haben, glauben an ihn.

– Was hat er euch denn gelehrt?

– Er hat gelehrt, daß es wenig darauf ankomme, ob man Gott an diesem oder an jenem Orte, zu Jerusalem oder auf dem Garizim anbete, man müsse ihn aber anbeten im Geiste und in der Wahrheit.

Für Camilla war dies alles sehr interessant.

Cajus seinerseits war überglücklich, daß er in so angenehmer Gesellschaft reisen durfte. Claudia und Camilla waren vorzügliche Reiterinnen, und Cajus ließ sie zuweilen vorausreiten, um ihre elegante Haltung zu Pferde zu bewundern. Wenn er sich dann wieder zu ihnen gesellte, mußten sie mit

ihm den einen oder den anderen reizenden Ausblick in die Landschaft betrachten.

– Und doch, sagte Camilla, unsere italienischen Landschaften sind weit schöner.

Vielleicht, aber diese hier haben in meinen Augen heute einen ungewöhnlichen Reiz. Sieh doch die wellenförmigen Hügel dort, die unter den Liebkosungen der Sonne gleichsam aufhüpfen. Bewundere die herrlichen Lichtreflexe, die allmählich in blauer Ferne verschwinden. Beobachte die architektonische Anordnung der hohen Bäume, die sich unseren Weg entlang ziehen und Bogen, Kapitäle und Wölbungen aller Stilarten nachahmen. Niemals habe ich die Schönheiten der Natur so sehr empfunden wie heute.

– So fange doch an zu dichten; du scheinst mir gerade dazu aufgelegt. Besinge uns die entzückenden Gestade von Magdala und die schöne Mirjam.

– Spotte meiner nicht, Camilla. Magdala hatte gewiß seine Schönheiten; aber ich war dort einsam, und kein Herz schlug dort im gleichen Takte wie das meinige.

Heute fühle ich mich nicht mehr allein. Zwischen den Schönheiten der Natur und mir gewahre ich ein sympathisches Band, und du selbst knüpfest es, dieses Band . . .

– O! rief mit einem Male Claudia aus, sehet doch die schöne Stadt, die am Horizonte auftaucht! Es nimmt sich aus wie eine gewaltige Steinpyramide.

– Es ist das alte Samaria, fiel Cajus ein, Samaria, das Herodes der Große wiederaufgebaut, vergrößert und verschönert und zu Ehren des Imperators Augustus Sebaste genannt hat.

Von hier aus gesehen erscheint die Stadt wirklich in

Gestalt einer Pyramide; denn sie erhebt sich auf einem Berge von 600 Fuß Höhe, dessen Gipfel von einer Zitadelle und einem Augustustempel gekrönt ist.

Das alte Samaria war die Hauptstadt des Reiches Israel. Sie hatte ihre Ruhmestage, die leider ein trauriges Ende fanden. Unter der Regierung Achabs, eines gottlosen Königs, wurde sie Jehovah untreu und errichtete dem Baal ein Heiligtum an der Stelle, wo man heute den Augustustempel erblickt.

Jehovah war langmütig. Aber endlich kam die Zeit, wo er Israel zu züchtigen beschlossen hatte. Die Assyrier waren zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit ausersehen. Salmanassar zerstörte Samaria und führte die abtrünnigen Stämme in Gefangenschaft. Dieses schöne Land war verödet, bis Ansiedler aus Persien und Medien hierherkamen und sich ein neues Heim gründeten. Sie brachten aber auch ihre götzendienerischen Gebräuche mit, während die Israeliten, die den Ketten des Siegers entronnen waren, in ihrem Schisma verharrten.

Allmählich vollzog sich die Verschmelzung der beiden Rassen, und obwohl sie gewisse abgöttische und abergläubische Äußerlichkeiten beibehielten, wollten sie doch für Diener Jehovahs angesehen werden. Sie boten sich selbst an, zum Tempelneubau in Jerusalem beizusteuern. Indes die Juden wiesen sie mit Verachtung zurück. Da bauten sie sich selbst einen Jehovahtempel auf dem Berge Garizim; und seitdem haben Juden und Samaritaner sich stets als Feinde gegenübergestanden.

— Wie verstehst du doch interessant zu erzählen, Cajus; meiner Schwester und mir hat diese herrliche Landschaft ihren

Reiz wahrlich nicht zu verdanken, sondern dir, der du uns in so kundiger Weise den Schleier ihrer Geschichte lüftest.

Ich habe nur einen Wunsch: euch zu Diensten zu sein und euch an meiner Freude teilnehmen zu lassen.

Die kleine Karawane war in Sebaste angelangt.

Man besuchte die Akropolis, den Augustustempel, die Festungswerke, wo man zu besonderer Genugtuung eine große Anzahl römischer Soldaten antraf, und die Ruinen der alten Stadt Samaria. Vor allem war es jedoch die malerische Lage der neuen Stadt, die zu ungeteilter Bewunderung stimmte.

Im Westen schien die Sonne ihren Abstieg zu beschleunigen. Man sattelte die Pferde, und weiter ging der Ritt durch das Tal zwischen dem Garizim im Süden und dem Ebal im Norden, bis man Sychar oder Sichem erreichte. Nach langem Suchen fand man daselbst eine passende Nachtherberge.

Am folgenden Morgen hielten beim Eingange drei Eseltreiber mit ihren kleinen, grauen, vollständig gezäumten und gesattelten Reittieren, die Cajus für eine Besteigung des Garizim gemietet hatte. Claudia und Camilla waren von diesem Plane ganz entzückt. Die kleinen Esel waren zierlich aufgeputzt und trugen ouf dem Kopfe rote, mit zahlreichen Glöckchen behängte Bänder. Die braunen Ledersättel waren mit Kissen von rotem Seidendamast bedeckt.

Nachdem man bei heiterster Laune das Frühstück eingenommen hatte, wurde aufgebrochen.

Das Tal von Sichem ist die reizendste der Oasen auf morgenländischer Erde, die fast überall einer Wüste gleicht. Sie war es ohne Zweifel, die Moses in seinen prophetischen

Visionen schaute, als er das Gelobte Land mit so schwungvoller Begeisterung beschrieb. Zwischen dem Ebal, der sie gegen den rauhen Nordwind schützt und dem Garizim, der sie reichlich mit Wasser versorgt, gelegen, hat sie Ähnlichkeit mit einer Wiege; und den ganzen Tag fängt sie die wärmenden Sonnenstrahlen auf. Den Samaritanern zu glauben, lag hier das irdische Paradies, das Gott dem ersten Menschen zur Heimat anwies.

Camilla, deren Herz vor Lebensfreude überströmte, war fröhlich wie ein Kind. Vom Treiber aufgemuntert trabte ihr kleiner Esel den anderen lustig voraus. Beeilet euch doch, festinate, rief sie lachend ihren Begleitern zu. Claudia feuerte ihr Reittier an, um ihrerseits den Vorsprung zu gewinnen. Cajus hielt sich bei Camilla und sagte ihr: Also möchte ich die Reise durch das Leben machen.

– Auf dem Rücken eines Esels? fragte Camilla, indem sie in schallendes Lachen ausbrach.

– O nein! die Esel gehen zu schnell. Aber zu Fuß, langsamen Schrittes, möchte ich neben dir einhergehen, damit die Reise lange, recht lange daure . . .

– Aber der Weg des Lebens ist nicht immer so schön wie dieser hier.

– Zerstöre mir nicht meine süßen Traumgebilde, Camilla. Ist es nicht schön und reizend, dieses stille Tal, das wir nun ganz überschauen können, mit seinen prächtigen Hochwaldstämmen, aus deren Gezweige das Hohelied des Lebens und der Liebe emporsteigt? Es erscheint mir als ein Bild unserer Zukunft.

– Du bist heute in ebenso sentimentaler als poetischer Stimmung. Laß den Geschichtskundigen statt des Dichters reden

und erzähle uns einige der großen Denkwürdigkeiten der Vorzeit, die sich in diesem harmonischen und fruchtbaren Tale zugetragen haben.

– Mir ist es recht, erwiderte Tajus; und alle drei machten sie halt am Rande einer steilen Böschung des Berges.

– Die ältesten Erinnerungen, die ich wachrufen könnte, sagte der Centurio, reichen 2000 Jahre hinauf. Damals beherrschte der Patriarch Jakob als Hirtenkönig diese ganze Landschaft, und seine Geschichte ist so reich an dramatischen Wechselfällen und Ereignissen, daß ich von einer eingehenden Erzählung derselben absehen muß. Auch von seinem Sohne Joseph könnte ich berichten, der von seinen Brüdern verraten und nach Ägypten verkauft wurde, um dort als erster Minister eines der mächtigsten Pharaonen zu den höchsten Ehren zu gelangen. Unten im Tale erblickt ihr sein Grab.

Lieber will ich jedoch einer anderen, jüngeren Begebenheit gedenken, deren hohe Bedeutung du nicht weniger anerkennen wirst als ich selbst. Auch sie liegt noch fünfzehn Jahrhunderte, also sieben Jahrhunderte vor der Erbauung Roms zurück.

Josue hatte die Eroberung des Gelobten Landes vollendet und gestützt auf die von Moses erhaltenen Weisungen wollte er, daß Israel seinen Bund mit Jehovah von neuem bestätige. Er führte die zwölf Stämme, ein Heer von 600 000 Mann, in dieses Tal, wo er die Bundeslade aufgestellt hatte. Sechs Stämme, 300 000 Mann umfassend, ordnete er dann am Abhange des Garizim, und die anderen sechs Stämme gegenüber am Abhange des Ebal. Er selbst, von den Priestern und Leviten umgeben, nahm Platz auf einer Tribüne neben der Bundeslade.

Und zum Garizim gewendet, verkündigte er Israel zwölf Segensverheißungen, die sich an ihm erfüllen sollten, wenn es den Geboten Jehovahs treu bleiben würde.

Die beiden ersten lauteten:

„Wenn du den Geboten Jehovahs deines Gottes gehorchest, so wirst du gesegnet sein in der Stadt, und gesegnet auf dem Felde.

„Gesegnet die Frucht deines Leibes und die Frucht deines Landes und die Frucht deiner Herden."

Und auf eine jede dieser Segnungen antworteten die sechs Stämme auf dem Garizim einstimmig mit dem lauten Rufe: Amen.

Darauf wendete sich Josue zum Berge Ebal und sprach zwölf Flüche wider die Übertreter des Gesetzes aus:

„Wenn du der Stimme Jehovahs deines Gottes nicht gehorchest, so wirst du verflucht sein in der Stadt, und verflucht auf dem Lande.

„Verflucht die Frucht deines Leibes und die Frucht deines Landes und die Frucht deiner Herden."

Und die 300 000 Mann auf dem Berge Ebal antworteten auf jeden Fluch mit dem einstimmigen Rufe: Amen.

— Ein wunderbares Schauspiel mußte das sein, sagte Camilla.

— Ja, wahrhaft groß und überwältigend und feierlich, fügte Claudia hinzu.

— Nicht wahr, es lohnt sich der Mühe, dieses Tal und diese Berge zu besuchen? versetzte Cajus darauf.

— O, gewiß, entgegnete Camilla, wir wissen nicht, wie wir dir danken sollen.

Auf dem Gipfel des Berges fanden sie die Ruinen des

alten Tempels und den Altar, auf welchem die Samaritaner noch immer ihre Opfer darbrachten. Sie ließen ihren Blick über die ganze umliegende Landschaft, vom Jordan bis zum Mittelmeere schweifen, um bald wieder auf ihren vorsichtig und sicher schreitenden Eseln den Abstieg anzutreten.

Cajus führte sie zum Jakobsbrunnen.

– Was für ein Brunnen ist dies, fragte Camilla, und warum machen wir hier halt?

– Das ist der Brunnen, den der Patriarch Jakob, ein Vorvater Jesu von Nazareth, vor 2000 Jahren gegraben hat; und hier hat der Prophet vergangenes Jahr seine staunenswürdigen Predigten begonnen.

Darauf erzählte er seinen Begleiterinnen die Begegnung Jesu mit der Samariterin Photina und die Bekehrung der Sichemiten.

Die beiden Frauen lauschten dieser Erzählung mit Spannung und Rührung zugleich. Claudia pflückte in der Nähe einige Blumen, während Camilla sich auf den Brunnenrand setzte.

Wie ist sie doch glücklich, jene Photina, weil ihr „das Geschenk Gottes“ zuteil geworden ist, sagte sie.

– Auch du, Camilla, wirst es empfangen, wenn einmal die Stunde kommt. Es geschehen so manche Dinge, die man nicht voraussehen kann. Und wenn mir heute bei diesem Brunnen, der bereits Zeuge so vieler Liebesschwüre war, eine so köstliche Begegnung zuteil wird, so muß ich gestehen, daß ich sie zwar nicht vorausgesehen, aber doch sehnlichst erhofft habe.

Nur stammelnd vermag ich dir meine Gefühle zu bekennen, Camilla; indes auch ohne Worte verstehst du sie . . .

— O rede nicht. Eines Tages, hoffe ich, werden wir uns wiederfinden am Tiberstrande, in Rom, das wir beide lieben, und vielleicht werden wir dann den nämlichen Gott anbeten, wie uns das Vaterland gemeinsam ist.

— Wer wird dieser Gott sein? Eine Ahnung sagt mir, daß es jener sein wird, der gesessen hat, wo du jetzt sitzest; der da lehrt die Religion der Liebe und die Anbetung im Geiste an allen Orten, in allen Sprachen und bei allen Völkern.

Camilla hatte die Augen niedergeschlagen und eine Träne war auf ihre Hand gefallen. Cajus ergriff diese Hand und küßte sie: — Wenn alle Tränen so süß wären, sagte er, dann wäre es fürwahr ein Glück zu weinen.

Camilla antwortete mit einem sanften, seligen Lächeln.

Am Abende war Cajus so glücklich, Photina anzutreffen, die ihm auf seine inständigen Bitten zur Herberge folgte. Sie mußte Claudia und Camilla ihre Begegnung mit Jesus von Nazareth erzählen, und beide waren von ihren Worten aufs tiefste gerührt.

— Mit welcher Freude werde ich den Propheten wiedersehen, schloß die Samariterin. Morgen begeben wir uns in zahlreicher Begleitung nach Jerusalem zum Laubhüttenfeste; wir hoffen zuversichtlich, daß auch Jesus dort sein wird.

Gegen Abend des folgenden Tages trafen Claudia, Camilla und Cajus durch das Jaffator in Jerusalem ein.



11. Das Laubhüttenfest.

Von den großen religiösen Feierlichkeiten, die ungeheure Menschenmengen nach Jerusalem führten und auf die Bekenner des Glaubens an Jehovah einen überwältigenden

Eindruck hervorriefen, kann man sich nur schwer eine zutreffende Vorstellung machen. Die beiden größten Feste des Jahres waren Ostern im Frühling und Laubhüttenfest zur Herbstzeit. Ostern erinnerte an den Auszug aus Ägypten, das Laubhüttenfest an die vierzigjährige Wüstenwanderung.

Die Laubhütten, die bei Gelegenheit des Herbstfestes nach der Vorschrift des Gesetzes den Israeliten als Wohnung dienen sollten, wurden aus den Zweigen der Palme, des wilden Ölbaumes, der Myrte und anderer dichtbelaubter Bäume errichtet. Zwei Reihen langer und starker Äste wurden in den Boden gesteckt, an den Spitzen miteinander verbunden, und darauf mit Zweigen, Blättern und vielfach auch mit Rasen bedeckt. Das war ihre gewöhnliche Gestalt.

Die großen Laubhütten enthielten drei durch Vorhänge abgetrennte Räume. Die im Hintergrunde gelegene Abteilung war den Frauen vorbehalten, die mittlere den männlichen Personen, die zur Familie gehörten, und der Vorderraum der Dienerschaft.

Am Eingang der Hütte wurde in einem aus drei Steinen gebildeten Dreieck das Feuer für die Zubereitung der Speisen unterhalten; dort war es auch, wo man sich des Abends versammelte, um sich gegenseitig Sagen und Legenden zu erzählen, oder die alten Berichte der heiligen Schriften zu lesen.

Die aus der nämlichen Stadt oder dem nämlichen Dorfe herbeigeeilten Pilger gruppierten sich zusammen und erbauten ihre Hütten in kreisförmiger Anordnung auf den umliegenden Höhen. In der Mitte befand sich gewöhnlich die Hütte des Führers der Karawane, die an Größe die anderen überragte. Jede einzelne Karawane hatte sowohl für die darzubringenden Opfer als auch für den Lebensunterhalt der Pilger ihre

Herde von Schafen, Kälbern und selbst Ochsen, deren Pflege eigens bestellten Hirten zugewiesen war.

Bereits vor dem Feste trafen die Karawanen aus allen Richtungen ein, aus den Städten Judas, Galiläas, Peräas, von den Gestaden des Meeres und aus der Umgebung des Libanon. Es war eine friedliche und fröhliche Invasion, die sich des ganzen Gebietes um Jerusalem, vornehmlich aber der Höhen bemächtigte. Denn die große Freude der Pilger war der Anblick der weiten Säulenhallen und der Kuppel ihres geliebten Heiligtums, ihr Herz erweiterte sich, wenn morgens und abends die Rauchwolken des Brandopferaltares emporstiegen und die weithin schallenden Silbertrompeten die Gläubigen zu den gottesdienstlichen Verrichtungen riefen.

So war Jerusalem von einer ausgedehnten Laubhüttenstadt umringt, die sowohl die Höhen des Ölberges und des Skopus als auch das obere Gebiet des Tales Josaphat, die Abhänge des Ophel und die Gipfel des Sionberges bedeckte.

Auch die Israeliten, die innerhalb der Umfassungsmauern wohnten, waren gemäß den Bestimmungen des Levitikus verpflichtet, sieben Tage lang in Laubhütten zu verweilen. Solche errichteten sie auf den flachen Dächern ihrer Häuser und auf den öffentlichen Plätzen, namentlich aber beim Wasser- und Ephraimtore.

Dieses große Fest, das mehr als eine Million Juden nach Jerusalem hinzog, war eingesetzt worden zur Erinnerung an die Jahre, welche die Israeliten nach dem Auszuge aus Ägypten in der arabischen Wüste unter Zelten verlebt hatten. Während der achttägigen Feier vermochte der Tempel die Scharen der Pilger kaum zu fassen; die erhabensten religiösen

Zeremonien galten dem Andenken an die Wunder, die Jehovah seinem Volke zulieb gewirkt hatte.

Jeden Morgen erschallten von den Terrassen der Säulenhallen herab einundzwanzig Trompetenstöße. Alsbald setzte sich eine Prozession von Priestern, Leviten und Gläubigen in Bewegung und holte unten am Abhange des Ophel in einem goldenen Kruge Quellwasser, das der amtierende Hohepriester über den Brandopferaltar sprengte.

Darauf wurde das Gesetz vorgelesen und gepredigt. Die Predigt wurde hin und wieder unterbrochen von Zeremonien, deren Beschreibung uns zu weit führen würde. Es genüge hervorzuheben, daß sie in ihrer Gesamtheit das Andenken an die Hulderweisungen Jehovahs zum Ausdruck brachten.

Das aus der Siloequelle geschöpfte Wasser erinnerte an den Born, der auf Geheiß des Propheten Moses in der Wüste aus dem Felsen hervorsprudelte. Die Beleuchtung des Tempels erweckte das Andenken an die Feuersäule, die einst dem auserwählten Volke auf dem Zuge in das Gelobte Land voraufging; auch wies sie auf den Messias hin, der da kommen sollte, um als wahre Feuersäule die Finsternis, die über der Menschheit lagerte, hinwegzuscheuchen, und alle durch die Wüste dieses Lebens in das Land der Lebendigen zu führen.

Den ganzen Tag und selbst während der Nacht stieg der Rauch des Brandopferaltares empor. Das Feuer mußte beständig unterhalten werden, da ein Opfer nach dem anderen dargebracht wurde.

Man schlachtete junge Stiere, Lämmer, Ziegen, Tauben und Turteltauben. Das Blut der geschlachteten Opfertiere wurde von der Hand des Priesters Jehovah zu Ehren rings

um den Altar gesprengt. Darauf zerlegte man die Tiere, und die vorgeschriebenen Opferstücke wurden im Feuer des Altares verbrannt.

Auch Mehl, das mit Öl angemengt war, wurde als Opfergabe gespendet; man nahm davon eine Handvoll, die mit Weihrauch bestreut in die verzehrende Glut geworfen wurde.

Das übrigbleibende Feinmehl sowie die nicht als Opferstücke bezeichneten Teile der geschlachteten Tiere bildeten den Anteil der Priester.

So verlief dieses große Fest, das die Juden alljährlich um die Mitte des Monats Tischri, der etwa die letzte Hälfte von September und die erste von Oktober umfaßte, nach althergebrachter Weise begingen.

Im Jahre 782 der römischen Ära gestaltete es sich indes noch großartiger als sonst, insofern es im ganzen israelitischen Volke eine tiefere Gärung hervorrief. Die messianische Zeit war anscheinend hereingebrochen, und ein großer Prophet setzte durch seine Wunder das Land in Erstaunen. Vielleicht konnte man noch Gründe finden, ihm die Anerkennung als Messias zu versagen, aber jedermann mußte bereits zugeben, daß er Werke verrichtete, wie man sie seit Elias und Elisäus nicht mehr erlebt hatte.

Seine Sprache war so beredt, daß alle, die ihn gehört hatten, sagten: Wie er hat noch niemals ein Mensch geredet. Das gewöhnliche Volk hing ihm an und bewunderte ihn. Den Hohenpriestern und Schriftgelehrten jedoch war er mißliebig; unverhohlen bekundeten sie ihre feindselige Gesinnung gegen ihn.

Man fragte sich, ob er auch zu dem eben begonnenen Laubhüttenfeste erscheinen und im Tempel als Prediger auf-

treten würde. Die Menge der Pilger, zahlreicher als je zuvor, erwartete und wünschte es.

Aber die Pharisäer hatten in Galiläa alle seine Schritte ausspähen lassen und nach Vorwänden zu allerlei Beschuldigungen gegen ihn geforscht. Nun legten sie ihm neue Fallstricke, denen er, wie sie glaubten, nicht entrinnen würde; ihre Schergen hatten sie beauftragt, ihn während der Feierlichkeiten festzunehmen, falls er den Mut haben würde, öffentlich aufzutreten.

Er wird es nicht wagen hierherzukommen, sagten sie. Dort unten in Galiläa, unter Menschen ohne Bildung und ohne Kenntnis der heiligen Schriften ist er so recht in seinem Element. Er kann ihnen Gleichnisse und andere Erzählungen, so einfältig wie sie selbst sind, zum besten geben, und die guten Leute bewundern ihn. Hier aber, im Tempel, neben dem Sitzungssaale des Sanhedrins, in Gegenwart einer Zuhörerschaft, die nicht Leute aus dem schlichten Volke, sondern auch die Schriftgelehrten und die berühmtesten Lehrer in Israel umfaßt, würde ihm das sichere Auftreten schon vergehen, und sicherlich würde er auf das Geltendmachen seiner messianischen Ansprüche verzichten.

Der Centurio, Camilla und Claudia Procla waren jedoch mit vielen anderen der Ansicht, daß der Prophet kommen würde, und täglich begaben sie sich zum Tempel, um ihn zu sehen und zu hören; drei Tage waren indes bereits verflossen, und Jesus von Nazareth war noch nicht erschienen.

12. Jesus im Tempel.

Dem Tagebuche Camillas entnehmen wir die Beschreibung des vierten Feiertages und die Schilderung ihrer Eindrücke.

– Endlich ist er gekommen, der große Prophet, und ich habe ihn gesehen und gehört! Alles an ihm ist schön und groß, und sein Wort hat mich aufs tiefste bewegt.

Die Zeremonien des vierten Tages hatten bereits ihren Anfang genommen, und in den Vorhöfen des Tempels hielt sich noch immer das Gerücht, daß er nicht erscheinen werde. Ich hörte, wie in meiner Umgebung einige Schriftgelehrte die folgenden Bemerkungen austauschten:

– „Wie versteht dieser die Schriften, da er sie nicht gelernt hat?

– „Er kann nicht der Messias sein. Denn wenn der Messias kommt, sagen die Propheten, so werden wir weder wissen, woher er kommt, noch woher er ist. Seine Herkunft aber kennen wir; er stammt aus einem unbekannten Dorfe, aus Nazareth, wo er das Zimmermannshandwerk ausgeübt hat.

– „Woher hat er die Lehre, die er predigt? ... „Plötzlich geriet die Menge in Bewegung. Eine weiße Gestalt wurde auf der obersten Stufe des Judenvorhofes sichtbar. Es war der Prophet!

Wir drängten uns möglichst in die Nähe, und Cajus bat ich, alles, was Jesus sagen würde, sorgfältig seinem Gedächtnis einzuprägen; denn wir wußten, daß er sich gewöhnlich der hebräischen Volkssprache, d. h. des Aramäischen bediente, das Cajus besser versteht als wir.

Alles schwieg, und Jesus fing an zu reden.

– „So viele gibt es unter euch, die sich fragen, woher

die Lehre ſei, die ich verkünde. Sie iſt nicht mein, ſondern deſſen, der mich geſandt hat; ſie kommt von Gott.

„Wenn jemand aus ſich ſelbſt redet, ſo hat er nur ſeine eigene Ehre im Auge. Wer aber die Ehre Gottes ſucht, der ihn geſandt hat, der befindet ſich in der Gerechtigkeit und in der Wahrheit . . .

– „Ihr wollt wiſſen, wer ich bin und woher ich komme; ſo wiſſet, ich bin nicht aus mir ſelbſt gekommen; der da wahrhaftig iſt, hat mich geſandt, den aber kennt ihr nicht. Ich kenne ihn, weil ich von ihm ausgehe, und weil er mich geſandt hat . . .“

Groß war das Staunen der Schriftgelehrten, die in ſeiner Nähe ſtanden. Sie ſchauten einander an und ſagten leiſe: Er hat die Bemerkungen, die wir eben miteinander wechſelten, erraten, und nun antwortet er, daß wir uns täuſchen, wenn wir zu wiſſen glauben, woher er komme; denn er komme von Gott, und wir kennten Gott nicht. Und auch ſeine Lehre komme von Gott . . .

Jeſus fuhr fort zu reden. Aber die Menge war in Bewegung geraten, ſo daß wir aus ſeiner Nähe fortgedrängt wurden und nur hin und wieder noch ein Wort verſtehen konnten. Beſſer verſtanden wir dagegen die Zwiſchenbemerkungen der Zuhörer:

– „Iſt es nicht dieſer, ſagte man, den die Vorſteher der Prieſter zu töten ſuchen? Und ſiehe, er redet freimütig, und ſie ſagen ihm nichts. Haben ſie etwa wirklich eingeſehen, daß er der Meſſias iſt? . . .

– „Wie dem auch ſei, wird wohl der Meſſias, wenn er kommt, mehr Wunder wirken als dieſer? . . .“

Und die Stimme des Propheten:

— „Noch eine kurze Zeit bin ich bei euch und ich gehe zu dem, der mich gesandt hat. Ihr werdet mich suchen und nicht finden, und wo ich bin, dahin könnt ihr nicht kommen ..."

Plötzlich erscholl am Mittagstore ein lautes Jubelgeschrei, das von Trompeten- und Paukenklängen begleitet war.

Jesus hörte auf zu reden, und eine lange Prozession zog in der Säulenhalle vorbei. An der Spitze schritt der Hohepriester Kaiphas; er war mit seiner kostbaren Amtstracht angetan und hielt mit beiden Händen einen goldenen Krug, gefüllt mit dem Wasser, das er in Begleitung des Volkes und der Leviten aus der Siloequelle, am Fuße des Ophel, geschöpft hatte.

Dieses Wasser erinnerte Israel an das lebendige Wasser, das Moses eines Tages, als die Vorfahren des Volkes nach dem Auszuge aus Ägypten vor Durst in der Wüste verschmachteten, aus einem Felsen geschlagen hatte.

Ihm folgten die Priester in goldgestickten Purpurgewändern.

Die Gewandung des Hohenpriesters erstrahlte in wunderbarem Glanze, entsprechend den Weisungen, die Moses im Gesetze gegeben hatte; ihre Beschreibung findet man im 39. Kapitel des Buches Exodus. Der Brustschild, aus dem nämlichen Gewebe wie das Schulterkleid, bestand aus blauem und rotem Purpur und doppelt gefärbtem Scharlach; er war besetzt mit vier Reihen kostbarer Steine, mit Karneol, Topas, Smaragd, Karfunkel, Jaspis, Saphir, Diamant u. a. Diese Steine, in zwölf Goldrosetten gefaßt, trugen die Namen der zwölf Stämme Israels. Auf den Spangen des Schulterkleides, die ebenfalls aus goldgefaßten Onyxsteinen gefertigt waren, las man die Namen der Söhne des Patriarchen Jakob. Das Schulterkleid, aus violettem Purpur, hatte

am unteren Saume eine Verbrämung von scharlachroten Granatäpfeln und goldenen Glöckchen, die bei jedem Schritt des Hohenpriesters ertönten.

Sein Haupt war mit einer kunstvoll gewirkten Tiara gekrönt, und auf einem Stirnreif aus lauterem Golde waren die Worte zu lesen: Heilig dem Herrn.

Nach den Priestern kamen einige Schriftgelehrte, Älteste und eine Menge fremder Pilger.

Ein fünfhundertstimmiger Chor sang mit Begleitung von Harfen, Psalterien, Flöten, Trompeten und Pauken das „Lied der Erlösten" des Propheten Isaias:

„Ein Reis wird hervorgehen aus der Wurzel Jesses.
Und eine Blüte wird aufsteigen aus seinem Wurzelstock.
Und der Geist des Herrn wird sich auf ihn niederlassen,
Der Geist der Weisheit und der Einsicht,
Der Geist des Rates und der Stärke . . ."

Das Lied endigte mit der Strophe:

„Ihr werdet in Freuden Wasser schöpfen aus den Quellen des Heilandes.
Und ihr werdet an jenem Tage sprechen:
Preiset den Herrn und rufet seinen Namen an,
Ihr Bewohner Sions;
Denn groß in eurer Mitte ist der Heilige Israels!"

Der Gesang war so schön, Mutter, zumal wir uns dabei des Gedankens nicht erwehren konnten, daß vielleicht Jesus von Nazareth dem alten Propheten vorgeschwebt hatte.

Der greise Gamaliel hatte uns bemerkt und war in unsere Nähe gekommen. Vor Begeisterung vermochte er sich kaum zu fassen. Sollte es möglich sein, sagte er mit erhobenen Händen, daß wir in diesem Augenblicke erfüllt sehen, was der Prophet geweissagt hat? Ist jener Mensch,

den wir vor uns sehen, und der zu uns redet, nicht das Reis aus der Wurzel Jesses, worauf der Geist des Herrn, der Heilige Israels, der da groß ist in Sion, sich niedergelassen hat?

Der ehrwürdige Greis heftete sein tränenfeuchtes Auge auf Jesus, der auf den hohen Stufen, die ihm als Rednerbühne dienten, schweigend und regungslos dastand.

Die Prozession zog unter feierlichen Gesängen weiter durch den Vorhof der Heiden, erreichte den Frauenvorhof und den Vorhof Israels, bis der Hohepriester mit dem goldenen Kruge das Nikanortor durchschritt und in die Säulenhalle gelangte, die den Vorhof der Leviten umgibt. Sobald er die Stufen des Brandopferaltares betrat, rief das Volk ihm zu: „Erhebe die Hand." Und der Hohepriester goß den Krug an der Westseite des Altares aus, während der Chor wiederum einfiel: „Ihr werdet in Freuden Wasser schöpfen aus den Quellen des Heilandes!"

Der Chor schwieg, und Jesus erhob von neuem seine Stimme. Die Zeremonie, die soeben ihr Ende erreicht hatte, bot ihm neues Bild für seine Lehre. „Wenn jemand dürstet, rief er aus, so komme er zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, aus dessen Inneren werden, wie die Schrift sagt, Ströme lebendigen Wassers fließen." Des Volkes bemächtigte sich eine große Erregung. Die einen sagten: Dieser ist wahrhaft der Prophet, den Isaias verheißen hat:

„Er ist der Christus! Er ist der Messias!"

Andere dagegen sprachen: „Kommt denn Christus aus Galiläa? . . ."

Jesus fuhr fort zu reden, ohne sich beirren zu lassen.

Es wurde Abend. Man zündete die großen Leuchter

an, die alle Vorhöfe erhellten. Ihr Widerschein verklärte die Gestalt des Propheten; mit lauter Stimme rief er:

„Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben ..."

– Die Welt hat niemals so erhabene Worte vernommen, bemerkte Gamaliel, und eine Beredsamkeit, die einen so ausgeprägt persönlichen und bestimmten Charakter hätte, kenne ich nicht.

Soeben nannte er sich den Quell des lebendigen Wassers, das zum ewigen Leben hinüberfließt, und nun ist er das Licht der Welt!

Und beachtet wohl, fügte Gamaliel hinzu, daß er sich dafür auf niemand außer Gott beruft, daß er nicht sagt: Ich will euch zeigen, wo der Quell des Lebens und das Licht sich befindet und wie man dorthin gelangt.

Er sagt: „Ich selbst bin der Quell des Lebens und das Licht." Nur Gott allein kann so sprechen.

Die Pharisäer hatten den Propheten unterbrochen und erhoben wider ihn den Vorwurf, daß er von sich selbst Zeugnis gebe.

Er antwortete ihnen, sein Zeugnis sei glaubwürdig, weil er wisse, woher er komme und wohin er gehe, während sie es nicht wüßten, und daß er nicht allein Zeugnis gebe, sondern auch sein Vater, der ihn gesandt habe, Zeugnis von ihm ablege.

– Wer ist dein Vater? schrieen sie ihm zu.

– „Ihr kennt weder mich noch meinen Vater, versetzte Jesus. Wenn ihr mich kenntet, würdet ihr auch wohl meinen Vater kennen ... Ich und der Vater sind eins ..."

Was will er sagen? fragte ich Gamaliel.

– Soweit ich verstehe, daß Gott sein Vater ist.

Ist das möglich?

Das ist das Geheimnisvolle an diesem Menschen, und ich muß gestehen, daß sowohl mein Verstand als auch meine Kenntnisse hier unzulänglich sind.

* * *

Zeremonien und Predigten nahmen an den folgenden Tagen, bis zum achten, ihren Fortgang.

Während der letzten Tage war das Volk leider sehr unruhig. Die Vorsteher der Priester, die Schriftgelehrten und die Pharisäer hatten sich so ziemlich überall dazwischengedrängt und hetzten die vielfach urteilslose Menge gegen ihn auf. Sie unterbrachen ihn mit Schimpfreden, sie murrten gegen ihn, er aber sagte ihnen schließlich recht bittere Wahrheiten ins Gesicht.

Urteile selbst darüber nach einigen Worten, die Cajus sich besonders gemerkt hat, und die ich hier niederschreibe.

Als wir Jesus in der Nähe des Tempelschatzes antrafen, sagte er zu den Juden, die ihn umringten und ihre Aufregung anscheinend nicht mehr zügeln konnten:

„Ich gehe, und ihr werdet mich suchen und in eurer Sünde sterben. Wohin ich gehe, dahin könnt ihr nicht kommen . . .“

– Will er sich etwa selbst töten? murrte das Volk. Jesus fuhr in seiner Rede fort:

– „Ihr stammt von unten, ich stamme von oben.

„Ihr seid von dieser Welt, ich bin nicht von dieser Welt. Ich habe euch nun gesagt, daß ihr in euren Sünden sterben werdet; denn wenn ihr nicht glaubt, daß ich es bin . . .“

– Wer bist du denn? riefen sie.

– „Der Anfang, und so rede ich auch zu euch ... Der mich gesandt hat, ist wahrhaft, und was ich von ihm gehört habe, das rede ich in der Welt ...“

Gamaliel erschauerte und wandte sich zu uns: Beachtet wiederum, sprach er, diese persönlichen und bedingungslosen Worte: Ich bin der Anfang. Hat jemals ein Mensch so gesprochen? Gibt es auf Erden ein rein menschliches Wesen, das in Wahrheit von sich aussagen könnte: Ich bin der Anfang?

Selbst Moses hätte es nicht gewagt, ein solches Wort auszusprechen.

Und der Prophet fuhr fort:

„Wenn ihr den Menschensohn erhöht haben werdet, dann werdet ihr erkennen, daß ich es bin. Dann werdet ihr erkennen, daß ich nichts von mir selbst tue, sondern wie mein Vater mich gelehrt hat. Und der mich gesandt hat, ist mit mir und läßt mich nicht allein; denn das, was ihm wohlgefällt, tue ich allezeit.“

Daraufhin spendeten viele seiner Zuhörer ihm Beifall und erklärten, ihm als Jünger angehören zu wollen.

„Wenn ihr bei meinem Worte bleibt, erwiderte er ihnen, werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein und die Wahrheit wird euch frei machen.“

In heftigster Erregung protestierten seine Gegner gegen diese Worte.

– „Wir sind Nachkommen Abrahams und nie jemandes Knechte gewesen!“

– O, diese Hochmütigen, bemerkte Gamaliel, sie vergessen, daß sie zu wiederholten Malen in die Gefangenschaft

geschleppt wurden und daß sie heute noch der römischen Herrschaft untertan sind.

Jesus erklärte ihnen, daß er von sittlicher Freiheit rede, daß die wahre Knechtschaft der Dienst der Sünde sei, und daß sie, weit entfernt, nach Abrahams Beispiel Werke der Gerechtigkeit zu üben, eben jetzt danach trachteten, ihn zu töten, während er ihnen doch die Wahrheit bringen wolle, die er von Gott gehört habe.

Die Erregung wurde immer größer. Mit lautem Geschrei erklärten die Juden, sie hätten nur einen Vater: Gott.

Der Prophet erhob seine Stimme, um den Tumult zu übertönen.

„Wenn Gott euer Vater wäre, rief er ihnen freimütig zu, so würdet ihr jedenfalls mich lieben; denn ich bin von Gott ausgegangen und gekommen, denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt. Warum versteht ihr meine Sprache nicht? Weil ihr mein Wort nicht hören könnt . . .

„Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort. Deswegen hört ihr es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid!

„Der Teufel ist der Vater, von dem ihr stammt, und die Gelüste eures Vaters wollt ihr tun, darum sucht ihr mich zu töten. Er war ein Menschenmörder von Anbeginn und stand nicht in der Wahrheit, weil in ihm nicht Wahrheit ist. Wenn er Lüge spricht, so spricht er aus dem Eigenen, denn er ist ein Lügner und der Vater der Lüge . . ."

Wutgeheul übertönte diese Worte. Die Juden schrieen: „Du hast einen Teufel!" Und da zufällig im Vorhofe ein Haufen Steine lag, die zu Ausbesserungen an den Tempelmauern bestimmt waren, hoben die Juden davon auf und

stürzten gegen ihn los, um ihn zu steinigen. Er aber war bereits aus ihren Augen verschwunden.

Damit fanden die Predigten ihren Abschluß, denn es war der letzte Tag des Festes. Der Prophet hörte jedoch nicht auf, Wunder zu wirken.

13. Der Blindgeborene.

Kaum hatte Jesus den Tempel verlassen, als er auf der Straße einen armen Blindgeborenen erblickte. Er nahm eine Handvoll Staub, rührte ihn mit seinem Speichel an und salbte die Augen des Blinden. Darauf sprach er zu ihm: „Gehe hin zum Teiche Siloe und wasche dich!"

Der Blinde ging hin und ward sehend.

Am Abend des folgenden Tages hatte Gamaliel der Ältere einige Freunde bei sich zu Gaste. Auch Claudia, Camilla, Nikodemus und Cajus waren erschienen. Der alte Claudius und Pilatus hatten die Einladung abgelehnt, weil sie, wie sie sagten, der Erörterungen über Jesus von Nazareth überdrüssig seien.

Die Heilung des Blindgeborenen hatte in Jerusalem großes Aufsehen erregt, und die Gäste Gamaliels waren gespannt zu erfahren, wie sich die Sache eigentlich zugetragen hatte. Die erste, die den greisen Lehrer darüber ausfragte, war Camilla.

– Was ich davon weiß, sagte Gamaliel, ist dieses:

Seit Jahren bemerkte ich in der Nähe des Tempels einen Blindgeborenen. Oft habe ich ihn angeredet, und in der Hoffnung, daß die Ärzte ihm vielleicht helfen könnten, habe

ich eines Tages seine Augen untersucht; obwohl ich nun kein Fachmann bin, so hat doch ein oberflächlicher Blick genügt, mich zu überzeugen, daß die Blindheit des Mannes eine angeborene und unheilbare war.

Als ich gestern aus dem Tempel kam, sah ich eine Menge in überaus lebhafter Unterhaltung beisammenstehen. Ich trat hinzu und erkannte inmitten der Gruppe meinen Blindgeborenen, der voller Begeisterung redete, und auf den aller Augen gerichtet waren.

Ich hörte mir den ganzen Wortwechsel an.

Die einen sagten:

– Ja, er ist es! Es ist wirklich der Blindgeborene, der am Eingange des Tempels saß und bettelte.

– Nein, entgegneten die anderen, er ist es nicht; es ist jemand, der ihm sehr ähnlich sieht.

– Und er: „Ich bin es doch!"

– Aber du bist ja nicht blind, du!

– Ich bin es nicht mehr, ich war es aber, und es ist noch keine Stunde her.

– Wie sind dir denn die Augen geöffnet worden?

– Wollt ihr es wissen? Nun wohl! Ein Mann, den ich nicht kenne, weil ich blind war, den ich aber Jesus nennen hörte, ist zu mir gekommen; er hat meine Augen mit Lehm bestrichen und mir gesagt: gehe hin zum Teiche Siloe und wasche dich.

Dieses Kind hier hat mich hingeführt, ich habe mich gewaschen und bin sehend geworden.

– Wo ist der Mann, der dich geheilt hat? fragte ich darauf.

– Ich weiß es nicht, ich kenne ihn nicht, ich habe ihn niemals gesehen.

Im Tempel war gerade eine große Anzahl von Priestern und Pharisäern versammelt, denn es war Sabbat. Ich führte ihnen den Mann vor und erzählte ihnen, was ich erfahren hatte.

Die Mitglieder des Sanhedrins waren entrüstet über den Vorfall, den sie als eine Entheiligung des Sabbats betrachteten; und im Argwohn, man wolle sie hintergehen, schritten sie unverzüglich zu einer Untersuchung, indem sie den Blindgeborenen und seine Eltern einem Verhör unterzogen.

Auf alle Fragen antwortete der Mann so schlicht und freimütig und bestimmt, daß ich mich des Staunens nicht erwehren konnte.

Die Sache lag sehr einfach: soeben erst war sie vorgefallen, und ohne Umschweife, wie ohne Furcht vor Widerspruch erzählte der Geheilte sie stets auf die nämliche Weise:

„Er war von Geburt aus blind; er war es noch vor einer Stunde. Und siehe da, ein Mann, Jesus mit Namen, wie man ihm gesagt hatte, war des Weges gekommen und hatte ihn plötzlich geheilt; er hatte seine Augen mit Lehm bestrichen und ihm befohlen, sich am Siloeteiche zu waschen." Das war alles. Das ist klar und deutlich und bestimmt, aber es widersprach den Gesetzen der Natur und war unerklärlich. Folglich, schlossen die Sanhedriten, ist es unwahr. Dieser Mensch ist ein Lügner.

Darauf luden sie den Vater und die Mutter des Blindgeborenen vor und verhörten sie.

– Ist das da wirklich euer Sohn?

– Ja, das ist unser Sohn, antworteten sie.

– Ist er blind zur Welt gekommen?

– Ja, er war blind von Geburt an.

– Wie kommt es aber, daß er jetzt sehend ist?

– Das wissen wir nicht. Wir können euch nicht sagen, wer ihm die Augen geöffnet hat. Fragt ihn selbst! Er ist mündig, er soll selbst für sich sprechen.

Man wiederholte das Verhör, und der Blindgewesene blieb bei seiner Aussage, er bewahrte die Ruhe, die Sicherheit und die Bestimmtheit eines Mannes, der die Wahrheit sagt.

Zwischen uns kam es zu erregten Auseinandersetzungen. Die einen sagten:

„Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält.“ Andere dagegen: „Wie kann ein Mensch, der Sünder ist, solche Wunder tun?“ Und du selbst, fragten sie den Blindgewesenen, was sagst du von dem Manne, der dir die Augen geöffnet hat?

– Er ist ein Prophet, antwortete er freimütig.

– Diese Antwort versetzte die Pharisäer in Wut, und sie entgegneten: wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist.

– Ob er ein Sünder ist, erwiderte darauf der Geheilte, weiß ich nicht. Eines weiß ich, daß ich blind war und jetzt sehe.

Und gerade diese niederschmetternde Tatsache, die alle Beweisgründe in Schatten stellte, erbitterte meine Amtskollegen am meisten. Das Wunder lag offen vor ihren Augen, und sie wollten es nicht sehen.

Das Volk legte frei und unumwunden Zeugnis dafür ab, und der wunderbar Geheilte wies trotz seiner Unwissenheit, allein mit seiner gesunden Vernunft, alle Spitzfindigkeiten der ungläubigen und gehässigen Schriftgelehrten siegreich zurück.

Einmal sogar schien er ihrer zu spotten, als sie ihn nämlich zum dritten Male fragten, wie Jesus ihm die Augen geöffnet habe.

— Warum wollt ihr es nochmal hören? Wollt etwa auch ihr seine Jünger werden?

— Da fluchten sie ihm und voll Ingrimm entgegneten sie: Du magst sein Jünger sein, wir aber sind Jünger des Moses. Wir wissen, daß Gott mit Moses geredet hat; von dem aber wissen wir nicht, woher er ist.

„Das ist doch wunderbar, versetzte der neue Jünger Jesu, daß ihr nicht wißt, woher er ist, und er hat mir die Augen aufgetan.

„Gott erhört die Sünder nicht; von Ewigkeit her ist es nicht gehört worden, daß jemand einem Blindgeborenen die Augen aufgetan hat. Wäre dieser nicht von Gott, so hätte er nichts ausrichten können."

Das war zuviel. Die Pharisäer knirschten vor Wut, und wie alle, die Unrecht haben, endigten sie mit Schmähungen.

— „Du bist ganz und gar in Sünden geboren und willst uns belehren?"

Und sie stießen ihn aus dem Tempel hinaus.

Meister Gamaliel, sagte Camilla, ich danke dir aus dem Grunde meines Herzens. Deine Erzählung rührt mich in tiefster Seele.

— Es ist auch wirklich rührend, fügte Cajus hinzu.

— Und doch ist es nicht alles, fiel Nikodemus ein; was sich nachher zugetragen hat, weißt du wahrscheinlich nicht, Gamaliel.

— Weiteres ist mir in der Tat nicht bekannt.

— So vernimm! Aus dem Tempel ausgestoßen ging der Geheilte durch die Straßen, als Jesus von Nazareth ihm begegnete. Er hielt ihn an und sprach zu ihm: „Glaubst du an den Sohn Gottes?" Er antwortete: „Wer ist es, o Herr, damit ich an ihn glaube?"

– „Du hast ihn gesehen, erwiderte Jesus, und der mit dir redet, der ist es." – Ich glaube, Herr, antwortete der Blindgewesene, und er fiel nieder und betete ihn an.

– Welch ein Glaube! sagten Claudia, Camilla und Cajus wie mit einer Stimme. Ist das nicht wunderbar, Gamaliel?

Der greise Rabbi hatte seinen Blick zum Himmel erhoben und stand da lange Zeit ohne ein Wort zu reden. Endlich rief er aus: Ich bin tiefer gerührt als ihr alle; aber ich bin ganz verwirrt von der Größe dieses geheimnisvollen Mannes.

– Ein Betrüger kann er nicht sein, weil Gott ihn erhört. Wie aber soll ich begreifen, daß er sich Sohn Gottes nennt und sich anbeten läßt? Das übersteigt meine Einsicht.

– Das ist ein Geheimnis, fügte Nikodemus hinzu. Wie soll er die Menschheit erlösen, wenn er nicht Gott ist? Und wenn er Gott ist, hat er dann nicht die Pflicht, es zu sagen?

14. Die messianische Frage.

Überall, in Judäa und Galiläa, in Samaria und Peräa, selbst am Gestade des Meeres, in Tyrus und Sidon, beschäftigte man sich mit der messianischen Frage.

Sie hielt das Volk in Spannung, und bis zur Leidenschaft erregte sie die Geister, die sich für gewaltige Geisteskämpfe interessieren. Sie erweckte das nationale Gefühl und den bereits eingeschläferten Patriotismus. Jesus von Nazareth hätte nur ein Wort zu sagen brauchen, und selbst für Rom hätte sie den Charakter einer schwerwiegenden politischen Frage angenommen. Indes, nichts lag Jesus ferner,

als der Gedanke an die Aufwiegelung des Volkes und d[illegible] Befreiung seines Landes von der römischen Herrschaft. Eine so niedrige Rolle hätte seiner Persönlichkeit nicht entsprochen, und wenn der Messias seit langen Jahrhunderten dem jüdischen Volke verheißen war, so konnte das nicht sein, um eine politische Umwälzung herbeizuführen.

Weit entfernt darum, das Wort der Empörung, wie die Menge es erwünschte und erwartete, auszusprechen, sagte Jesus einem jeden, der es hören wollte: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, es ist das Reich Gottes!

Für alle, die der Erklärung des Propheten Glauben schenkten, hatte die messianische Frage also eher religiösen Charakter. Sie rollte die schwierigsten theologischen Probleme auf und wurde durch den drohenden kirchlichen Konflikt nur noch mehr verwickelt.

Die erbittertsten Gegner erwuchsen Jesus in der jüdischen Priesterschaft, die sich in ihren Interessen bedroht sah.

Die Wunder des jungen Propheten und seine unvergleichlichen Predigten im Tempel, in den Synagogen, an den Ufern des Jordans und allerorten, wo er verweilte, konnten fortan keinem Menschen unbekannt bleiben. Überall fragte sich das Volk, ob er der verheißene Messias sei.

Selbst Johannes der Täufer hatte sich aus dem Munde Jesu dessen versichern wollen und in dieser Absicht Boten an ihn gesandt. Die Antwort Jesu hatte Johannes den Täufer vollauf befriedigt, worauf er seine eigenen Jünger entlassen hatte mit den Worten: „Meine Aufgabe ist nun erfüllt; er muß wachsen, ich aber abnehmen."

Die demütigen, armen und schlichten Leute zweifelten nicht mehr daran, daß Jesus in Wirklichkeit der Messias war.

Sie hatten seine Werke gesehen, und diese hatten genügt, sie zu überzeugen. Übrigens hatte er ihnen erklärt, daß er es sei; Gott aber konnte keine Wunder wirken, um die Lüge zu bestätigen.

Bei den Großen und Reichen, namentlich bei der jüdischen Priesterschaft ging es allerdings nicht so.

Es erregt immer das Mißtrauen und die Eifersucht der führenden Klassen, wenn irgend ein neuer Einfluß, irgend eine neue Richtung aufkommt und an Boden gewinnt; sie meinen, es sei gar zu natürlich, die Emporkömmlinge, wie sie sagen, um ihren Erfolg zu beneiden.

Am heftigsten tobte der Kampf in Jerusalem, wo er von den Führern des Volkes, insbesondere von den Vertretern der geistlichen Gewalt organisiert war.

Um den messianischen Charakter Jesu in Abrede zu stellen, beriefen sie sich auf verschiedene Gründe, die vielleicht ihren Skeptizismus entschuldigen, unter keinen Umständen aber ihre Gehässigkeit rechtfertigen konnten.

Der Messias, sagten sie, müsse ein Nachkomme Davids sein, er müsse zu Bethlehem und nicht in Galiläa geboren werden.

Nun kam aber Jesus aus Nazareth. Dort war er von zartester Kindheit an bekannt, und ebenso seine Familie. Sein Vater war schlichter Handwerker, ein Zimmermann gewesen. Er selbst hatte bis zum dreißigsten Lebensjahre das nämliche Handwerk in seinem Heimatsdorfe ausgeübt; und ohne vorausgehende Studien, ohne irgend eine der berühmten Stätten der Gelehrsamkeit besucht zu haben, war er plötzlich als Prediger aufgetreten.

Welche Beziehungen konnten wohl zwischen dieser armen

Familie eines verachteten galiläischen Dorfes und dem königlichen Geschlechte bestehen?

Diese ersteren Einwände waren leicht zu widerlegen, vorausgesetzt, daß man aufrichtigen Sinnes der Wahrheit nachgeben wollte. Es genügte, nach der Abstammung Jesu und nach dem Orte seiner Geburt mit einiger Sorgfalt zu forschen.

Zu Bethlehem und Nazareth bewahrte man die Geschlechtsregister auf, und von den Zeugen der Geburt Jesu mußten noch verschiedene am Leben sein.

Auch gab es unter den vornehmen Jerusalemiten einige ehrlich und aufrichtig gesinnte Männer, die den Tatsachen auf den Grund gingen und auf diese Weise die Wahrheit erfuhren.

Dazu gehörten unter anderen die Dekurionen Nikodemus ben Gorion und Joseph von Arimathäa und der greise Gamaliel. Nikodemus traf in der Umgebung von Bethlehem sogar mehrere Hirten an, die von der Geburt Jesu in der Grotte bei Bethlehem Kenntnis erhalten hatten und ihm die wunderbaren Umstände, die jenes Ereignis begleitet hatten, erzählen konnten. Die ältesten unter ihnen waren nicht einmal sechzig Jahre alt.

Auch konnte man sich bei der Mutter Jesu erkundigen, bei seinen Freunden und Verwandten, und man hätte erfahren, daß sowohl Joseph, der Nährvater Jesu, als auch Maria dem Geschlechte Davids entstammen.

Noch auf einen anderen Grund berief man sich indes, um Jesus die Anerkennung als Messias zu versagen.

Der Messias, sagten seine Gegner, muß auf Erden erscheinen, umgeben mit Glanz und Majestät, in der ganzen

Herrlichkeit eines mächtigen Fürsten. Er muß Israel befreien, und alle Völker müssen sich vor ihm beugen.

Nun ist es aber offensichtlich, daß der galiläische Prediger, in dessen Umgebung man nur arme Fischer erblickt, weder die Größe noch die Macht noch irgend eine andere Eigenschaft besitzt, die auf seine Königswürde schließen lassen.

Dieser zweite Einwand war von größerer Tragweite als der erste, und selbst für den Glauben des Volkes bildete er ein nicht zu unterschätzendes Hindernis. Denn auch das gewöhnliche Volk lebte in dem Glauben und in der zuversichtlichen Erwartung, daß der Messias das Reich Juda wiederherstellen würde, und folglich erblickte es in ihm eher einen Eroberer als einen Propheten, einen neuen Josue, einen David, oder einen Judas Makkabäus.

Einmal hatte das Volk den Versuch machen wollen, Jesus zum König auszurufen: er war jedoch unversehens entwichen; und weder seine Apostel noch er selbst hatten jemals ein Wort verlauten lassen, das auf die Absicht, das Joch der römischen Herrschaft abzuschütteln, hingedeutet hätte. Das einzige Reich, wovon er sprach und dessen Errichtung er beabsichtigte, war das Reich Gottes und nicht das Reich Juda. Aber dieser Glaube an einen Messias, König, Führer und Befreier seines Volkes, stützte sich auf Weissagungen, deren Auslegung nicht ohne Schwierigkeit war.

Gewiß, der verheißene Messias mußte König sein. Es fragte sich aber, welcher Art sein Königtum sein mußte? Wie weit und worauf mußte es sich erstrecken? Das war schwer zu entscheiden, wenn man nur die Weissagungen berücksichtigte. Man glaubte, daß er Israel befreien und dessen Zepter in seine Hand nehmen würde. Aber in den Weis-

sagungen las man auch, daß er alle Nationen befreien würde, und daß hinwiederum alle Nationen ihm gehorchen würden.

Ebenso mußte er ein Prophet sein, um die Völker zu lehren, und ein Priester des Allerhöchsten, um das Sühnopfer für die Sünde des ersten Menschen darzubringen. Aber wie konnte er ein mächtiger König sein und zugleich ein Opfer der Schlange, die seiner Ferse nachstellen würde? Was bedeutete die Wunde, die ihm durch den Biß der Schlange sollte zugefügt werden?

Und wenn er im Glanze der höchsten Majestät über alle Nationen herrschen sollte, wie konnte er dann, nach den nämlichen Weissagungen, ein Gegenstand der Verachtung sein, allen Leiden unterworfen und so schrecklichen Qualen ausgesetzt, daß man ihn kaum noch für einen Menschen halten würde?

Das alles war geweissagt, und es schien voller Widersprüche, wenn man nicht zugab, daß die Königswürde des Messias eine geistliche sein müsse.

Und wenn sie diesen übernatürlichen Charakter haben mußte, so stand nichts mehr im Wege, jene anzuerkennen, die Jesus für sich beanspruchte; denn sein Reich, sagte er, sei nicht von dieser Welt.

Noch einen letzten Einwand endlich, der schwerer als alle übrigen in die Wagschale fiel, machten die Vornehmen, die Schriftgelehrten und die Priester geltend, um ihren Unglauben zu rechtfertigen.

Mehr als einmal hatte sich Jesus für den Sohn Gottes ausgegeben. Wie kann nun dieser Mensch, erwiderte man darauf, der zu Nazareth in den schlichtesten Verhältnissen gelebt, den jedermann dort von seinen Kinderjahren an ge-

kannt hat, wie kann er der Sohn Gottes sein? Das ist widersinnig, das ist verrückt, sagten die Skeptiker; es ist eine Gotteslästerung, schuldig des Todes, fügten die Hohenpriester hinzu.

Das gewöhnliche Volk aber, die Armen und die Unwissenden antworteten darauf folgerichtiger als die Weisen und Gelehrten: „Ja, es ist eine Gotteslästerung, wenn er in der Tat nicht von Gott kommt. Wie erklärt ihr aber in diesem Falle, daß ein Gotteslästerer den Elementen der Natur, der Krankheit, dem Leben und dem Tode gebietet?"

– Durch Beelzebub wirkt er seine Wunder, entgegneten die Priester. Er ist vom Teufel besessen.

– So! das ist etwas ganz Neues, versetzte man im Volke. Nun ist es der Teufel, der die Teufel von der Erde vertreibt und die armen Besessenen befreit!

Es ist der Teufel, der die Kranken und Gebrechlichen heilt! Es ist der Teufel, der den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache und den Blinden das Augenlicht wiedergibt, der sogar die Toten zum Leben erweckt!

Dienen wir also fortan nicht mehr Jehovah, der uns unaufhörlich züchtigt; es ist besser, daß wir dem Teufel, der unser Land mit Wohltaten überhäuft, einen Tempel errichten!

Auf diesen blutigen Hohn erwiderten die Priester mit Schmähungen, wie sie es ja auch beim Blindgeborenen getan hatten.

Diese Zuflucht zu Schmähungen offenbarte die wahren Beweggründe ihrer Gegnerschaft gegen die Messiaswürde Jesu.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war es für mehrere von den Vorstehern der Priesterschaft und der Schriftgelehrten zweifelhaft, daß der Messias Sohn Gottes sein müsse. Wohl

hielten sie ihn für einen Herrscher, einen mächtigen Fürsten, einen Befreier Israels, aber als Gott wollten sie ihn nicht anerkennen.

Und doch hatten sich gewisse Weissagungen klar genug darüber ausgesprochen.

Bei Michäas heißt er „Jener, dessen Ursprung von Anbeginn her ist, von den Tagen der Ewigkeit her"; er ist somit der Ewige.

Der königliche Prophet legt ihm die Worte in den Mund: „Der Herr sprach zu mir: Du bist mein Sohn, ich habe dich heute gezeugt. Begehre von mir, so will ich dir die Völker zu deinem Erbe geben."

Isaias ruft aus: „Siehe die Jungfrau wird einen Sohn gebären, Emmanuel, Gott mit uns ... Ein Sohn ist uns gegeben ... sein Name wird genannt werden, wunderbarer Ratgeber, starker Gott, Vater der Zukunft, Friedensfürst."

Auch im Buche Henoch und im vierten Buche Esdras wird dem Messias der Titel „Sohn Gottes" beigelegt. Noch mehr, es war der überlieferte Glaube, daß der Messias Sohn Gottes sein müsse, und daß er von Anbeginn her bei seinem Vater im Himmel gewesen sei.

Die meisten Gegner Jesu kümmerten sich indes kaum um diese rein dogmatische Frage. Im Grunde genommen kam es ihnen wenig darauf an, daß er sich für den Sohn Gottes ausgab. Der wahre Grund ihrer Gehässigkeit war nur allzu menschlich.

Die ehrgeizigsten und schlauesten Sanhedriten waren sich vollkommen bewußt, daß die Ausbreitung der neuen Lehre, wie der galiläische Prophet sie im ganzen Lande predigte, ihr Ansehen und ihre gesellschaftliche Stellung untergrub, daß

seine Erfolge ihren Einfluß lahmlegten und die reichlich fließenden Quellen ihrer Einkünfte zum Versiegen brachten.

Solange die Erwartung des Messias nur eine Hoffnung auf ferne Zukunft geblieben, hatte dieses Dogma ihnen keine Ungelegenheiten bereitet. Sie hatten es ausgebeutet und davon gelebt.

Aber die Folgen seiner Verwirklichung hatten sie nicht vorausgesehen; und nun mit einem Male kündigten diese Folgen sich an als ein Unheil für ihren Einfluß beim Volke und vor allem für ihren Geldbeutel.

Der Messianismus, wie Jesus ihn predigte, stand im denkbar schroffesten Gegensatze zur pharisäischen Schriftauslegung und zum mosaischen Kultus, wie er von der Priesterschaft gehandhabt wurde.

Wohl sagte Jesus, das neue Gesetz sei eine Bestätigung des alten. Aber er mißbilligte und verwarf die meisten Praktiken des Rabbinismus. Er setzte ein neues Priestertum ein, um die neue Religion zu predigen und auszubreiten.

Gleich zu Anfang seines öffentlichen Auftretens hatte er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben. Nun entrichteten aber die Verkäufer beim Tempel den Priestern einen Mietzins, wofür sie unter den Säulenhallen und in den Vorhöfen ihr Geschäft ausüben durften.

Das Aufhören dieses Handels und die Abschaffung der Opfer würden die reiche Einnahmequelle der Priesterschaft zum Versiegen bringen. Und sobald das neue Priestertum im Volke Anerkennung gefunden hätte, würde das alte überflüssig sein.

Angesichts dieser drohenden Gefahr hatten die verschiedenen priesterlichen Parteien sich verbrüdert. Pharisäer, Sad-

duzäer und Essener, die bisher durch eine tiefe Kluft von einander getrennt waren, hatten sich endlich zusammengefunden. Jesus war ihr gemeinsamer Feind . . .

Auch die breite Masse des Volkes war ihrerseits nicht gewillt, auf die Wiederherstellung des Reiches Israel zu verzichten; ihr Messiasideal war ein König, der diese große nationale Hoffnung verwirklichen würde. Jesus von Nazareth traf aber keineswegs Anstalten, um sich des Einflusses und der Gewalt in den maßgebenden gesellschaftlichen und politischen Kreisen zu bemächtigen.

Man konnte somit bereits voraussehen, daß von seiten des Volkes nichts geschehen würde, um ihn gegen die Priesterschaft zu schützen, die nach Belieben mit Ämtern, Ehren und sonstigen Vergünstigungen schaltete.

Vielmehr würde die Menge dem unvermeidlich scheinenden Kampfe zuschauen, sich sogar auf seiten der Priester stellen, falls irgend ein materieller Vorteil dabei herauskommen sollte.

In den Augen urteilsfähiger Beobachter war es bereits entschieden, daß die messianische Frage eine gewaltsame Lösung finden würde. Die Priesterschaft, die den Kampf begonnen hatte, war entschlossen, ihn mit allen Mitteln durchzuführen und seinen Ausgang zu beschleunigen.

Der einzige Ausgang aber, der sie zufrieden stellen konnte, weil er anscheinend allein die Frage endgültig aus der Welt schaffte, war der Tod Jesu. Indem wir ihn dem Tode überliefern, dachten die Vorsteher der Priesterschaft, werden wir den Beweis erbringen, daß er nicht Gott ist, da Gott eben nicht sterben kann.

Und doch war es, um sich als Sohn Gottes auszuweisen, daß Jesus selbst seinen Tod herbeisehnte. Denn starb er nicht, so konnte er nicht auferstehen; und gerade seine Auferstehung mußte seine Gottheit beweisen.

15. Lazarus.

Während sich in Judäa die Juden aller Stände über die messianische Frag aufregten und sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten erörterten, war Jesus nach Galiläa zurückgekehrt. Von dort aus begab er sich nach Peräa.

Im Dezember des Jahres 782 nach der Erbauung Roms erschien er wieder in Jerusalem zum Fest der Tempelweihe. Er trat im Tempel auf, und als Antwort auf die Fragen der Juden erklärte er von neuem, er sei der Sohn Gottes.

Zum zweiten Male hoben die Juden Steine auf, um ihn zu steinigen; und Jesus sprach zu ihnen:

„Viele gute Werke habe ich euch von meinem Vater gezeigt; wegen welches dieser Werke wollt ihr mich steinigen?"

Begriffen sie die ganze Ironie, die in einer solchen Frage verborgen lag? Offenbar, und die Flammen ihres Hasses loderten noch mächtiger empor. Sie sannen auf Mittel, seiner habhaft zu werden; er entkam jedoch ihren Händen und begab sich nach Peräa zurück.

Daselbst verweilte er bis zum März des folgenden Jahres (783 der römischen Ära). Aus dem Tagebuche Camillas erfahren wir, bei welcher Gelegenheit und unter welchen Umständen er wieder nach Bethanien zurückkehrte.

(Auszug aus dem Tagebuche Camillas.)

1. März a. u. c. 783.

Ich komme soeben aus Bethanien zurück. Mirjam und Martha sind voller Betrübnis. Ihr Bruder Lazarus ist schwer erkrankt. Die Ärzte haben die Krankheit für unheilbar erklärt. Sie versichern, daß er nur noch einige Tage zu leben habe.

Ein Hoffnungsschimmer ist den armen Schwestern noch geblieben. Sie erwarten Jesus von Nazareth; wenn er kommt, so wissen sie, daß er ihren Bruder, seinen teuersten Freund wieder gesund machen wird.

Sie haben Boten an ihn nach Peräa gesandt und ihm sagen lassen: „Herr, siehe, den du lieb hast, der ist krank." Weiter nichts. Nicht einmal den Namen des Kranken haben sie erwähnt. Sie haben ihn mit dem Titel bezeichnet, der ihm am meisten Ehre macht: Der, den Jesus lieb hat! Auch haben sie nichts vom Propheten erbeten. Weiß er doch, daß die Botschaft besagen will: „Komme zu Lazarus und mache ihn gesund."

Aber Jesus hat darauf nur die Antwort erteilt: „Diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, damit der Sohn Gottes durch sie verherrlicht werde." Und er ist dort unten in Peräa geblieben.

Soll diese Antwort nicht soviel bedeuten, daß Lazarus nicht stirbt? Er wird also früh genug kommen, um ihn zu retten. Aber dann müßte er sich beeilen. Jede Stunde vergeblichen Wartens verschlimmert die Krankheit und vermehrt das Leid dieser Familie, die der Prophet doch so lieb hat.

Ich habe zu Mirjam gesagt: Er wird sicherlich kommen.

Sein Herz ist zu gut, um seine Freunde in der Trübsal zu verlassen. Sie hat darauf erwidert: Ja, er ist gut; er ist aber auch gerecht, und ich habe soviel gesündigt! Daß ich leide, habe ich wohl verdient.

Arme Mirjam! Sie ist untröstlich und in tiefster Seele bekümmert. Sie hängt so sehr an diesem Bruder, das Haupt der Familie, der ihr allezeit, selbst während der Jahre ihrer Verirrungen so gut gewesen ist, der sie nach ihrer Bekehrung in sein Haus aufgenommen hat und ihr auf Erden Vater und Mutter ersetzt, die schon längst gestorben sind. Wenn er stürbe, welch eine Leere in diesem Heim und in dem Herzen dieser beiden Schwestern!

Ach, der Tod! Was hat es mit dem Tode doch für eine geheimnisvolle Bewandtnis! Für den Verstorbenen ist es die Nacht; was aber noch schlimmer ist, für das teure Wesen, das überlebt, ist es die Leere. Wer von beiden leidet? Der Überlebende. Wer heimgeht, ist notwendig für den, der zurückbleibt; er ist ihm alles.

Und nun geht es damit zu Ende! Auf wie lange? Auf immer, immer, immer. Ist es möglich, daß alle Bande, die wir hienieden knüpfen, so schonungslos auf immer zerrissen werden?

Wie heißt jene Kraft, die alle Dinge zerstört und auflöst? Ist es der Zufall? Ist es das unabänderliche Geschick? Ist sie in uns selbst? Tragen wir den Keim davon in unserem eigenen Wesen? Oder kommt sie aus irgend einer unbekannten Welt? Und wenn der Tod nicht das Ende aller Dinge ist, wie steht es dann um deren Zukunft?

O Prophet von Nazareth, wirst du nicht kommen, uns diese Geheimnisse zu enthüllen?

3. März a. u. c. 783.

Das befürchtete Unglück ist hereingebrochen. Man erwartete den Propheten, der Rettung bringen sollte, und der unerbittliche Tod ist gekommen. Nikodemus machte mir soeben die traurige Mitteilung: Lazarus ist tot, und seit gestern bereits hält er seinen letzten Schlaf in der Familiengruft zu Bethanien.

Eine große Anzahl von Freunden hat, wie Nikodemus mir erzählte, der Beisetzung beigewohnt, die unter den üblichen Trauerbezeugungen, begleitet von den wehmütigen Melodien der Flötenspieler und dem Geheul der Klageweiber erfolgte. Sieben Tage hindurch werden die Verwandten und Freunde zum Grabe kommen um zu weinen, und die Familie besuchen, um sie in ihrem Leid zu trösten.

Das gastliche Haus, unlängst noch so ruhig und glücklich, dessen Türen dem Propheten von Nazareth allezeit offen standen, das ihm eine Heimstätte bot, so oft er nach Jerusalem kam, wie kann er es doch vergessen und verlassen haben? Wie hat er dem Tode gestattet, darin seinen Einzug zu halten?

Martha und Mirjam können gar nicht begreifen, daß ihr Freund nicht gekommen ist. Alle ihre Wehklagen schließen mit den Worten: „Wenn er hier gewesen wäre, so wäre unser Bruder nicht gestorben!“

Auch ich will hingehen und sie trösten. Aber welche Trostworte soll ich zu ihnen reden? Was soll ich ihnen sagen, da sie das Liebste und Teuerste auf Erden verloren haben? Im Angesichte des Todes ist die menschliche Ohnmacht ohne Grenzen.

Der Prophet allein vermag es vielleicht noch, jene zu

trösten, die er, wie es fast scheinen möchte, am Schicksalstage vergessen hat. Aber ich frage mich, ob er ein Mensch ist wie wir, ob er fühlt und liebt wie wir. Vielleicht steht er so erhaben über der menschlichen Natur, daß er für die Gefühle der Freundschaft, wie sie sich in unseren Herzen regen, unempfänglich ist, daß er nichts weiß von dem Mitgefühl, wie die Leiden und Schmerzen unserer Freunde es uns einflößen.

Und doch, hilft er nicht allen, die in ihren Mißgeschicken bei ihm ihre Zuflucht suchen? Hat er nicht tausend und abertausend Kranke geheilt? Wer zählt die Aussätzigen, denen er die Gesundheit, die Blinden, denen er das Augenlicht wiedergegeben hat?

O Jesus, warum bist du denn nicht nach Bethanien gekommen?

6. März a. u. c. 783.

O Mutter, wie ist er doch groß, wie ist er doch mächtig und gut, der Prophet von Nazareth! Mit meinen eigenen Augen habe ich soeben das größte aller Wunder gesehen. Lazarus tot und seit vier Tagen begraben, lebt heute wieder! Ich bin noch ganz erschüttert und fühle mich außerstande, dir, wie ich wollte, das schier unglaubliche Ereignis zu schildern.

Nur meine Eindrücke will ich in aller Kürze niederschreiben.

Bei meiner Ankunft in Bethanien fand ich alles vor, wie Nikodemus es dargestellt hatte.

Es war ein jammervolles Schauspiel. Im Obergemache, das ganz in Schwarz ausgeschlagen war, hielten die beiden Schwestern, in lange Trauergewänder gehüllt, sich den ganzen Tag eingeschlossen; nur zweimal des Tages gingen sie aus, um beim Grabe zu weinen.

Der übrige Teil des Schlosses stand offen, wie eine verlassene Wohnung, und Freunde, Verwandte, Nachbarn und Neugierige gingen seufzend und wehklagend ein und aus.

Ich wurde zum Obergemach zugelassen und fand meine beiden Freundinnen in einer Niedergeschlagenheit, die an Verzweiflung grenzte; denn der Verlust ihres Bruders war nicht ihr einziger Kummer. Was ihr Leid verdoppelte war der Glaube, ihr Freund, der große Prophet, möchte sie verlassen haben. Mirjam war stumm vor Schmerz, sie ließ Martha reden, die sich bitterlich beklagte, daß der Meister ihrer vergessen habe.

Ich vermochte nur, ihnen mein und meiner Schwester Claudia Beileid auszudrücken, dann verabschiedete ich mich und mischte mich unter die Menge.

Auch mehrere Pharisäer waren anwesend. Unter dem Scheine des Mitgefühls für die tiefgebeugte Familie tadelten sie Jesus von Nazareth wegen seines nicht zu rechtfertigenden Ausbleibens. „Konnte er, der dem Blindgeborenen die Augen aufgetan hat, nicht machen, daß dieser nicht sterbe?"

Plötzlich entstand in der Menge ein Geflüster: Der Prophet! Der Prophet! Endlich ist er gekommen! Dort unten, am Eingang der Allee, die zum Schlosse führt, sieht man ihn. Ein Schauern ging durch die Menge, und große Erregung bemächtigte sich aller.

– „Leider kommt er zu spät, sagten die Pharisäer; er hat die heiligsten Pflichten der Freundschaft vernachlässigt."

Martha eilte Jesus entgegen und sprach zu ihm: „Herr, wenn du hier gewesen wärest, so wäre mein Bruder nicht gestorben . . ."

– „Dein Bruder wird auferstehen," erwiderte Jesus.

– „Ich weiß, versetzte Martha darauf, daß er auferstehen wird am jüngsten Tage."

Da erhob Jesus seine Stimme und sprach feierlich ernst: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist! Glaubst du das, Martha?"

Martha zweifelte nicht mehr. Sie warf sich vor Jesus auf die Kniee nieder und sprach: „Ja, o Herr, ich glaube, daß du Christus bist, der Sohn des lebendigen Gottes!"

Auch Mirjam erschien, das Antlitz mit Tränen benetzt; und Jesus selbst erschauerte in seinem Geiste und weinte.

Dann lenkte er seine Schritte zum Grabe, und die Menge folgte ihm. Die Pharisäer sagten unter sich: „Er weint, weil er nichts mehr vermag. Wozu denn nutzlose Tränen vergießen und den betrübten Frauen die Verheißung geben, ihr Bruder werde auferstehen am jüngsten Tage?"

Die Gruft, am Fuße eines Hügels in die senkrechte Felswand eingehauen, war durch eine steinerne Treppe zugänglich gemacht. Von einigen Jüngern begleitet stieg Jesus hinab, während die Menge sich an einem gegenüberliegenden Abhange aufstellte.

Alle Herzen stockten in Erwartung der Dinge, die geschehen sollten. Was vermochte denn menschliches Können, wie groß es auch war, gegen die unbesiegliche Macht des Todes?

Jesus stand vor der Gruft und sagte: „Hebt den Stein weg." Die Jünger entfernten den Stein, und man schaute in die weitgeöffnete Grabhöhle. Und vor dieser finsteren Öffnung, die in den Tod und in ewige Nacht führte, betete der Prophet, majestätisch und ernst, mit weißen Kleidern angetan, die Augen zum Himmel erhoben.

Nach einer Weile vernahm man die Worte: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhört hast . . .“ Alsdann erhob er seine Stimme und rief: „Lazarus, komm heraus, veni foras!“

Ich richtete meine Augen auf das geöffnete Grab und sah, wie in dem schwarzen Rahmen ein weißes Gespenst erschien, das Antlitz mit einem Schweißtuche bedeckt, während der Leib, wie auch Hände und Füße mit Bändern umwickelt waren. Aber das Gespenst hatte Leben.

– „Bindet ihn los,“ fügte die wohltönende Stimme hinzu, „und laßt ihn gehen.“

Die Jünger standen zunächst vor Staunen und Schrecken wie an die Erde festgebannt. Petrus war der erste, der auf den Auferstandenen zuschritt und das Schweißtuch von dessen Antlitz entfernte.

Da erkannte ich Lazarus wieder, der seinen Blick auf den Propheten heftete. Und sobald man seine Hände losgewunden hatte, fiel er vor Jesus nieder und küßte ihm die Füße. Seine beiden Schwestern taten desgleichen.

Ein Lächeln voll Seligkeit, wie es die Welt nicht kennt, verklärte das erhabene Antlitz des Propheten; und die hochbeglückte Familie, von ihrem übermenschlichen Gaste begleitet, lenkte ihre Schritte zum Schlosse, wobei sie miteinander Worte wechselten, die ich nicht verstanden habe.

Die Pharisäer entfernten sich, ohne ein Wort zu sagen. Ich folgte ihnen, in tiefster Seele ergriffen, wie nie zuvor in meinem Leben.

16. Das Sanhedrin.

Die Auferweckung des Lazarus rief begreiflicherweise in Jerusalem und in ganz Judäa das größte Aufsehen hervor. Viele Juden glaubten fortan an Jesus. Die Vorsteher der Priesterschaft waren der Ansicht, daß man unverzüglich handeln müsse, wenn nicht das gesamte Volk von der neuen Lehre angesteckt werden sollte.

Kaiphas entschloß sich also, eine Plenarversammlung des Sanhedrins einzuberufen. Das Sanhedrin setzte sich aus drei Kammern zusammen, wovon die erste aus Priestern, die zweite aus Schriftgelehrten und die dritte aus Stammesältesten bestand. Jede einzelne Kammer mußte dreiundzwanzig Mitglieder zählen; nicht selten kam es jedoch vor, namentlich zu Christi Zeiten, daß die Kammer der Priester zahlreicher war. Dazu kamen noch zwei Schriftführer, so daß die regelmäßige Gesamtzahl der Körperschaft sich auf einundsiebenzig belief.

Das Sanhedrin war eine Art Parlament für die Beratung und Entscheidung gewisser religiöser und selbst bürgerlicher Angelegenheiten, und zugleich ein oberster Gerichtshof. Den größten Einfluß in dieser Körperschaft hatten die Priester; ja man kann sagen, daß sie in Wirklichkeit die führende Rolle spielten.

Der Priesteradel gehörte fast ausnahmslos zur sadduzäischen Partei. Zwar hielt man in diesen Kreisen das mosaische Gesetz vorgeblich noch in Ehren, aber man huldigte doch einer freien und individuellen Auslegung desselben, ein jeder erklärte es sich und anderen nach seinem Gutdünken, ohne sich um irgend eine Lehrgewalt zu kümmern. Mit

anderen Worten, man war bei einer Art Rationalismus angelangt. Viele glaubten selbst nicht mehr an ein ewiges Leben.

Die niedere Priesterschaft hielt zur Sekte der Pharisäer. Diese betrachteten sich vor allem als die Partei strenger Gesetzlichkeit. In Wirklichkeit aber setzten sie ihre Auslegung an die Stelle des Gesetzes selbst, dessen Buchstaben sie wohl kannten, dessen Geist ihnen aber völlig fremd war. Sie gehörten zu jenen Frömmlingen, die von der Religion nur den äußeren Anstrich haben und die Übung ernstlicher Tugend durch eine Menge religiöser Äußerlichkeiten ersetzen.

Eben darum verglich Jesus sie mit jenen Gräbern, die man überall im Morgenlande antrifft, deren Äußeres zwar tadellos weiß getüncht ist, während sie von innen voll Moder und Fäulnis sind.

Das Volk glaubte im allgemeinen an ihre Aufrichtigkeit, weshalb sie auch größeren Einfluß hatten als die Sadduzäer.

Die gesamte jüdische Priesterschaft, mochte sie nun der sadduzäischen oder der pharisäischen Richtung angehören, war voller Hochmut, Selbstsucht und Ehrgeiz.

Die priesterlichen Adelsfamilien, Annas und seine fünf Söhne, die Nachkommen des Boethus, die Ben Fabi und andere suchten sich gegenseitig die Ämter und Pfründen abzujagen, und alle zumal saugten sie das Volk aus, um sich Einkünfte zu verschaffen.

Der Talmud schildert sie als eine Plage für das Land „Sie sind Hohepriester, ihre Söhne sind Schatzmeister, ihre Schwiegersöhne Tempeloberste, und ihre Diener schlagen das Volk mit Knütteln."

Sie bemühten sich, das Volk in Knechtschaft und Aberglauben niederzuhalten, und beuteten in schmählichster Weise

die Religion ihrer Väter aus, die in ihren Augen nur mehr noch engherziger und lächerlicher Formelkram war.

In den Speichern des Tempels häuften sie den Zehent auf, den sie von den einfältigen Gläubigen erpreßten, und gegenseitig bestahlen sie sich, nur um den Löwenanteil zu ergattern.

Ihre Paläste waren mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, auf ihren Tisch kamen die erlesensten Speisen, und sie trugen die kostbarsten Gewänder.

Bei ihrer Heuchelei, Habgier und Genußsucht herrschten und regierten sie dank dem Servilismus und der Unwissenheit einer urteilslosen Menge.

Was der heuchlerischen Ausbeutung der Religion entgegenwirken und dem Volke die Augen öffnen konnte, mußte bekämpft, geächtet, vernichtet werden.

Wo Menschen die Gewalt haben, neigen sie von selbst zum Absolutismus, und ihre große Versuchung besteht darin, alles was ihnen hinderlich ist aus dem Wege räumen zu wollen.

Nun stand aber Jesus dem Ansehen der jüdischen Priesterschaft und ihrer Pfründenjägerei nur allzusehr im Wege.

Die Austreibung der Käufer und Verkäufer von heiliger Stätte war gleichbedeutend mit der Zerstörung einer der hauptsächlichsten Quellen der Einnahmen, die der Tempel den Priestern sicherte.

Eine neue Religion predigen, die mit den Opfern des Alten Bundes und den so reichen Gewinn bringenden Hekatomben aufräumte, die Gott überall, in Galiläa so gut als zu Jerusalem im Geiste anzubeten befahl und dazu noch ein neues Priestertum aufstellte, das bedeutete in der Tat für das Ansehen, den Einfluß und die materielle Lage des alten Priestertums eine große Gefahr.

Der aus Galiläa hergekommene Neuerer war somit der Feind.

Die einflußreichsten Mitglieder des Sanhedrins aus der Priesterschaft zur Zeit Christi waren Annas und seine fünf Söhne: Eleazar, Jonathas, Theophilus, Mathias und Ananus, der den heiligen Jakobus steinigen ließ, Kaiphas, Hoherpriester und Vorsitzender des Sanhedrins, die Söhne des Boethus: Joazar und Eleazar, die nacheinander die hohepriesterliche Würde bekleidet hatten, Simon Cantherus, ebenfalls Sohn des Boethus, der einige Jahre nach Christus Hoherpriester wurde, Israel ben Fabi, Simon ben Camites, Helkias, Schatzmeister des Tempels, Johannes und Sceva, deren Namen wir aus der Apostelgeschichte kennen.

Nach den Priestern kamen die Schriftgelehrten, deren Hauptaufgabe in der Erhaltung, der Vervielfältigung und Auslegung der heiligen Schriften bestand. Ihr Ansehen in letzter Hinsicht war freilich kein unbeschränktes, noch hatte es irgend eines der unterscheidenden Merkmale der Unfehlbarkeit. Man konnte ihre Auslegung ablehnen, ohne in den Verdacht der Ketzerei zu geraten. Sie selbst anerkannten dies, und anfänglich traten sie sogar recht bescheiden auf.

Wo immer ein Prophet zu lehren begann und Beweise für eine göttliche Sendung erbrachte, unterwarfen sie sich ihm und seiner Lehre.

Als aber das Zeitalter der Propheten vorüber war, stieg ihr Ansehen von Tag zu Tag. Schließlich wollten sie ihre Ansicht als die allein maßgebliche anerkannt wissen.

Sie waren entweder Leviten oder einfache Laien. Man nannte sie Lehrer in Israel; sie bildeten eine gelehrte Körper-

schaft, die sich mit ihrem Einfluß unmittelbar nach der Kammer der Priester einreihte.

Die berühmtesten unter denen, die zur Leidenszeit Christi dem Sanhedrin angehörten, waren Gamaliel der Ältere, Enkel des gefeierten Hillel und Vorsteher einer Gelehrtenschule, die sich weithin eines ausg zeichneten Rufes erfreute, sein Sohn Simeon, Onkelos, einer seiner hervorragendsten Schüler, Jonathas ben Usiel, Ismael ben Elisa, Rabbi Sadok und Jochanan ben Sakkaj, der wegen seiner Wissenschaft mit dem Beinamen „Glanz der Weisheit“ ausgezeichnet wurde.

Die Gruppe der Ältesten bestand aus Männern, die durch ihre Stellung im öffentlichen Leben und ihren Reichtum besonderes Ansehen genossen. Im Sanhedrin selbst fiel ihr Einfluß kaum in die Wagschale, da die meisten weder über genügend Wissenschaft noch Beredsamkeit verfügten, um ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen.

Die namhaftesten Mitglieder dieser Kammer waren: Simon, den Josephus Flavius rühmend hervorhebt, Joseph von Arimathäa und Nikodemus, die unseren Lesern schon bekannt sind. Sowohl durch ihr Wissen als auch durch ihre anerkannte Rechtschaffenheit standen diese drei Männer hoch über ihren sämtlichen Amtsgenossen. Das waren die drei Kammern, die Kaiphas in der mit dem Tempel verbundenen Rotunde zur Beratung einberufen hatte.

Die Lage war ernst und folgenschwer, und alle wußten, daß es Aufgabe der Versammlung war, über die dem Propheten von Nazareth gegenüber einzunehmende Haltung zu entscheiden. So hatten sich denn auch die Mitglieder des Sanhedrins fast ausnahmslos eingefunden.

Kaiphas führte den Vorsitz. Und merkwürdiger Zufall,

sein hebräischer Name – Kajaphas oder Kephas – heißt soviel als Petrus; es war derselbe Name, womit Jesus Christus den Fürsten der Apostel auszeichnen wollte, so daß nach Jesus Christus sowohl das Haupt der neuen Religion als auch das der alten den Namen Petrus trugen!

17. Eine stürmische Sitzung.

Kaiphas war so recht das Urbild des herrschsüchtigen, anmaßenden, gewalttätigen Priesters und des ehrgeizigen, rücksichtslosen, schlauen Politikers.

Die Predigten, die Jesus während des Tempelweihe- und Laubhüttenfestes an heiliger Stätte gehalten hatte, waren ihm ein Anlaß zu maßloser Wut gewesen. Er hörte auf nichts mehr, keinen Vernunftgründen war er mehr zugänglich, er verzehrte sich in Haß. Seine einzige Sorge ging dahin, Mittel und Wege zu finden, um den Feind aus dem Wege zu räumen.

Die Worte, womit er die Sitzung des hohen Rates eröffnete, verrieten denn auch seine Gesinnungen deutlich genug.

Er fragte seine Kollegen nicht nach ihrer Meinung über Jesus von Nazareth und seine Lehre. Nicht einmal die messianische Frage stellte er zur Erörterung, obschon es doch im Grunde genommen die einzige war, deren Lösung dieser aus den gelehrtesten Schriftauslegern zusammengesetzten Versammlung zugestanden hätte.

Geflissentlich vermied er es, die Aufmerksamkeit auf die von Jesus gewirkten Wunder zu lenken und nach einer Er-

klärung dafür zu suchen; daß er sie nicht ableugnen konnte, wußte er nur allzu gut.

Nach ihm galt es für erwiesen und unbestreitbar: Jesus war ein falscher Prophet, ein Verächter des mosaischen Gesetzes, ein erklärter Feind des jüdischen Priestertums, ein Aufwiegler, der das Volk auf seine Seite zog, der bald den Zorn des Kaisers herausfordern und wider Jerusalem Gewaltmaßregeln seitens der römischen Herrschaft heraufbeschwören würde.

„Das Maß ist voll, schrie er zuletzt, und wir haben die Pflicht Vorkehrungen zu treffen, um die drohenden Übel von Israel abzuwehren. Unser Ansehen und unseren Einfluß beim Volke hat er fast gänzlich zerstört, und wo immer wir seine Lehren bekämpfen und ihn als Übeltäter hinstellen, wagt er es, uns die schrecklichsten Verwünschungen ins Angesicht zu schleudern.

„Wir hegten die Absicht, ihn während der Feiertage festnehmen zu lassen und haben darum unsere Schergen zum Tempel gesandt, ihn zu verhaften und uns vorzuführen. Aber seine Kunst das Volk zu verblenden ist so groß, daß sie anscheinend selbst seine Jünger geworden sind, berichteten sie uns doch, daß niemals ein Mensch geredet habe wie er!

„Was sollen wir tun, um diesem Ärgernis und dieser Gefahr, wodurch der Nation nicht weniger Schaden erwächst als der Religion, ein Ende zu bereiten?

„Schon war mir der Gedanke gekommen, ihn wegen Gotteslästerung zu belangen und geißeln zu lassen.

„Aber nach der Geißelung wird er fortfahren zu predigen und sich beim Volke als Märtyrer ausgeben. Sein Ansehen wird steigen, das unsere dafür aber in demselben Maße sinken.

„Nein, gegen diesen schlauen Verführer, den das Volk für einen großen Propheten und selbst für den Messias hält, der durch Zauberkünste oder durch Teufelsmacht außergewöhnliche Dinge wirkt, die von Unwissenden zu Wundern gestempelt werden, gegen einen solchen Feind, sage ich, würden Geißelung und Einkerkerung ihren Zweck verfehlen.

„Er muß sterben. Das ist die Strafe, die er verdient, die einzige, die uns den religiösen wie den nationalen Frieden verbürgt.

„Wohl weiß ich, daß wir nur mit Zustimmung des römischen Landpflegers zu diesem Ergebnis gelangen können. Es wird nicht genügen, daß wir nach unseren Gesetzen ihn des Todes schuldig erklären. Pilatus allein hat das Recht, die Todesstrafe zu verhängen und vollstrecken zu lassen.

„Seid indes überzeugt, daß er es nicht wagen wird uns zu widerstehen, wenn wir nur einig und entschieden bleiben, und es uns gelingt, gegen den Angeklagten Stimmung im Volke zu machen.

„Pilatus weiß nur zu gut, das es ihm zum mindesten eine scharfe Rüge einbringt, wenn wir in Rom wegen Verachtung unserer Religion, unserer Gesetze und der Urteile des Sanhedrins wider ihn Klage führen.

„Nun wird uns aber nichts leichter ankommen, als in Jerusalem eine Gärung unter dem Volke hervorzurufen, um auf den Landpfleger den nötigen Druck auszuüben. Verfügt nicht ein jeder von uns über ein Dutzend jener Elemente, die für einige Denare bereit sind, nach Wunsch einen kleinen Tumult zu inszenieren?

„Und noch eines müßt ihr wohl beachten. Die Strafe,

die das römische Gesetz vorsieht, ist schmachvoll und schimpflich; sie tötet nicht nur, sondern sie entehrt auch.

„Weiß das Volk einmal, daß Jesus von Nazareth vor dem Sanhedrin des Todes schuldig befunden wurde, daß Pilatus das Urteil fällte und der Verurteilte am Kreuze starb, so begreift es auch, daß der Nazarener nichts anders war, als ein großer Verbrecher. Dann wird sich niemand mehr für seinen Jünger ausgeben; denn niemand wird es noch wagen, die sowohl von der religiösen als von der bürgerlichen Obrigkeit ergangenen Urteile als ungerecht zu verdächtigen.

„Das, meine verehrten Kollegen, ist meine Ansicht, und ich bezweifle nicht, daß ihr derselben ausnahmslos beipflichtet."

Fast einmütiger Beifall belohnte den Redner für seine Ausführungen, die eines Richters unwürdig waren, weil er anklagte und verurteilte, noch bevor die Verhandlungen begonnen hatten.

Tiefes Schweigen folgte, und einen Augenblick glaubte man, daß niemand den Mut haben würde, dem Hohenpriester zu widersprechen.

Gamaliel schaute sich um in der Meinung, daß einer der Führer der sadduzäischen Partei sich erheben und wenigstens mit einigen Worten gegen dieses verfrühte Todesurteil protestieren würde. Aber niemand öffnete den Mund.

Als dann der greise und gefeierte Lehrer in Israel sich erhob, waren alle Blicke auf ihn gerichtet.

Da stand er, ein schöner Greis, eine hohe und stattliche Erscheinung. Seine siebenzig Jahre hatten ihn noch nicht gebeugt, und sein lebensfrisches Antlitz war von schneeweißen Haaren umrahmt, die mit dem ebenfalls weißen Barte, der die Brust bedeckte, zusammenflossen.

In ruhigem Tone begann er:

„Wenn die Verhandlungen gegen Jesus von Nazareth schon abgeschlossen, und es gerichtlich erwiesen wäre, daß er, wie der Hohepriester behauptet, ein falscher Prophet, ein Verächter des mosaischen Gesetzes, ein Aufwiegler gegen die rechtmäßige Obrigkeit ist, dessen Treiben den Zorn der römischen Gewalthaber wider uns heraufbeschwört, so würde ich der geäußerten Ansicht beipflichten und mit dem Vorredner sagen: ‚Dieser Mensch ist des Todes schuldig!'

„Aber der gerichtliche Beweis für die Verbrechen, deren man ihn bezichtigt, ist keineswegs erbracht, und wir haben nicht das Recht, ihn als Schuldigen zu behandeln, bevor noch der Prozeß begonnen hat.

„Und doch, Sanhedriten, dieser Prozeß ist der schwierigste, der verwickeltste und der wichtigste, der jemals bei diesem Gerichtshofe anhängig gemacht worden ist. Die Frage, die er aufwirft, hat nicht so sehr individuelle als nationale Bedeutung. Sanhedriten, möchtet ihr doch die Tragweite dieser Angelegenheit erfassen und würdigen!

„Als Nation sind wir bei einem denkwürdigen Wendepunkt unserer Geschichte angelangt, bei einem Wendepunkt, der längst angekündigt und erwartet ist. Die gewiegtesten Kenner der prophetischen Schriften sind der Überzeugung, daß die darin geweissagten Zeiten erfüllt sind, und daß der Messias geboren ist, ja, daß er heute unter uns leben muß.

„Ihr wißt es, der Messianismus ist das große Dogma unserer Religion; durch ihn hat unsere Nation alle inneren Wirren und alle äußeren Schicksalsschläge überlebt und überstanden.

„Nun scheinen aber die Ereignisse, die sich vor uns ab-

spielen, eine entscheidende Wendung in unserem nationalen Leben vorzubereiten.

„Das alte Judentum, seit fünfzehn Jahrhunderten die einzig wahre Religion auf Erden, hat, wie mir scheint, alles was es an Wahrheit, Licht und Leben in sich birgt, unserem Volke bereits gegeben. Es ist die Grundlage seiner nationalen Selbständigkeit gewesen, es hat seinen Fortschritt, seine Entwickelung, seine wiederholte Wiedergeburt nach schweren Niederlagen gesichert, es hat ihm lange Zeiträume höchsten Ruhmes gebracht.

„Aber die Tage seiner Umgestaltung sind gekommen, und der Messianismus ist es, wodurch es sich in friedlicher Weise erneuern soll.

„Es ist die religiöse Erneuerung, wie sie von Jesus, der sich als den Messias ausgibt, gepredigt wird.

„Ist er wirklich der Messias? Das ist der Kern der Frage. Und diesen Mann gerade jetzt dem Tode überliefern, das wäre durchaus keine endgültige Lösung der Frage, vielmehr hieße das, sie gewaltsam und voreilig abbrechen.

„Israel ist in seiner Geschichte dort angelangt, wo der Weg sich teilt. Es handelt sich um die Wahl zwischen zwei grundverschiedenen Richtungen, und diese endgültige, unwiderrufliche Wahl wollt ihr kurzerhand, summarisch, eigenwillig treffen, nur beraten von eurem Hasse, euren Vorurteilen und Vorteilen.

„Sanhedriten, ein solches Vorgehen kann ich nicht billigen. Ich behaupte vielmehr, daß wir die Entwickelung und die Folgen der von Jesus hervorgerufenen religiösen Bewegung abwarten müssen. Wir werden den Baum nach seinen Früchten beurteilen.

„Welchen Nutzen hätte es, die Lösung einer so verwickelten Frage zu überstürzen? Hat Jesus von Nazareth bis heute etwa den Scharen, die ihm nachfolgen, Übles zugefügt? Ist es vielleicht ein nationales Unglück, die Zahl der Aussätzigen, der Besessenen, der Bresthaften, der Kranken, der Stummen und der Blinden zu vermindern?

„Ihr behauptet, daß er alle diese Wunder durch den Teufel gewirkt habe. Es wäre doch, wie ihr zugeben müßt, schwerlich zu begreifen, daß der Teufel seine Mitteufel aus dieser Welt vertriebe. Wenn aber dem so ist, laßt ihn ruhig gewähren.

„Ihr beschuldigt Jesus der Gotteslästerung, weil er sich für den Sohn Gottes ausgibt. Offenbar ist das auch eine Gotteslästerung, wenn er nicht der Messias ist. Wenn er es aber wirklich ist, wer von euch wird mir dann aus der Schrift nachweisen können, daß der Messias nur ein Mensch sein muß? Ich gebe zu, es ist sehr schwer zu glauben, daß ein Mensch zugleich Gott sein könne. So manche Aussprüche der heiligen Bücher könnte ich jedoch hier anführen, die dem Messias die Gottessohnschaft zuschreiben. Dann aber läuft die Frage darauf hinaus, ob Jesus der Messias ist oder nicht.

„Ferner sagt man, der Messias müsse König sein, und er habe die Aufgabe, das Reich Juda wieder aufzurichten. Mir scheint es dagegen mehr als zweifelhaft, daß die durch den Messias herbeigeführte religiöse Entwickelung sich auch auf politischem Gebiete geltend machen müsse. Daß er berufen ist, über die Seelen, und dadurch zugleich über die Völker zu herrschen, das glaube ich wohl. Daß er aber das Schwert führen und das politische Reich Juda wieder aufrichten müsse, das, Sanhedriten, bezweifle ich sehr.

„Es scheint das aber auch keineswegs das Ziel zu sein, das Jesus von Nazareth anstrebt. Als das Volk ihn eines Tages zum König ausrufen wollte, ist er heimlich entwichen, und er erklärt einem jeden, der es hören will, das Reich, das er zu gründen gedenke, sei nicht von dieser Welt. Somit ist es das Reich der Seelen.

„Dann aber sehe ich nicht, wie sein Werk der römischen Herrschaft Abbruch tun könnte.

„Übrigens sind wir nicht mit der Wahrnehmung der römischen Interessen vertraut. Diese Sorge wollen wir dem Prokurator überlassen.

„Ich ziehe den Schluß, daß wir Jesus von Nazareth gegenüber eine abwartende, beobachtende, prüfende Haltung einnehmen müssen. Gehet selbst mit Mißtrauen vor, wenn ihr wollt. Fahret fort ihn heimlich zu überwachen, wie ihr bisher es getan habt; dagegen will ich nichts einwenden.

„Nehmet sogar den Kampf auf theologischem Gebiete, über Dogma und Moral, mit ihm auf, und ich werde ihn mit lebhaftem Interesse verfolgen. So manche aus euren Reihen haben ihn bereits auf die Probe gestellt; versuchet es nochmals. Besser als er habt ihr die Schriften studiert; weiset dem Volke nach, daß er in göttlichen Dingen unwissend ist.

„Ein solches Vorgehen wird menschlicher sein, und doch ebenso wirksam, als wenn ihr ihn dem Tode überliefert; ihr selbst werdet auch mehr Ehre damit einlegen.

„Ich wiederhole es, Sanhedriten, die Lage ist ernst, wir müssen sie ins Auge fassen mit der Ruhe und der Umsicht, wie man sie von gewissenhaften und ihrer Verantwortung sich bewußten Männern billigerweise verlangen kann.

„Hüten wir uns, die Ereignisse zu überstürzen. Ihr wißt,

daß die Zeit die meisten Üb[illegible]or allem aber die nationalen und religiösen Krisen aushe[illegible].

„Wozu die Geduld verlieren? Wägen wir sorgfältig alle Gründe ab, die von den Freunden Jesu zugunsten seiner messianischen Ansprüche vorgebracht werden. Ich fasse sie in aller Kürze zusammen:

„1. Die Tage der Ankunft des Messias sind gekommen. Die Weissagungen darüber sind deutlich und klar, und keiner von euch wird imstande sein, ein anderes Zeitalter anzugeben. Nun frage ich euch, wird jemand aus unserer Mitte, oder sonst jemand, der zu den Kreisen unserer Bekannten zählt, es wagen, sich als den Messias auszugeben, ohne sich dem Gelächter aller Welt auszusetzen? Nein, nicht wahr? Jesus von Nazareth allein darf es wagen, und wenn wir es auch anstößig finden, so haben wir doch kein Recht darüber zu lachen. Denn zugleich sagt er uns: ‚Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubet meinen Werken.'

„Wer von uns könnte ebenso sprechen? Wer könnte sich auf eigene Werke berufen, woraus man schließen dürfte, daß er den Elementen, den Kräften der Natur, der Gesundheit, dem Leben und dem Tode zu gebieten imstande sei?

„Wollen wir von ihm nichts wissen, so müssen wir einen anderen ausfindig machen; denn es steht fest, daß der von den Propheten bezeichnete Zeitpunkt gekommen ist.

„2. Die Propheten haben nicht nur die Zeit der Ankunft des Messias geweissagt, sie schildern auch, seit Jahrhunderten bereits, sein Leben und seinen Tod. Nun gibt es aber im bisherigen Leben des Nazareners so manche Tatsachen, die mit den prophetischen Vorberichten übereinstimmen. Wenn ihr also auf eurem Plane besteht, werdet ihr selbst an Jesus

von Nazareth die auf den Messias bezüglichen Weissagungen zur Ausführung bringen. Auch die Art des Todes, wie sie euren Wünschen entspricht, ist vorausgesagt.

„3. Ihr werft ihm vor, daß er von sich selbst Zeugnis ablegt. Denkt doch ein wenig nach, Sanhedriten, würdet ihr einen Messias anerkennen, der während seines sterblichen Lebens diesen Titel nicht beanspruchte, seinen messianischen Charakter nicht selbst betonte? Was würdet ihr von einem Messias halten, der auf eure Fragen nur die Antwort hätte: Nein, ich bin nicht Christus? Das Zeugnis, das er von sich selbst ablegt, ist Jesus von Nazareth uns schuldig, wenn er wahrhaft der Messias ist. Ja, wenn er es ist, hat er die Pflicht, es uns zu sagen. Es versteht sich von selbst, daß er sein Zeugnis durch Werke stützen muß, die für die Wahrheit vollgültige Gewähr bieten; und eben darüber müssen wir uns Gewißheit verschaffen.

„Noch kürzlich haben einige von euch ihn im Tempel zur Rede gestellt. Sie haben die ganz bestimmte Frage an ihn gerichtet: ‚Wenn du Christus bist, so sage es uns frei heraus.' Er hat geantwortet: ‚Ich rede zu euch, und ihr glaubt mir nicht.' Da hat die Menge Steine aufgehoben, um ihn zu steinigen. Ist das wohl Gerechtigkeit?

„Sanhedriten, wir haben die Pflicht, uns zu vergewissern, sowohl über die Herkunft als auch über das bisherige Leben Jesu von Nazareth, insbesondere aber über die Werke, worauf er sich stützt, um seine Messiaswürde zu beweisen. Ist sein Unternehmen ein rein menschliches, so wird es in sich selbst zerfallen; ist es aber göttlich, so wird es trotz eurer Anfeindungen obsiegen."

Eisiges Schweigen folgte dieser Rede. Aber die Phari-

äer und die Sadduzäer bebten vor Wut. Die Schriftgelehrten wendeten ihren Blick auf Onkelos.

Obschon er zu den jüngsten Mitgliedern der ehrwürdigen Versammlung gehörte, konnte Onkelos es sich doch nicht versagen, seine Meinung zu äußern.

Man wußte, daß er ein Kenner des mosaischen Gesetzes war. Man kannte seine gelehrten Werke, insbesondere seinen Kommentar zum Pentateuch in aramäischer Sprache, der berühmt geblieben ist und noch heute von den Juden gelesen wird.

Er sprach nicht nur seine Muttersprache, das Griechische, mit seltener Beredsamkeit, er beherrschte auch das Lateinische, das Aramäische und das Hebräische.

Von maßlosem Ehrgeiz, stolz auf seine Bildung und sein Genie, hatte er sich in der Kammer der Schriftgelehrten bereits eine hervorragende Stellung geschaffen, und man glaubte in seiner Person einen würdigen Nachfolger Hillels und Gamaliels gefunden zu haben.

Es ist daher begreiflich, daß man mit gespanntester Aufmerksamkeit seinen Ausführungen lauschte.

Er begann mit der Erklärung, daß der Messianismus nicht nur eine religiöse, sondern auch eine allmähliche und friedliche politische Entwickelung darstellen würde.

Immerhin war diese zweite Aufgabe des Messias, seines Dafürhaltens, weniger sicher als die erste. Die prophetischen Aussprüche stimmten in dieser Hinsicht nicht überein, sie schienen sogar einander zu widersprechen.

Die einen schilderten den Messias als siegreichen König, die anderen als verachteten, verschmähten, verdemütigten, verfolgten, aller Art von Leiden unterworfenen Menschen.

Onkelos war also der Meinung, daß dem Messias an

erster Stelle die Aufgabe zufallen würde, dem alten Juden-
tum neuen Lebensgeist einzuflößen, dem alten Glauben neue
Ideen zuzuführen.

– „Sanhedriten, ihr kennt meine unerschütterliche An-
hänglichkeit an den jüdischen Monotheismus, und ihr wißt,
mit welch tiefer Überzeugung ich dem Polytheismus meiner
Väter den Rücken gekehrt habe.

„Ebenso kennt ihr aber auch meine Bewunderung für
die Philosophen Griechenlands. Sokrates und Plato haben
der Welt Grundwahrheiten hinterlassen, die man bei allen
Völkern als das Höchste anerkennen müßte, was der
menschliche Geist in seinen Beziehungen zur Gottheit zu er-
reichen vermag.

„Nun ist aber die religiöse Entwickelung, die mir als
Ideal vorschwebt, und die der Messias herbeiführen muß, ein
neues Judentum, die harmonische Verbindung der erhabensten
Lehren der griechischen Philosophie mit dem Monotheismus.

„Eine solche Entwickelung würde selbst die Fundamente
der Synagoge erneuern; das jüdische Priestertum, mächtiger
und einflußreicher als je zuvor, würde die römische Herr-
schaft zu einem leeren Schein herabdrücken, und nicht so
sehr durch die Waffen als durch einen geistigen Kampf ihr die
Vorrechte eines freien und unabhängigen Volkes entwinden.

„Das, meine ich, müßte die Aufgabe sein, die der er-
wartete Messias zu erfüllen hat; nicht nur in Israel, sondern
unter allen Nationen müßte er sich die Geister erobern.

„Als ich in Erfahrung brachte, was man sich allent-
halben über Jesus von Nazareth erzählte, da habe ich mich
gefragt, ob er nicht der Mann sei, den Gott mit dieser Auf-
gabe betraut habe.

„Ich habe ihn beobachtet, ich habe die Ereignisse abgewartet, ich habe selbst mit einigen meiner Landsleute eine Unterredung mit ihm gehabt. Aber seine Worte haben uns enttäuscht. Er spricht nicht, wie es in gelehrten Kreisen Mode ist; auch scheint er von wissenschaftlicher und philosophischer Methode keine Ahnung zu haben.

„Nein, ein Gelehrter ist er nicht, vielmehr ein Seher; es sind Gesichte, die an seinem Geiste vorüberziehen und die er uns zeigen möchte; indes unsere Augen, zu schwach vielleicht, sind nicht immer imstande, sie wahrzunehmen.

„Einige seiner Lehren scheinen unseren großen Weisen entlehnt zu sein; davon weiß er aber offenbar nichts, behauptet er doch, er habe sie von seinem Vater. Wer ist es, den er also bezeichnet? Versteht man ihn recht, so meint er Gott.

„Es läßt sich nicht leugnen, er ist ein außergewöhnlicher Mensch. Aber, wer ist er? Und was will er? Er soll es uns unumwunden sagen und mit zwingenden Gründen beweisen, daß er unser Messiasideal verwirklicht. Das Reich, das er zu errichten vorgibt, scheint mir nur in der Einbildung zu bestehen. Es ist der Traum eines Schwärmers. Wer ein Werk von Dauer und Bestand ins Leben rufen will, ist doch gewiß darauf bedacht, sich nach einsichtvollen und geschickten Hilfskräften umzusehen. Er versichert sich der Unterstützung einflußreicher und hochgestellter Männer. Er bemüht sich, seine Anhänger durch glänzende Aussichten auf Reichtum, Ehren und andere Vorteile anzulocken.

„Nun hat sich aber Jesus von Nazareth seine zukünftigen Minister aus den niedrigsten Volksschichten gewählt; und weit entfernt, die Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt,

sowie jene, die Einfluß und Vermögen besitzen, für sich gewinnen zu wollen, greift er sie an, untergräbt er ihr Ansehen.

„Und was predigt er denen, die ihm nachfolgen? Entsagung und Verachtung der irdischen Güter! Was verheißt er ihnen? Einen Platz in seinem eingebildeten Reiche, im Traumlande, das übrigens erst nach seinem Tode erstehen soll!

„Das alles steht in Widerspruch mit der Vernunft, mit den Lehren der Geschichte und der Erfahrung aller vergangenen Zeiten.

„Das Werk des vermeintlichen Messias ist demnach unvermeidlich zum vollständigsten Mißerfolg verurteilt.

„Folgt daraus, daß wir ihn ungehindert müssen gewähren lassen? Keineswegs. Gefährliche Organisationen und Umtriebe müssen unterdrückt werden, auch wenn sie keine Aussicht auf Erfolg haben.

„Jesus von Nazareth ist der geschworene Feind der Priesterschaft, deren Ansehen und Einfluß er untergräbt. Ebenso bekämpft er die Schriftgelehrten; er widerlegt und entkräftet ihre Lehren und ihre Auslegung der heiligen Bücher.

„Dieser doppelte Kampf bleibt nicht ohne Rückwirkung auf die Religion selbst; und ich glaube, daß es höchste Zeit ist, gegen diesen Neuerer Maßregeln zu ergreifen. Ich sage nicht, daß man ihn unverzüglich zum Tode verurteilen muß. Aber man muß wirksame Mittel finden, um seine Werbetätigkeit im Volke lahm zu legen und seinen Predigten, woraus der gesellschaftlichen und religiösen Ordnung unberechenbarer Schaden erwächst, ein Ende zu machen."

Auf den ruhigsten Teil der Zuhörerschaft machte diese mit Beifall aufgenommene Rede tiefen Eindruck.

Noch andere Mitglieder des Sanhedrins meldeten sich zu

Worte, unter ihnen Rabbi Sadok, Ismael ben Fabi und der Tempelschatzmeister Helkias. Und da sie nicht imstande waren, auf die so vernünftigen und versöhnlichen Ausführungen Gamaliels zu entgegnen, ließen sie es dabei bewenden, über Jesus zu schmähen, und die Dummen und Einfältigen, die seine nähere Umgebung bildeten, ins Lächerliche zu ziehen, indem sie einige groteske Fabeln zum besten gaben, die seine Jünger sollten erfunden haben. Auch drückten sie ihr Erstaunen darüber aus, daß ein Mann wie Gamaliel auf so wunderliche Ansichten verfallen sei.

Einige gaben zu verstehen, daß im Alter sogar die glänzendsten Fähigkeiten ihre Kraft einbüßen, und daß Gamaliel in den Jahren, wo er sich noch seines ungebrochenen Talentes erfreute, einem solchen Wahne sicherlich keinen Tribut gezollt hätte.

Jonathas ben Usiel, der gelehrte Verfasser einer aramäischen Paraphrase zum Pentateuch und zu den Propheten, war der einzige, der den Versuch machte, der Beweisführung Gamaliels einige Gründe entgegenzustellen. Er behauptete, daß letzterer nur dann für die Messiaswürde Jesu eintreten könne, wenn er sich auf die vorgeblichen Weissagungen Daniels stütze.

– „Nun wißt ihr aber, Sanhedriten, daß ich in meinen Studien über die Propheten, Daniel keineswegs als solchen gelten lasse, und wie ich glaube, habe ich die Unechtheit des Buches, das man ihm zuschreibt, zur Genüge nachgewiesen.

„Auf jeden Fall werden zwei Punkte von allen zugegeben: daß der Messias aus dem Geschlechte Davids hervorgehen und zu Bethlehem geboren werden muß. Nun führt aber Jesus von Nazareth diesen Beinamen von dem unbe-

deutenden Flecken, wo er das Licht der Welt erblickt hat und seine Eltern, die dem Handwerkerstande angehören, sind dort jedermann bekannt. Übrigens erwarten wir einen glorreichen Messias, einen Messias, der nach dem Ausspruch des Propheten Isaias ‚wird erhöht werden, der hoch emporsteigen und sehr erhaben sein wird, . . . dem sich die Könige schweigend unterwerfen werden . . .' Von diesen Zügen übermenschlicher Größe vermag der Nazarener aber auch nicht einen einzigen aufzuweisen."

Da erhob sich der Fürst Nikodemus von der Kammer der Ältesten und sprach:

„Sanhedriten, ihr wißt, daß ich Pharisäer bin, und ich gebe zu, daß Jesus von Nazareth in seinen Predigten nicht selten harte Worte gegen uns von seinen Lippen fallen läßt. Ich empfinde das ebenso schmerzlich wie ihr. Aber das hindert mich nicht, dem wunderbaren Genie dieses Mannes meine Anerkennung zu zollen, und aus seinen Werken habe ich die Überzeugung gewonnen, daß er wenigstens ein großer Prophet und ein großer Wundertäter ist.

„Man sagt, seine Werke seien nur Trug, woran nur einfältige Leute glauben könnten. Ich gestehe, zu diesen Einfältigen gehöre auch ich. Aber bevor ich glaubte, habe ich Nachforschungen angestellt; ich habe sowohl die Geheilten, als auch die Zeugen der wunderbaren Heilungen ausgefragt.

„Habt ihr die Heilung des Blindgeborenen denn schon vergessen? Es sind doch kaum einige Monate her, daß sie sich hier am Eingange des Tempels zugetragen hat, und nicht wenige Mitglieder dieser hohen Versammlung haben damals eine Untersuchung veranstaltet, um uns über den erstaunlichen Vorgang Gewißheit zu verschaffen. Wir haben

uns den Mann, der einen Augenblick vorher noch blind gewesen war, hier vorführen lassen, ebenso seine Eltern, seine Bekannten und die Augenzeugen des Wunders, und wir haben sie sämtlich verhört.

„Der Beweis war unanfechtbar. Verschiedene unserer Kollegen haben dem Manne, dessen Augen Jesus von Nazareth geöffnet hatte, beleidigende Worte gesagt, weil sein Zeugnis ihnen mißfiel. Aber Beleidigungen sind keine Beweisgründe."

– Bist auch du ein Galiläer? fragte Eleazar, Sohn des Annas, in spöttischem Tone.

– Eleazar, erwiderte Nikodemus, ich merke wohl den beleidigenden Sinn, welchen du in den Namen Galiläer hineinlegst. Doch glaube mir, über deinen Spott bin ich erhaben. Ich bin kein Galiläer; ich bin aber auch kein Priester und Sohn des Hohenpriesters wie du. Ich lebe weder von der Religion, noch vom Tempel, noch von den Einkünften, die mit dem Priestertum verknüpft sind; und gerade aus diesem Grunde können die Erfolge Jesu von Nazareth mir weder schaden noch nützen.

„Euch allen ist es genugsam bekannt, daß ich im Hinblick auf meine Vermögensverhältnisse ein ganz unabhängiger Mann bin, und politischer wie gesellschaftlicher Ehrgeiz liegt mir vollständig fern. Wenn Jesus von Nazareth nur ein Mensch ist, so vermag er seinen Einfluß weder zu meinen Gunsten noch zu meinen Ungunsten geltend zu machen; aber gegen euch, Priester und Schriftgelehrte, vermag er um so mehr, und eure Erbitterung gegen ihn begreife ich darum auch recht gut. (Unterbrechungen und Geschrei.)

„Ihr befürchtet eine religiöse Entwickelung, die Einsetzung eines neuen Priestertums, eine neue gottesdienstliche Ordnung,

wodurch die blutigen Opfer abgeschafft und die Schatzkammer
des Tempels geleert werden könnten. (Geschrei.)

„Warum schreit ihr denn? Ich wollte doch hinzufügen
daß ihr recht habet. Ja, ihr habt recht, wegen eurer Zu
kunft Befürchtungen zu hegen; der neue Gottesdienst bring
sich schon zur Geltung; die religiöse Entwickelung ist bereit
im Gange, und die Zahl ihrer Anhänger ist wahrlich nich
zu unterschätzen.

„Das neue Priestertum wird an die Stelle des alte
treten müssen, die neue Predigt, die mehr den Geist als de
Buchstaben der Heiligen Schrift berücksichtigt, das merkt euc
ihr Schriftgelehrten, wird die Ursache sein, daß ihr mit eure
Lehrstühlen vereinsamt dasteht, und eure Paraphrasen un
Kommentare wird niemand mehr lesen. (Murren.)

„Euer aller Ansehen und Einfluß sind in Gefahr, da
verschweige ich mir nicht; und sind die Opfer einmal abge
schafft, ihr Priester und Hohepriester, wie wird es dan
aussehen auf euren jetzt so reichlich gedeckten Tischen? (Unter
brechende Rufe.)

„Das sind die Gefahren, die das Gelingen des Unter
nehmens Jesu von Nazareth für euch mit sich bringt, un
daher kann ich mir recht gut erklären, daß ihr ihn au
dem Wege räumen wollt.

„Darum bin ich aber auch als Richter nicht so befange
und parteiisch wie ihr. (Geschrei.) Um aber mit voller Sach
kenntnis zu urteilen, mache ich euch den Vorschlag, über di
Herkunft Jesu eine genaue Untersuchung einzuleiten; wi
können dann auch feststellen, ob von irgend einer Seite Be
trug vorliegt.“ (Geschrei, Tumult.)

Da erhob sich Joseph von Arimathäa, vir probus aber non dicendi peritus, zu folgenden schlichten Ausführungen:

„Die Nachforschungen, wie unser Kollege Nikodemus sie verlangt, habe ich selbst aus eigenem Antrieb schon begonnen.

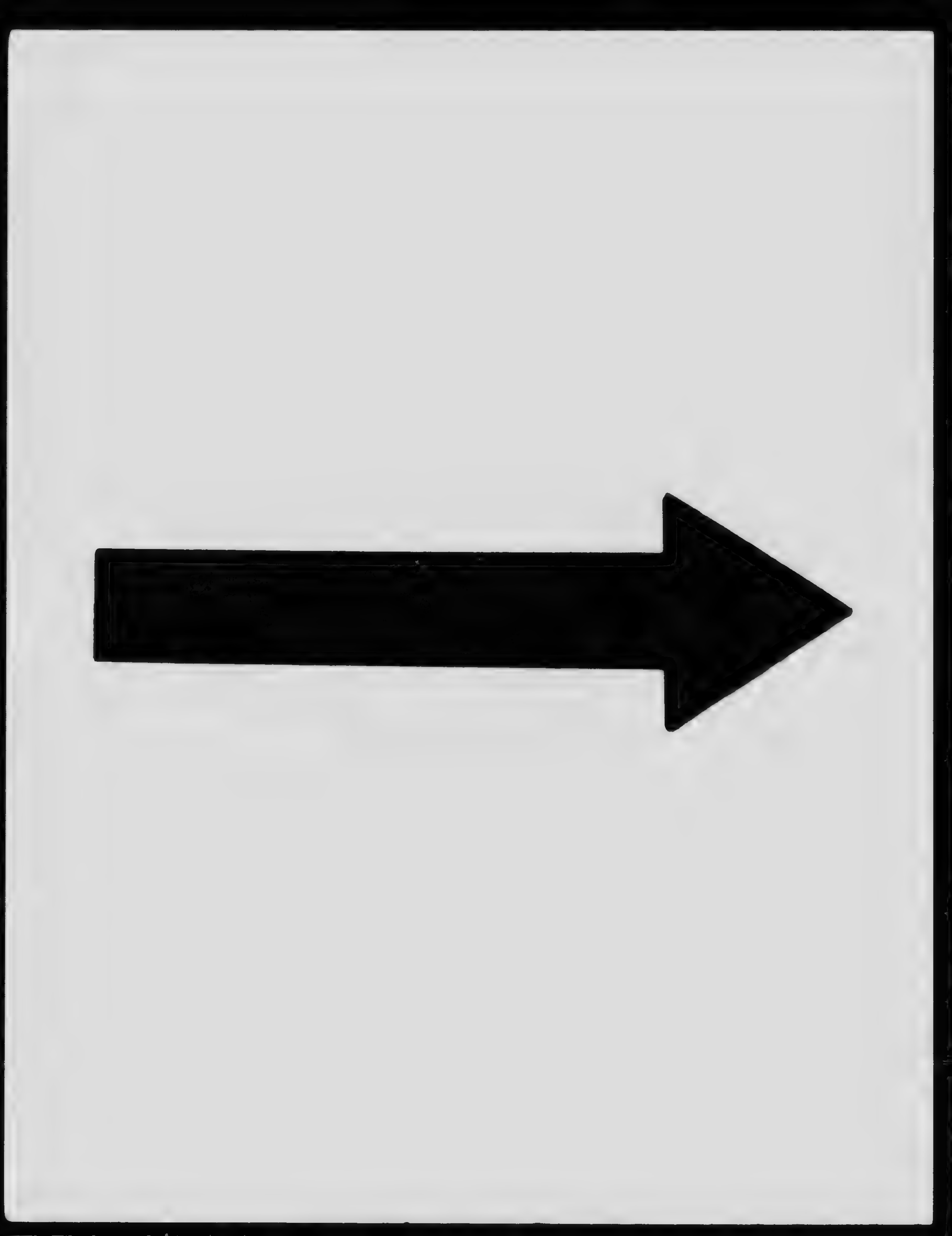
„Ihr wißt, daß ich zu Bethlehem und zu Nazareth sowie auch an verschiedenen anderen Orten Judäas und Galiläas große Liegenschaften besitze. Nun wohl, während ich daselbst meine Geschäfte besorgte, habe ich mich auch über Jesus von Nazareth erkundigt.

„Was ich in letztgenannter Stadt über ihn erfahren habe, ist dieses: Jesus steht heute in einem Alter von 33 Jahren. Er ist nicht zu Nazareth geboren, sondern zu Bethlehem, gelegentlich eines dortigen Aufenthalts seiner Eltern zur Zeit der Schätzung des Quirinus, die, wie ihr wißt, Sanhedriten, vor 33 Jahren stattfand.

„Joseph, sein Vater, stammte aus Bethlehem, und gemäß dem aus Rom ergangenen Befehle mußte sich ein jeder an seinem Stammsitze einschreiben lassen. So kam es, daß Joseph und Maria sich daselbst einfanden.

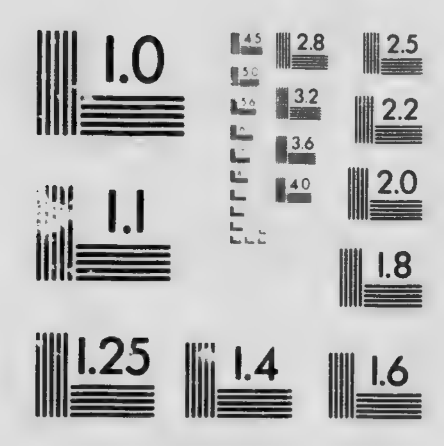
„Zu Nazareth gibt es noch genug Leute von fünfzig bis sechzig Jahren; sie erinnern sich sehr gut, daß Joseph und Maria damals allein nach Bethlehem reisten, und daß sie nach zwei Jahren mit einem Sohne, der ungefähr zwei Jahre alt sein mochte, wieder nach Nazareth zurückkehrten.

„Inzwischen war die Familie nach Ägypten gezogen und hatte dort über Jahresfrist verweilt. In Nazareth weiß das jedermann. Andere Familienangehörige berichteten mir Näheres über seine Herkunft und bewiesen mir ausführlich, daß sowohl Joseph als auch Maria aus dem Geschlechte Davids sind.



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)





„Später kam ich nach Bethlehem. In einem kleinen Nachbardorfe erzählten mir mehrere Hirten von fünfzig Jahren und darüber, die wunderbaren Ereignisse, die sich bei der Geburt des Kindes, das nunmehr als Jesus von Nazareth unseren Gerichtshof beschäftigt, zu Bethlehem zugetragen hatten.

„Das sind Tatsachen, und ihr könnt euch derselben ebenso vergewissern wie ich.

„Die messianischen Ansprüche Jesu sind also nach diesen beiden Richtungen hin gerechtfertigt: Er stammt aus davidischem Geschlechte und er ist zu Bethlehem, in der Vaterstadt des königlichen Propheten geboren. Ich fordere Jonathas ben Usiel auf, diese Tatsachen auf ihre Wahrheit zu prüfen."

Die Sanhedriten wurden ungeduldig, und ein Schriftgelehrter bemerkte:

„Da wären wir schon mitten in der Legende!"

Annas, der gewesene Hohepriester, fuhr in die Höhe. Vor Wut konnte er sich nicht mehr fassen, und in krampfhafter Erregung zerrte er seinen langen, weißen Bart:

„Sanhedriten, es ist höchste Zeit, dieser unwürdigen Szene ein Ende zu bereiten. Nichts spricht beredter für die Dringlichkeit eines unnachsichtlichen Vorgehens gegen Jesus von Nazareth, als die Tatsache, daß er in unseren Reihen Verteidiger und Anhänger gefunden hat. Die Sache liegt meines Erachtens überaus einfach; um sie zu beurteilen stelle ich mich auf den Standpunkt der verkappten Jünger des falschen Propheten.

„Wozu noch zu einer Untersuchung schreiten? Ihr habt ja alles aus ihrem eigenen Munde gehört. Was ihr Meister will, ist die Umgestaltung der bestehenden Religion, die Ein-

setzung eines neuen Priestertums an die Stelle des alten, und eines neuen Gottesdienstes an die Stelle des uns von Moses überlieferten.

„Dabei wollen die verblendeten Parteigänger eines falschen Messias nicht einsehen, daß hier ein verbrecherisches Unterfangen in Frage kommt. Ja, als Priester fürchten wir diesen schlauen und hinterlistigen Neuerer, weil er in Wahrheit das Gesetz nicht vervollkommnen, sondern abschaffen will, weil er durch Vernichtung des Priestertums die Religion selbst vernichten würde.

„Keine Religion ohne Priestertum; und der Feind der Priester ist auch der Feind der Nation.

„Wir sind die berufenen Hüter des mosaischen Gesetzes, der Satzungen, die Gott den Menschen gegeben hat. Dieses Gesetz abändern wollen, ist ein Verbrechen. Es stellt unser feierliches Bündnis mit Jehovah dar. Wer es wagt, daran zu rütteln, macht sich einer verdammungswürdigen Freveltat schuldig. Verflucht, wer diese heilige Bundeslade zertrümmern will! Verflucht, wer seine Hände gegen die Gesalbten des Herrn erhebt! Schon allzu lange hat er gelebt!"

Wie laut aber auch der Beifall sein mochte, der diese aufreizenden Ausfälle belohnte, mehrere Schriftgelehrte und Älteste blieben doch noch unschlüssig; von verschiedener Seite machte man den Vorschlag, eine Untersuchung zu veranstalten und über Jesus von Nazareth die Strafe der Geißelung zu verhängen.

Außer sich vor Wut schrie Kaiphas dazwischen:

„Was versteht denn ihr davon? Eine Züchtigung, die den gottlosen Frevler am Leben läßt, ist durchaus nutzlos. Er muß sterben unter der Wucht einer doppelten Verurteilung.

Wir müssen ihn verurteilen als Stellvertreter Gottes auf Erden, und verurteilen muß ihn der Landpfleger als Vertreter des Kaisers, des Gebieters dieser Welt! Und sein Tod, von der Majestät und der Unfehlbarkeit des Gesetzes umgeben, muß zugleich ein schmachvoller sein, ein Tod, der seinen Namen mit Schimpf und Schande bedeckt!

„Wer immer er auch sei, er muß sterben für das Heil des Volkes, und, wie das römische Gesetz es verlangt, muß er sterben am Kreuze!"

– Dann werden die messianischen Weissagungen erfüllt sein, wagte Gamaliel zu bemerken.

– Was liegt daran, erwiderte Kaiphas.

– Und wenn er der Messias ist, fügte Gamaliel hinzu.

– Desto schlimmer dann für den Messias, schrie Kaiphas.

– Ich sage, desto schlimmer für das jüdische Volk, gab Gamaliel zurück.

Diese Worte riefen in der erhabenen Versammlung wahrhaft stürmische Auftritte hervor.

Gamaliel, Nikodemus, Joseph von Arimathäa und verschiedene andere gingen hinaus.

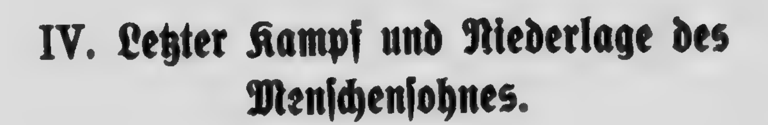
Als der Tumult sich wieder gelegt hatte, wurde einstimmig beschlossen:

1. Wer immer behauptet, daß Jesus von Nazareth der Messias ist, sei aus der jüdischen Gemeinschaft ausgestoßen, aus dem Tempel verwiesen und dem Teufel überliefert!

2. Wer seinen Aufenthaltsort weiß, hat die Pflicht es anzuzeigen, damit das Sanhedrin ihn verhaften könne!

Dieser Bannfluch (Cherem) war der zweite Grad der Exkommunikation im jüdischen Gesetze.

Der dritte, Schammata, mußte die Todesstrafe nach sich ziehen. Zunächst jedoch handelte es sich darum, des Nazareners habhaft zu werden. Dieser hatte indes Jerusalem bereits verlassen und befand sich auf dem Wege nach Ephrem, das am Rande der Wüste liegt.



IV. Letzter Kampf und Niederlage des Menschensohnes.

---

1. Der Triumph eines Tages.

Seit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit war Jesus im Volke zu wiederholten Malen der Gegenstand begeisterter Huldigungen gewesen.

Seine Worte aus einer anderen Welt und seine erstaunlichen Wunder hatten bewirkt, daß die Menge ihm nachfolgte, nicht nur in den Tälern, auf den Bergen und am Gestade des Galiläischen Meeres, sondern bis hinein in die Wüstenlandschaft von Peräa.

Zu Jerusalem war er jedoch auf zahlreiche und mächtige Feinde gestoßen. Die Vorsteher der Priesterschaft, die Pharisäer und die Schriftgelehrten, namentlich soweit sie dem Sanhedrin angehörten, hatten einen so erbitterten Kampf gegen ihn begonnen, daß man in den Reihen des eingeschüchterten Volkes nicht mehr den Mut fand, sich offen für den Sohn Davids zu erklären.

Seine Apostel, seine Jünger und seine Verwandten gaben sich darum auch alle erdenkliche Mühe, ihn von der Hauptstadt fernzuhalten.

Aber das Osterfest war in die Nähe gerückt, und selbst aus den entlegensten Orten Palästinas zogen Pilgerscharen nach Jerusalem.

Der neue Frühling hatte soeben mit seinem Lichte, seinen Blumen und seinem Dufte in jenem sonnigen Lande Einzug gehalten. Es war anfangs April; übertags herrschte eine starke Hitze, weshalb die Karawanen lieber zur Nachtzeit, beim Schein der Sterne und des zunehmenden Mondes ihren Weg fortsetzten.

Eines Morgens nun schloß sich Jesus dieser großen Volksbewegung an, und begleitet von seinen Jüngern schlug er die Richtung nach Jerusalem ein. Zahlreiche Pilger gesellten sich zu ihnen, so daß sie bald eine beträchtliche Karawane bildeten. Die Männer gingen zu Fuß, während die nachfolgenden Frauen zumeist auf Eseln ritten. Um die Mitte des Tages ließ man sich am Ufer des Jordans, unter dem Schatten hoher Palmen, zu einer langen Rast nieder. Nach beendigter Mahlzeit und Mittagsruhe zog man weiter. Die Unterhaltung war ohne Leben, und beim Herannahen des Abends stockte sie fast gänzlich. Als aber die Sonne hinter den Bergen Judäas verschwand, und das feingeschnittene Profil des wachsenden Mondes über den breiten Kronen der Palmen sichtbar wurde, stießen die Pilger laute Freudenrufe aus; denn vor ihnen lag Jericho, dessen zinnengekrönte Türme zur Rechten das Gebirge Judas hinanstiegen.

Der köstliche Duft der „Balsam- und Rosenstadt" verbreitete sich bereits bis zu ihnen herüber. Das Amphitheater und der Hippodrom, beide von Römern erbaut, zeichneten sich deutlich über den Mauern ab, und linkerhand eröffnete sich die große Ebene, deren Rand vom Toten Meere bespült wird.

Während der Meister schweigsam und eiligen Schrittes vor ihnen herging, tauschten die Jünger mit leiser Stimme ihre Eindrücke aus. Sie waren von düsteren Vorahnungen erfüllt und fragten sich, was wohl mit ihm geschehen würde, falls er sich in die heilige Stadt begeben sollte; ihn selbst aber wagten sie nicht auszufragen.

Jesus, der ihre Gedanken sah, verlangsamte plötzlich seine Schritte und sprach zu ihnen: „Wir gehen hinauf nach Jerusalem, und alles, was die Propheten vom Menschensohn geweissagt haben, wird in Erfüllung gehen.

„Er wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten ausgeliefert werden, und diese werden ihn zum Tode verurteilen und den Heiden zur Verhöhnung und Geißelung und Kreuzigung übergeben, und am dritten Tage wird er auferstehen."

Welch niederschmetternde Antwort auf die stumme Frage der Jünger!

Das Los war also geworfen, und die Lösung des schauerlichen Dramas stand bevor. Gewiß, mehr als einmal hatte der Prophet von dem traurigen Schicksal, das seiner harrte, gesprochen, aber man hatte ihn nicht verstanden, und seine begeisterten Anhänger hatten an die Möglichkeit eines Triumphes seiner Feinde nicht glauben wollen. Wie konnte auch ein Mann, der in so erstaunlicher Weise den Elementen, den Krankheiten und dem Tode gebot, sich besiegen, verurteilen und kreuzigen lassen?

Und wenn er dem Tode überliefert werden sollte, wer würde dann jenes Reich aufrichten, wovon er ihnen so oft gesprochen hatte?

Nein, er konnte nicht sterben, wenigstens jetzt noch nicht. Von seinem Werke bestanden nur erst die äußersten Umrisse.

Kaum war er an die Verwirklichung seiner Aufgabe herangetreten.

Und doch, wiederum war die düstere Weissagung von den Lippen des göttlichen Mannes gefallen, und diesmal in so deutlichen und bestimmten Worten. Das beklagenswürdige Ereignis ist in die Nähe gerückt, in unabwendbare Nähe.

Seine letzten Tage stehen bevor. Es ist die letzte Reise, die er unternimmt. Lebe wohl, Galiläa, du schönes Land, Land seiner Kindheit; lebe wohl, herrlicher See von Genesareth, dessen Ufer mit so vielen Erinnerungen verknüpft sind! Nun geht es hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn muß sterben. Sein Tod ist beschlossene Sache. So will es der Vater, so will er es auch selbst. Er geht hin, um zu sterben, weil er es will, und weil es also sein muß. Nur durch seinen Tod wird die Wiedergeburt der Welt sich vollziehen. In seinem Blute muß die Menschheit gewaschen werden. Sein Grab wird die Wiege des neuen Reiches sein; und desto besser wird es sein, je eher es also kommt.

Drei Tage nur wird er in seinem Grabe bleiben, und eben weil er lebendig daraus hervorgehen wird, wird die Menschheit zu einem neuen Leben erstehen.

Apostel und Jünger vermochten sich vor Schmerz und Trauer nicht zu fassen Umsonst ließ ihnen die vorausgesagte Auferstehung noch einen Schimmer von Hoffnung. So hatten sie sich den endgültigen Triumph nicht vorgestellt. Der Weg zur Herrlichkeit durch den schimpflichsten Tod schien ihnen doch allzu düster. Sie verstanden die Worte ihres Meisters nicht.

Sie verstanden nicht, daß in den Plänen der Vorsehung alles seine bestimmte Stunde hat, und daß man diese Stunde mit Ergebung abwarten muß. Zuvor war Jesus aus Jeru-

salem und selbst aus Galiläa geflohen, als seine Feinde ihm nach dem Leben trachteten. Mehr als einmal war er ihnen auf wunderbare Weise entgangen. Warum? Weil seine Stunde noch nicht gekommen war. Heute aber ist diese Stunde in die Nähe gerückt, und er selbst will sich ausliefern als freiwilliges Opferlamm. Dem Tode, den er voraussieht und voraussagt, geht er aus freien Stücken und mutig entgegen.

Indes, bevor er stirbt, will er seinen Feinden einen neuen Beweis seiner Macht, auch der irdischen, geben. Er will ihnen zeigen, daß das Volk mit ihm ist, und daß, wenn es ihm darum zu tun wäre, auf Erden die Rolle eines Empörers oder Eroberers zu spielen, er es nur zu wollen brauchte. Was würde die jüdische Priesterschaft und die Synagoge, was würde selbst die römische Macht gegen sein Wort allein und gegen seine Wunder vermögen?

Aber alle Beweise für seine Volkstümlichkeit und seine Macht werden den Sanhedriten, den Schriftgelehrten und den Priestern die Augen nicht öffnen. Es gibt ein Wunder, das Gott aus Achtung vor der menschlichen Freiheit nicht wirken kann: jene, die nicht sehen wollen, kann er nicht heilen von ihrer Blindheit. Heilen kann er nur die Blinden, die nach Licht verlangen.

An der Straße, die von Alt-Jericho zur neuen Stadt führte, saßen zwei blinde Bettler, die sich schon seit vielen Jahren nach Heilung sehnten. Als der Pilgerzug unter fortwährendem Freudengeschrei herannahte, riefen sie mit lauter Stimme: „Sohn Davids, erbarme dich unser!"

Jesus ließ sie zu sich führen, berührte ihre Augen und heilte sie. Dann setzte er seinen Weg fort, um für die Nacht eine Unterkunft zu suchen. Plötzlich erblickte er einen Mann

von kleinem Wuchs, der, um ihn besser sehen zu können, auf einen wilden Feigenbaum gestiegen war. „Zachäus!" rief er ihm zu, „steige eilends herab, denn ich muß heute in deinem Hause einkehren."

Zachäus war ein Zöllner, ein Steuerpächter des römischen Fiskus, und als solcher von allen gehaßt und um so mehr verabscheut, als er großen Reichtum erworben hatte. Auch waren die Juden voller Entrüstung, als sie sahen, daß Jesus seine Gastfreundschaft in Anspruch nahm, zumal in der Stadt doch genug Leviten und angesehene Leute wohnten, die es sich zur Ehre angerechnet hätten, ihn aufzunehmen.

Aber Jesus wußte, daß Zachäus, der sich eine solche Ehre nicht erträumte, ihm bereits sein Herz geöffnet hatte, und sich auch glücklich schätzen würde, ihm sein Haus zu öffnen. Das bewies die hochherzige Gastfreundschaft, das bekundeten auch die Worte, die er am folgenden Morgen sprach: „Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich jemand betrogen habe, erstatte ich es vierfach."

Bereits am frühen Morgen hatte sich eine zahlreiche Menge beim Hause des Zöllners versammelt. Die Ankunft Jesu, die Heilung der beiden Blinden hatten in der Stadt eine allgemeine Aufregung hervorgerufen. Viele wollten den Wundertäter bis Jerusalem begleiten, überzeugt, daß er dort neue Wunder wirken und das Reich Israel wieder aufrichten würde.

Als darum Jesus seinen Weg zur heiligen Stadt fortsetzte, sah er sich von einer großen Volksmasse gefolgt. Die Straße schlängelt sich fortwährend durch die nahe aneinander tretenden Berge hinauf. Die Sonne bescheint sie mit ihrer

ganzen Kraft und zwingt die Reisenden, die nur selten etwas Schatten finden, ihre Schritte zu verlangsamen.

Gegen Abend, als die Sonne eben hinter dem Ölberg verschwand, erstieg die lange Prozession, Jesus an der Spitze, dessen östlichen Abhang.

Bethanien, das gastliche Dorf, das sich seiner besonderen Vorliebe erfreute, erwartete ihn, und er verbrachte daselbst die Nacht. Am folgenden Tage veranstaltete Simon, mit dem Beinamen der Aussätzige, ihm zu Ehren ein großes Gastmahl. Unter den Gästen befand sich auch der vor einigen Wochen von den Toten auferweckte Freund Jesu, Lazarus. War Jesus allen gegenüber noch so freundlich, das Gastmahl behielt doch seinen ernsten und feierlichen Charakter. Diese Schar von Getreuen stand ganz unter dem Eindruck der Gefühle, wie Soldaten sie am Vorabend einer Schlacht empfinden. Die Schatten der düsteren Tage, die nun kommen sollten, lagerten bereits über ihnen. Es wurde nur leise gesprochen. Um das Antlitz Jesu spielte ein Zug von Ernst und Traurigkeit, als Judas, der Treulose, dem der gemeinsame Säckel anvertraut war, sich herausnahm, Mirjam zu tadeln, weil sie den Auftritt von Magdala wiederholt habe, indem sie eine kostbare Salbe über das Haupt und die Füße des Meisters ausgoß. Er sprach die wehmütigen und prophetischen Worte: „Was belästigt ihr dieses Weib? Sie hat ja ein gutes Werk an mir getan! Denn die Armen habt ihr immer um euch, mich aber habt ihr nicht allezeit," und um anzudeuten, wie nahe sein Tod bevorstand, fügte er hinzu: „Denn da sie diese Salbe über meinen Leib ausgoß, tat sie es zu meinem Begräbnisse!"

Unterdessen hatten sich die Pilger aus allen Teilen Judäas

und Galiläas und selbst aus Samaria in Jerusalem zur Feier des Osterfestes eingefunden. Die Zahl der Fremden, die sich auf Straßen und öffentlichen Plätzen, namentlich aber in den Säulenhallen und Vorhöfen des Tempels zusammendrangten, betrug fast eine Million. Die meisten brannten vor Verlangen den Propheten zu sehen, und suchten ihn darum überall. Wo war er? Wie sollte man sich erklären, daß er noch nicht gekommen war? Sollte er zum Osterfeste etwa nicht erscheinen?

Endlich erfuhr man von seiner Ankunft. „Freitag abend, hieß es, ist er in Bethanien eingetroffen; dort hat er den Sabbat verbracht; man hat ihm zu Ehren ein großes Gastmahl veranstaltet; heute morgen noch muß er nach Jerusalem kommen."

Die Menge setzt sich in Bewegung, zahlreiche Gruppen verlassen den Tempel und begeben sich durch das Cedrontal den Ölberg hinauf.

Plötzlich dringt aus der Ferne lautes Jubelgeschrei herüber; an der Stelle, wo die Straße um den Gipfel des Ölberges biegt, wird eine lange Prozession sichtbar. Es glich einem lebendigen Strome, der von den Höhen herabkommt. An der Spitze des Zuges erblickte man die Gestalt des Propheten. Er war ganz in Weiß gekleidet und ritt auf einem Esel von nämlicher Farbe. Die ungeheure Menge folgte und sang und schrie vor freudiger Begeisterung. Und die Straße entlang standen unzählige Scharen; die einen schwenkten Palmenzweige und Fähnlein, andere bestreuten den Weg mit Laub und Blumen, oder bedeckten ihn mit ihren Gewändern, und das laute Triumphgeschrei wollte kein Ende nehmen. „Hosanna! Hosanna! Preis dem Sohne

Davids! Gepriesen sei der König Israels! Hochgelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Ehre sei Gott in der Höhe! Hosanna! Hosanna!"

Die Stadtmauern an der Ölbergsseite, die Plattformen der Basteien und der Türme, die nach Saloman benannten weiten Säulenhallen und die Tempelterrassen waren bald über und über mit Zuschauern bedeckt, die den endlosen und lärmenden Zug beobachteten, wie er in das Tal Josaphat herabstieg und sich dann langsam, den steilen Abhang herauf, zum Schaftore bewegte.

Auf der Terrasse über dem Goldenen Tore des Tempels standen Nikodemus und Gamaliel, mit Freude und Staunen dieses Schauspiel betrachtend; und letzterer rief seinem Freunde die Weissagung des Propheten Zacharias ins Gedächtnis: „Freue dich hoch, du Tochter Sion! Juble, du Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und als Retter; er ist arm und reitet auf einer Eselin, auf dem jungen Füllen einer Eselin." – Siehe doch, Nikodemus, wie die Worte des Propheten sich erfüllen!

Andere Zeugen des großartigen Schauspiels hatten die Zinne der Burg Antonia bestiegen; der Centurio, begleitet von Claudia und Camilla, die römischen Soldaten und die Palastwachen des Pilatus. Einige ergraute Offiziere, die in Rom dem Triumphzuge des siegreichen Augustus beigewohnt hatten, konnten sich der Bemerkung nicht enthalten: „Das ist einmal ein wahrer volkstümlicher Triumph! Da ist nichts Erzwungenes, nichts Gemachtes, da spielt das Gold keine Rolle, wie beim Triumphe der großen römischen Feldherren. Und die ihm folgen, sind keine Unglücklichen, denen ein grausamer Tod bevorsteht, und die ihrem Geschick und ihren

überwindern fluchen. Es sind vielmehr die Glücklichen ohne Zahl, deren Krankheiten und Gebrechen er geheilt hat!“

Als der Triumphzug innerhalb der Mauern angelangt war und den Weg zum Tempel einschlug, drängten sich die Pharisäer, eifersüchtig und erbost, durch die Menge an Jesus heran und sprachen: „Meister, wehre es deinen Jüngern!“ Jesus aber antwortete ihnen majestätisch und würdevoll: „Ich sage euch, wenn diese schweigen, werden die Steine rufen.“

Die Wut der Pharisäer steigerte sich in dem Maße, als die Begeisterung der Menge und der laute Jubel für die Synagoge und die jüdische Priesterschaft bedenklichere Gestalt annahm.

Die ganze Stadt war in Aufregung. Auch die Leute, die sich sonst in ihrer Ruhe nicht stören ließen, eilten aus ihren Häusern hervor und fragten, woher dieser Triumphator, wie man noch keinen gesehen habe, denn eigentlich gekommen sei. Und die Menge rief immer wieder: Es ist der Prophet! Es ist Jesus von Nazareth! Hosanna dem Sohne Davids!

Noch niemals hatte ein Triumphzug in der heiligen Stadt eine so tiefgehende Erregung verursacht. Kein Mensch hätte voraussehen können, daß es der letzte war, und daß der Kampf, der nunmehr von neuem entbrennen sollte, dem allmächtigen Triumphator eine vollständige und endgültige Niederlage bringen würde.

2. Die letzten Gnadenrufe.

Was für ein geheimnisvoller Zwiespalt in der menschlichen Natur! Sie fühlt ein unwiderstehliches Bedürfnis nach dem Göttlichen, und dennoch haßt sie es, weil es ihr im Wege steht,

Aber nur den wahren Gott allein haßt sie; und sobald es ihr gelingt, seine Altäre umzustürzen, schafft sie sich falsche Götter. Diese stehen ihr nicht im Wege, und nicht selten schmeicheln sie sogar ihrer Verderbtheit.

So war es mit den Göttern der Griechen und Römer, in denen sich eher die Laster als die Tugenden verkörperten.

Dieser Widerspruch hat sich bei den Juden vielfach offenkundiger gezeigt als bei den anderen Völkern.

Wenn sie von Jehovah und seinen Propheten nichts mehr wissen wollten, machten sie sich Götzenbilder. Wiederum von Sehnsucht nach dem wahren Göttlichen ergriffen, zertrümmerten sie ihre Schnitz- und Gußbilder und kehrten zum Dienste Jehovahs zurück. Immerhin aber haßten sie nur den wahren Gott.

Diese mißartete Seite der menschlichen Natur könnte wohl in etwa erklären, wie so viele Juden den Heiland, obgleich sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von Wohltaten war, mit unerbittlichem Hasse verfolgten, wie sie ihn bekämpften, heute im Namen der Religion, die sie selbst nicht übten, und morgen im Namen des Kaisers, dessen Joch sie so gerne von sich geworfen hätten.

Nicht in den Reihen des Volkes befanden sich indes die schlimmsten Feinde Jesu. Diese gehörten vielmehr den sogenannten führenden Kreisen an. Es waren die Vertreter der kirchlichen Obrigkeit, der Wissenschaft und des Besitzes.

Sie bildeten eine mächtige Körperschaft, die man als Sanhedrin bezeichnete, die Priester, die Schriftgelehrten und die Ältesten umfassend. Die erstgenannten hatten sich zu einer hochmütigen und allseits umschmeichelten Aristokratie zusammengeschlossen; ihr Kastengeist machte sie unduldsam,

und gierig haschten sie nach Ämtern und Würden und nach den mit ihren priesterlichen Verrichtungen verknüpften Einkünften.

Die Schriftgelehrten waren die Lehrer in Israel, die berufenen Ausleger der heiligen Bücher; und wenn sie auch nicht die ausgedehnte Macht der Priester besaßen, so war ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung doch keineswegs zu unterschätzen.

Die Ältesten verdankten ihr Ansehen teils ihrer gesellschaftlichen Stellung, teils ihrem Reichtum.

Was ist leichter zu begreifen, als daß Jesus in diesen drei Abteilungen des Sanhedrins erbitterte Gegner finden mußte?

Er konnte nicht erwarten, einer Priesterschaft, deren Befugnisse er aufheben wollte, willkommen zu sein.

Die Schriftgelehrten, so ganz von ihrer Wissenschaft eingenommen und überzeugt, daß der Messias, wenn er erscheinen würde, sich ihrer bedienen müsse, um sein Reich aufzurichten, konnten sich diesem Nazarener, der sich mit Unwissenden umgab und die künftigen Vorsteher seiner Kirche aus den Reihen armer galiläischer Fischer erwählte, nicht gewogen zeigen.

Was die Ältesten anging, so war es fast selbstverständlich, daß sie diesem Neuerer, der die Verachtung irdischer Ehren und des Reichtums predigte, Mißtrauen entgegenbrachten.

* * *

Und dann auch, wie hatte er sie behandelt während seiner dreijährigen öffentlichen Wirksamkeit, alle diese Persönlichkeiten so voll Eigendünkel, die nun über ihn zu Gericht sitzen sollten?

Wie oft hatte er die pharisäischen Priester verdemütigt,

indem er ihnen öffentlich ihre Unkenntnis und ihre Mißachtung des mosaischen Gesetzes vorhielt!

Wie oft hatte er die Schriftgelehrten der Unwissenheit überwiesen und ihrer vorgeblichen Wissenschaft gespottet!

Wie oft hatte er ausgerufen: Wehe euch, ihr Reichen!

Und nun waren es diese Reichen, diese Scheinweisen, diese lasterhaften Priester, die über sein Leben und seine Lehre befinden sollten!

War er da nicht im voraus verurteilt?

Indes, welch ergreifendes Schauspiel bietet dieser Kampf, der zwischen der Synagoge und Jesus geführt wird!

Auf der einen Seite ist es die Selbstsucht, der Neid, die Eifersucht, der Haß, die Heuchelei, die Intrige, der Machiavellismus.

Auf der anderen die Geradheit, die Rechtschaffenheit, das Wohlwollen und selbst die Liebe.

Die Synagoge legt dem neuen Propheten Fallstricke. Überall hat sie ihre Spione, die ihm nachfolgen, ihn beobachten, ihn ausforschen und den Hohenpriestern Bericht über ihn erstatten.

Sie legen ihm die verfänglichsten Fragen vor, bald um ihn bei der römischen Obrigkeit als Rebellen bloßzustellen, bald um ihn mit der Schrift in Widerspruch zu bringen und als Verächter des mosaischen Gesetzes erscheinen zu lassen.

Jesus kennt ihre verbrecherischen und auf Gottesmord gerichteten Pläne. Und dennoch, mehrere Tage lang begegnet er ihnen mit rührendem Wohlwollen. Er versucht noch immer, sie zu erleuchten und vor allem ihnen den Abgrund zu zeigen, dem sie entgegengehen. Ein Gleichnis nach dem anderen trägt er ihnen vor, auf daß sie einsehen möchten,

wie er ihnen das Heil und die Wahrheit bringt. Er gibt ihnen zu verstehen, daß er die Sendung habe, sie selbst zuerst damit zu beglücken, daß er sie aber, wenn sie nichts davon wissen wollen, den Heiden anbieten werde, und diesen alsdann die Ernte anheimfallen würde.

Und nicht allein würden die Heiden in das Erbe der göttlichen Verheißungen eintreten, sie würden auch das Reich besitzen, das zu errichten er auf die Erde gekommen ist; die Juden aber, die ihn verkennen und verwerfen, würden nicht nur schrecklich gezüchtigt werden, sondern auch das Zepter für immer verlieren.

Der Tag seiner letzten Predigten ist gekommen, und seine letzten Gnadenrufe an dieses Volk, das Ohren hat und nicht hören will, werden an den Tempelmauern verhallen.

In der lichtvollen Parabel vom Hochzeitsmahle bemüht er sich, ihnen begreiflich zu machen, daß der höchste Gebieter der Völker, sein Vater, ihn auf diese Erde gesandt habe, um mit der Menschheit seine mystische Vermählung zu feiern, daß sie, die Juden, an erster Stelle zum Festmahle geladen worden seien, daß sie aber nicht bloß die Einladung zurückgewiesen, sondern auch die Diener des großen Königs, nämlich die Propheten, beschimpft, geschlagen und selbst getötet hatten. Darum werde der König in seinem Zorne seinen Kriegern den Befehl erteilen, die Mörder auszurotten und ihre Stadt zu zerstören, und andere Diener werde er aussenden durch Straßen und Gassen, und alle, die ihnen entgegen kämen, das heißt alle Völker, würden sie zum Hochzeitsmahle einladen.

In einer anderen Parabel, so reich an geschichtlicher Wahrheit, zeigt er ihnen seinen Vater als Hausvater und Eigen-

tümer eines schönen Weinberges, der von Mauern umgeben, durch einen Wachtturm geschützt und mit allem zur gewinnbringenden Pflege Notwendigen versehen ist. Und Winzern, die er selbst ausgewählt, hat er diesen Weinberg verdungen und ist dann fortgezogen in ein fremdes Land.

Hin und wieder, zur Zeit der Lese, sendet er seine Diener, um den Ertrag des Weinberges einzufordern. Aber die Winzer beschimpfen und mißhandeln sie, steinigen die einen und erschlagen die anderen.

Darauf entsendet der Hausvater seinen eigenen Sohn, und wie die Winzer ihn kommen sehen, sagen sie zueinander: Das ist der Erbe, töten wir ihn. Und sie bringen ihn um.

— Was wird der Hausvater mit jenen Winzern tun? fragt Jesus die Menge.

— Er wird diese Übeltäter übel zugrunde richten und seinen Weinberg andern Winzern verdingen, lautet die einstimmige Antwort.

— So ist es, erwidert Jesus.

Aber die Juden verstehen nicht, daß sie selbst mit diesen Winzern gemeint sind, sie selbst, die sich anschicken, den Sohn des Hausvaters zu töten.

Diese eindringlichen Gnadenrufe, die so recht Gottes Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zum Ausdruck bringen, finden in den verhärteten und verderbten Herzen keinen Widerhall mehr.

Jesus ändert seine Sprache. Vielleicht werden seine Weherufe auf ihre verstockten Seelen tieferen Eindruck machen. Und sich als Richter vor sie hinstellend ruft er aus:

„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Heuch-

ler, da ihr vor den Leuten das Himmelreich zuschließt. Denn ihr selbst geht nicht hinein, und die hineingehen, laßt ihr nicht eintreten.

„Wehe euch, da ihr Häuser von Witwen verschlingt . . .

„Wehe euch, da ihr Minze und Anis und Kümmel verzehntet und das Wichtigste des Gesetzes nicht beachtet: Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und Treue! Blinde Führer, welche die Mücke seihen, das Kamel aber verschlucken.

„Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, Heuchler, da ihr übertünchten Gräbern gleicht, die von außen den Leuten schön in die Augen fallen, inwendig aber voll Totenknochen und jeglichen Unrates sind! . . .

„Macht das Maß eurer Väter voll! Schlangen, Natterngezücht, wie werdet ihr dem Strafgerichte der Hölle entgehen?

„Darum siehe, ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte, und von diesen werdet ihr einige töten und kreuzigen und die anderen in euren Synagogen geißeln und von Stadt zu Stadt verfolgen, so daß alles unschuldige Blut, das auf Erden vergossen wird, über euch kommt, vom Blute des gerechten Abel an bis zum Blute des Zacharias, des Sohnes des Barachias, den ihr hier zwischen dem Tempel und Altare getötet habt. Wahrlich, ich sage euch, dies alles wird über dies Geschlecht kommen.

„Jerusalem, Jerusalem, die du die Propheten tötest und steinigst, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter die Flügel sammelt, und du hast nicht gewollt!

„Siehe, eure Wohnung wird euch wüste gelassen werden. Denn ich sage euch, von nun an werdet ihr mich nicht mehr

sehen, bis ihr sprecht: Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!" . . .

Indes, weder diese ergreifenden Klagen, noch diese Weherufe, die schrecklichsten, die jemals innerhalb der Tempelmauern erklungen waren, vermochten die Herzen der Juden zu rühren.

Es was der letzte Gnadenruf Gottes, und das Gottesvolk vernahm ihn nicht.

3. Der Abschied vom Tempel.

In den Schlußworten seiner letzten Tempelrede kündigte Jesus drei große Ereignisse an: seinen Tod, seine zweite Ankunft und die Zerstörung des Tempels.

Sein Tod stand nahe bevor; denn nur drei Tage noch hatte er zu leben. Die Schriftgelehrten und Pharisäer, die sich dazu verschworen hatten, waren dessen weniger gewiß als er selbst. Aber sie mußten verstehen, daß er zu sterben bereit war, da er ihnen sagte: ihr werdet mich nicht mehr sehen.

Verstanden sie auch die Ankündigung seiner zweiten Ankunft? Nein, ohne Zweifel; jedenfalls glaubten sie nicht daran.

Nachdem Jesus die letzten Worte gesprochen hatte, setzte er sich nieder und verharrte lange Zeit in Schweigen. Er schaute im Tempel umher, wo er so manche Tage seines Erdenlebens verbracht hatte.

Er gedachte seines ersten Besuches, damals, als er zwölf Jahre zählte und an die Lehrer in Israel seine erste Predigt richtete. Noch oft war er seitdem in diesem Hause

seines Vaters erschienen, bald zur Osterfeier, bald zum Laubhüttenfeste. Aber immerhin hatte er bis zum 30. Jahre an dieser Stätte geschwiegen; er hatte sich damit begnügt zu beten, in Erwartung des Tages, den er sich für den Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit festgesetzt hatte.

Wie oft hatte er aber während der drei letzten Jahre in diesem Hause, das er als das seinige betrachtete, weil es das „Haus Gottes“ war, seine Stimme erhoben!

Das Volk aus den entlegensten Ortschaften Galiläas und Samarias war immer wieder hierher geeilt, um ihn zu hören. Immer wieder hatte er hier in Gegenwart der Jerusalemiten und der jüdischen Priesterschaft die heiligen Schriften erklärt und erläutert, und nicht allein der letzteren Einwände widerlegt, sondern auch ihr heuchlerisches Treiben aufgedeckt.

Seine rednerischen Erfolge hatten in seiner Seele nicht den geringsten Eindruck zurückgelassen (denn die Eitelkeit der Redner lag ihm ferne), aber er gedachte jener, die voll guten Willens, ihre Herzen dem Lichte erschlossen und an seine Lehre geglaubt hatten.

O, wie liebte er ihn, diesen Tempel, den sein Ahnherr, der König Salomon, erbaut hatte, und der so beredt von dem Glauben vergangener Geschlechter erzählte!

Eben darum hatte er zweimal die jüdischen Händler, die ihre Kaufläden im Heidenvorhofe und in den Säulenhallen aufgeschlagen hatten, mit Geißelschlägen daraus vertrieben.

Jesus liebte vor allem die Schönheiten der Natur, und kein Dichtergenie würde imstande sein, uns seine geheimnisvollen Zwiegespräche mit dieser Schöpfung, die sein Werk war und nicht, wie der Mensch, ihre Bestimmung verleugnet hatte, auch nur annähernd zu schildern.

Aber er liebte auch die Werke des menschlichen Geistes, den man so treffend als einen Funken aus dem göttlichen Geiste bezeichnet hat, dann besonders, wenn dessen Sinnen und Trachten auf die Verherrlichung seines Vaters gerichtet war.

Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß seine Anhänglichkeit für den Tempel mit einem Gefühl der Bewunderung für die architektonischen Schönheiten des herrlichen Bauwerkes verbunden war.

Darum schweifte sein Blick über die langen Säulengänge, rings um die Vorhöfe, über die großen Bogen der Torbauten, aus weißen und roten Marmorblöcken, und über die mit goldenen Trauben umwundenen Pfeiler.

Er bewunderte die majestätischen Tore, fast über und über mit herrlichen Reliefs aus Gold und Silber bekleidet. Von den hohen Stirnseiten der Peristyle verloren sich seine Augen zu den Arkadenwölbungen und zu den breiten Architraven, die mit reichen Marmorskulpturen in orientalischem Geschmack verziert waren. Die zum Allerheiligsten hin stufenweise emporsteigenden Vorhöfe waren durch Marmorstiegen miteinander verbunden; und diese Reihe übereinander angelegter Bauten, mit den sie umgebenden doppelten oder dreifachen Säulenhallen, bildeten gleichsam eine Riesentreppe, die zum Allerheiligsten führte, das einer Elfenbeinkuppel mit goldenem Dache ähnlich schien.

Jeder Vorhof hatte seine Menge von Besuchern, ebenfalls stufenweise übereinander geordnet; im untersten befanden sich die Heiden, darüber die Juden, dann die Frauen, höher noch die Priester, und endlich das Allerheiligste, das ausschließlich dem Hohenpriester vorbehalten war.

„Diese Gesamtanlage, den äußeren und inneren Tempel

und das Heiligtum umfassend, und in Gestalt in- und übereinander angeordneter Rechtecke sich darbietend, wie von Champagny schreibt, gewährte einen großartigen und wahrhaft überwältigenden Anblick.

„Bei Sonnenaufgang, wenn in der Ferne das Heiligtum inmitten der doppelten Reihe von Säulenhallen, die es um hundert Ellen überragte, auf dem heiligen Berge sichtbar wurde, wenn der Tag über den Marmor und das Gold der Fassade seine ersten Strahlen ausgoß, und die unzähligen vergoldeten Türmchen, die das Dach schmückten, in diesem Feuerschein erglänzten, glaubte man einen Schneeberg vor sich zu haben, der sich allmählich in der rötlichen Morgenglut entzündete.

„Das Auge war wie geblendet, die Seele überrascht, die Andacht geweckt, und selbst der Heide warf sich zu Boden."

Jesus schien in der Betrachtung dieses Meisterwerkes menschlichen Könnens ganz versunken, und tiefe Wehmut beschlich nach und nach seine Seele.

Er sah die Schönheit und den Reichtum dieses Wunderbaues, das wohlriechende Holz, den kostbaren Marmor, die Bronze, das Siber, das Gold und die Edelsteine. Aber in der Menge, die vor ihm auf und ab ging, welch ein Abgrund von sittlicher Verkommenheit und verborgenem Schmutz, welche Laster unter dem Scheine der Tugend!

Und eben darum würde dieser herrliche Tempel zerstört werden. Die Freveltaten der Juden würden den Fluch Gottes auf ihn herabziehen.

Jesus schwieg noch immer, und seine Traurigkeit steigerte sich mehr und mehr. Denn für ihn war die Zukunft gegenwärtig, vor seinen Augen spielten sich bereits die Schreckens-

szenen der Belagerung Jerusalems durch Titus ab, und all die Greuel bei der Zerstörung des Tempels.

Die Jünger traten zu ihm heran, und um die trüben Gedanken aus seiner Seele zu verscheuchen, wollten sie seine Aufmerksamkeit auf die gewaltigen Steinblöcke lenken, die das ganze Gebäude trugen und ihm einen Bestand von Jahrtausenden sicherten.

– Wahrlich, ich sage euch, erwiderte Jesus, von all dem wird kein Stein auf dem anderen gelassen werden, der nicht zermalmt wird.

Dann stand er auf, kehrte dem Tempel den Rücken und schlug die Richtung ein, die in das Cedrontal hinabführt.

Seine Jünger folgten ihm schweigend.

Die Weissagung, die in den Worten „siehe eure Wohnung wird euch wüste gelassen werden" enthalten war, begann schon sich zu erfüllen. Der Tempel war nicht mehr bewohnt, denn Gott hatte ihn verlassen, um ihn nie wieder zu betreten. Mit seiner Herrlichkeit war es aus. Fortan würde man nicht mehr zu seinen Festen erscheinen; und nachdem ihn die Römer den Flammen preisgegeben und von Grund aus zerstört hätten, würde man sich vergeblich bemühen, ihn wieder aufzubauen.

Noch immer von seinen Jüngern begleitet, ging der Meister die Mauer des Gartens Gethsemani entlang, in dem Gedanken vertieft, daß er nach zwei Tagen an dieser Stätte die inneren Qualen des schrecklichsten Todeskampfes durchmachen werde.

Auf dem Gipfel des Ölberges angelangt, hielt er inne, wandte seinen Blick nach Jerusalem zurück und setzte sich auf einen großen Stein, der am Wege lag.

Die ganze heilige Stadt entfaltete sich vor seinen Augen,

aber mit seinen prophetischen Blicken umfaßte er den Erdkreis, die gesamte Menschheit.

Seine Jünger fragten ihn nach dem furchtbaren Gesichte, das seine Augen so befremdlich geöffnet erscheinen ließ.

Da lüftete Jesus eine Ecke des geheimnisvollen Schleiers, der die Zukunft vor ihnen verhüllte. In einem Gemälde, ergreifend, erhaben und schrecklich, aber zugleich noch von einem gewissen Geheimnis umgeben, schilderte er ihnen zwei furchtbare Katastrophen: die erste, das Ende Jerusalems und des jüdischen Volkes, die zweite, weit schauerlicher noch als jene, das Ende der Welt, und als Abschluß derselben seine Wiederkunft zum Gerichte.

Die Jünger waren entsetzt. Jesus vermehrte noch ihre Bestürzung, indem er hinzufügte: „Ihr wißt, daß nach zwei Tagen Ostern ist, und der Menschensohn wird zur Kreuzigung ausgeliefert werden."

4. Dem Morgenrot entgegen.

Es war an einem Dienstag, am 4. April des Jahres 783, als Jesus vom Tempel Abschied nahm. Am folgenden Tage kehrte er nicht nach Jerusalem zurück; wir stellen uns ihn indes gerne vor, wie er Donnerstag, den 6. April, mit der Morgendämmerung Bethanien verläßt und den östlichen Abhang des Ölberges hinaufsteigt. Der Ölberg war der Ort, wo er mit besonderer Vorliebe betete. Die Berge sind die Schemel seiner Füße. Sie sind auch gewissermaßen Altäre, von der Natur errichtet, und es scheint, daß die Gebete des Menschen dort leichter zum Himmel emporsteigen. Darum

zog sich Jesus so oft auf die Berge zurück, um dem Gebete obzuliegen.

Aber nicht nur um zu beten stieg er an jenem Morgen hinauf, noch ein letztes Mal wollte er auf den Höhen weilen, um die Schönheiten der großen Stadt zu betrachten, die er so innig liebte, und die ihn verkannt hatte, noch ein letztes Mal wollten seine Augen sich weiden an den Herrlichkeiten der geschaffenen Natur, die er verlassen sollte, war sie doch das Werk seiner Hände, und er selbst ihr Dolmetscher beim Schöpfer.

Von Zeit zu Zeit hielt er inne und wandte den Blick nach Osten zurück, um das Aufhellen der Dämmerung zu beobachten. Es war noch nicht die Morgenröte, die Vorbotin der Sonne. Am untersten Ende des Firmamentes, auf dem Kamme des Moabitergebirges, wurde erst ein weißer Lichtschein sichtbar, doch konnte man die einzelnen Bergketten und die tiefen Einschnitte bereits unterscheiden.

Jenes malerische und zerklüftete Land erschien ihm so recht als ein Bild des Volkes, das es beherbergte, und das nacheinander die Höhen des Ruhmes und die Tiefen der Verdemütigung gekannt hatte. Und wie treffend versinnbildeten sie den endgültigen Ruin, jene übereinandergehäuften Berge, die sich scheinbar mit gewaltigem Ungestüm in das Tote Meer herabstürzten, während unten in der Tiefe der Jordan wie ein Silberstreifen daherkam, um sich in den nämlichen Abgrund zu verlieren!

Bald jedoch mischte sich in das weiße Dämmerlicht ein Schimmer wie von Rosen und Orangen.

Der Himmel entfaltete sein azurenes Gewand, dessen Saum er in das Blut Moabs tauchte. Der ganze Horizont

rötete sich, entzündete sich, und durch diese Feuersbrunst aus ihrem Schlafe geweckt, stimmte die Erde den jauchzenden Hochgesang des Lebens an, während der Himmel sein ewiges Hosanna zu Ehren der Gottheit weiter erklingen ließ.

Der Gottmensch setzte seinen Aufstieg fort und erreichte bald den Gipfel des Berges.

In der Ferne, zu seiner Linken, erblickte er im lichten Morgenscheine die Stadt, wo er geboren worden, und die Gefilde der Hirten, die ihn in der Krippe angebetet hatten.

Vor ihm entfaltete die ganze heilige Stadt, die Stadt der Städte, ihre mit Zinnen gekrönten Mauern, ihre gewaltigen Basteien und ihre hochragenden Türme. Nur durch das Cedrontal, das sich tief unten mit der finsteren Gehennaschlucht vereinigte, war er von ihr getrennt.

Auf dem Gipfel des Berges Sion sah er, in Trauer gehüllten Zwillingsschwestern vergleichbar, die beiden Türme des davidischen Palastes emporragen, und die Kuppel, die sich über dem Grabe des königlichen Psalmisten erhob. In größerer Nähe, hoch über den Umfassungsmauern, spielten die Strahlen der Morgenröte um die wunderbaren Torbauten Salomons und verklärten den weißen Marmor der Säulenhallen durch ihren rosenfarbigen Widerschein. Die Frontispize, stufenweise übereinandergeordnet, erglänzten im hellen Morgenlichte, und die Kuppel des Allerheiligsten bedeckte die weiten Tempelgebäude, wie eine Krone von Gold und funkelndem Edelgestein.

Aber alle diese Schönheiten der großen Stadt vermochten sein Auge nicht zu erfreuen. Es war der unfruchtbare Boden, wo er als göttlicher Sämann den Samen ausgestreut

hatte; vergeblich: es war auf steinichten Grund gefallen und hatte keine Wurzeln geschlagen.

Rings um ihn her feierte die Natur, weniger undankbar als die Menschen, seine Gegenwart. Alles lächelte in der von der Morgenröte verklärten Frühlingsherrlichkeit.

Im grünen Rasen dufteten die Veilchen, und die Cyklamen reckten ihre roten Kämme wie Siegesfähnlein in die Höhe.

Die Gräser und Blümchen schmückten den Boden wie mit einem Teppich und verbreiteten, wie es kurz zuvor Mirjam getan hatte, über seine Füße ihren köstlichen Wohlgeruch.

Große, gelbe Tulpen boten ihm ihre goldenen Kelche dar, worin die Tränen der Nacht schillerten, als wollten sie die Gedanken an den bitteren Kelch, den die Menschen ihm bereiteten, aus seinem Sinne verscheuchen.

Affodillen, Schwertlilien und Anemonen wetteiferten an Glanz und Schönheit, ihm ihre Huldigung darzubringen.

Der ganze Orient entfaltete seine Pracht, um ihn zu ehren; und Bäume, Pflanzen und Blumen redeten zu ihm in einer Sprache, die bisher keinem Menschen so verständlich gewesen war.

Am Vorabend des größten Trauertages der Natur glänzten und sangen alle Wesen die ihr angehörten ungestört weiter, als hätten sie gewußt, daß der Tag des großen Schmerzes auch der Tag der Welterlösung sein würde.

Dieses allgemeine Loblied der Schöpfung, Jesus vernahm und verstand es besser als alle Dichter, die jemals den Versuch gemacht haben, es in menschliche Sprache zu übersetzen, besser auch als der königliche Prophet, wie vollkommen es dieser auch gedeutet haben mag.

Denn das Wort der Schöpfung, das war er selbst; er

selbst war der große Meister der Harmonien des Himmels und der Erde.

Die Figuren, Symbole und Analogien, die zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, zwischen dem Natürlichen und dem Übernatürlichen so geheimnisvolle Beziehungen schaffen, hatten für ihn nichts Verborgenes.

Und wenn die Wunder unseres Weltalls jene lichte Stufenleiter bilden, die es dem menschlichen Geiste ermöglicht, sich zu Gott zu erheben, in welch erstaunlich wunderbarer Weise mußte sich dann der Geist eines Menschen, der zugleich Gott war, darauf emporschwingen!

Für die Dichter, die den wahren Gott anbeten, ist die Natur gewissermaßen ein Schleier, der die Strahlen der Gottheit dämpft, da unsere Augen ihren Vollglanz nicht zu ertragen vermöchten. Sie ist das Gitterwerk des Hohen Liedes, wodurch die menschliche Seele ihren Vielgeliebten erblickt.

Aber für die Augen Jesu war dieser Schleier wunderbar durchsichtig, und das Gitterwerk trübte keineswegs den Glanz der beseligenden Anschauung Gottes.

O, wie schön war sie doch, die Morgenröte seines letzten Tages auf Erden! Aber der Schatten des Todes verdunkelte bereits ihren Glanz. Der Abend dieses herrlichen Tages sollte auch der letzte Abend seines Lebens sein.

Gewiß, in diesem Augenblicke huldigte ihm die Natur mit all den Schönheiten, die sie an Gestalt, Farbenpracht und Zeichnung, an Duft, Bewegung und Leben hervorbringt. Aber nur um ihn an sich zu ziehen, hob sich die Erde zu ihm empor. Bevor er ihrem Schoße anvertraut werden sollte, bereitete sie ihm diesen letzten Triumph.

Noch einige Stunden nur, und man würde ihn nicht mehr

sehen. Wie die Sonne, das Werk seiner Hände, würde er am irdischen Horizonte verschwinden.

Am folgenden Tage, zur Stunde, wo sonst der Himmel die Erde mit seiner Lichtfülle überflutet, würde undurchdringliche Finsternis Jerusalem bedecken, und er selbst, auf dem Hügel dort, den er jenseits des Tores der Gerechtigkeit erblickte, an ein Kreuz geheftet, würde eingehen in die Nacht, die von den Menschen die ewige genannt wird.

Indes, für ihn würde diese Nacht nur einer Sonnenfinsternis gleichen, und bald würde sie von der wahren Morgenröte verscheucht werden, von jener Morgenröte, die fortan nie mehr erblassen würde.

In ihren flüchtigen Visionen hatten die Propheten sie angekündigt. David hatte sie beschrieben als einen Strom von Licht, der sich über die Welt ergießen würde, a solis ortu usque ad occasum.

Aber Jesus von Nazareth sah sie bereits anheben durch das Dunkel der Nacht, in welche er eingehen sollte. Er sah sie emporsteigen, er sah, wie sie mit ihren Glanze nicht nur die Wohnungen der Lebendigen, sondern auch die der Toten überflutete.

Im Tale Josaphat, das sich vor seinen Augen ausbreitete und das nur als Leichenfeld bestellt wurde, sollte ihr Licht bis zur Menschensaat dringen und derselben neues Licht einflößen.

Und von den Wohnungen der Verstorbenen sollte ihr Glanz bis zu den Grenzen des himmlischen Reiches aufstrahlen und endlich den im geheimnisvollen Kerker der Vorhölle zurückgehaltenen Gerechten die Anschauung Gottes gewähren.

Jesus sah ihn schon, diesen glorreichen Morgen nach so düsteren Tagen, diesen ruhmvollen Triumph nach so bitterer

Niederlage, und in Wahrheit konnte er sich sagen: „Nicht ich werde sterben, sterben wird vielmehr die alte Welt, Jerusalem, die Vaterstadt meiner Ahnherren, und Rom, die große Buhlerin, die alle Nationen verführt.

„Schon sehe ich dort unten am Tiberstrande einen Thron sich erheben für meinen Apostel Petrus, der zum unsterblichen König geworden ist. Und auf dem höchsten Hügel der großen Stadt, wo der Juno, der falschen Mutter der falschen Götter, Opfer dargebracht wurden, erblicke ich einen prächtigen Tempel zu Ehren meiner geliebten Mutter, der Mutter des wahren Gottes.

„Überall, in allen Zonen, inmitten der Ruinen der mächtigsten Weltreiche, und bis hinein in die Wüste sehe ich den Samen aufgehen, den ich ausgestreut habe, sehe ich wunderbare Blütenpracht sich entfalten.

„Ich sehe die unzähligen Altäre, die mir allerorten errichtet werden, ich sehe den Aufschwung einer neuen Zivilisation, die meinen Namen tragen wird. Das ist die wahre Morgenröte, die alle künftigen Zeiten erleuchten wird. . . .

„Ihr Juden, beeilet euch; streckt meine Glieder aus an dem Kreuze, das heute noch ein Zeichen der Schmach ist, morgen aber ein Banner des Sieges und des Triumphes sein wird.“

5. Die schreckliche Nacht.

Es war die fünfzehnte Jahrhundertfeier jener blutigen Nacht, da Gottes Engel alle Erstgeborenen der Ägypter tötete, und das Rote Meer den Pharao samt seiner Kriegsmacht verschlang.

Sie begann wie ein Fest und endigte wie eine Tragödie. Die erste Szene war ein doppeltes Gastmahl, und die letzte ein Blutgericht.

Zum eucharistischen Mahle, diesem Wunder der Liebe, drängte sich das Gespenst des Verrates, schauerlicher als dasjenige Banquos, und man kann von Judas sagen, was Shakespeare von Macbeth gesagt hat, daß er in jener Nacht den Schlaf tötete, für sich selbst wie für seinen König.

In keiner anderen Nacht, soweit die Geschichte der Menschheit reicht, war der Mensch hassenswerter und verabscheuungswürdiger, in keiner anderen Nacht gab ihm Gott einen größeren Beweis seiner Liebe.

Gott war ein Mensch geworden, er war auf die Erde herabgestiegen, daß er ihn alle Wahrheit lehre, seine Missetaten sühne, ihm das Beispiel aller Tugenden gebe, ihn aus der Knechtschaft Satans befreie und sein ewiges Heil sicher stelle. Auf tausendfache Art hatte er seine Gottheit bewiesen, und Tausende von Wundern hatte er gewirkt, die insgesamt zugleich Wohltaten waren.

Aber alles das hatte nur auf einige in der Verborgenheit lebende Seelen Eindruck gemacht. Die herrschenden Klassen, die Priesterschaft und die große Menge, hatten nicht nur die Gottheit Jesu nicht anerkennen wollen, sie verfolgten ihn auch mit ihrem Hasse und schickten sich an, ihn zu töten.

Jesus wußte es: er hatte seinen Tod vorausgesagt, er erwartete ihn, und er tat nichts, um demselben zu entgehen. Die Hohenpriester waren versammelt, um die Ausführung ihrer auf Gottesmord gerichteten Pläne in die Wege zu leiten. Sie warteten nur noch auf Judas.

Es möchte scheinen, daß Jesus zur Erlösung des Menschen-

geschlechtes nur mehr noch sein Blut bis zum letzten Tropfen vergießen konnte, und nach wenigen Stunden sollte er das auch wirklich tun.

Alles war somit vollbracht. Die wilde Gier des menschlichen Hasses, aber auch die Liebe Gottes, diese Liebe bis zum Tode am Kreuze, würde befriedigt sein.

Doch nein, ein Wunder blieb Jesus noch zu wirken übrig, das größte Wunder seiner Liebe und zugleich das erstaunlichste Wunder seiner Allmacht!

Er wollte, daß die Menschen, nachdem sie ihn getötet hätten, ihn auch gewissermaßen zwingen könnten, immerwährend bei ihnen zu bleiben. Er wollte noch mehr, und alle Liebe und alle Macht, deren ein Gott fähig ist, aufbietend, bewirkte er, daß sie, so oft es ihnen belieben würde, und so lange die Menschheit bestehen würde, sich nähren könnten mit seinem Fleisch und Blut.

Und dieses Wunder aller Wunder verwirklichte er durch die Einsetzung der Eucharistie.

Judas, der Verräter, hatte die Verwegenheit, an diesem göttlichen Mahle teilzunehmen, aber seit jenem Augenblick gehörte er sich selbst nicht mehr an, er war dem Satan zur Beute anheimgefallen.

Als er unter einem Vorwand hinausgegangen war, wovon Jesus wußte, daß er erheuchelt war, in Wirklichkeit, um mit den Hohenpriestern die Gefangennehmung seines Meisters zu vereinbaren, folgte ein Augenblick des Schweigens und des Entsetzens. Als Jesus darauf wieder das Wort ergriff, war es nur, um den Aposteln ein letztes Mal sein Herz auszuschütten. Seine Rührung und seine Betrübnis fühlten alle mit.

Er kündigte ihnen an, daß die Stunde des Scheidens

nunmehr gekommen sei; daß sie ihm, wohin er gehe, um ihnen eine Wohnung zu bereiten, jetzt noch nicht folgen könnten, daß sie ihm aber folgen würden, sobald er wiedergekommen sei.

Und er gab ihnen dieses neue Gebot: „Liebt einander, wie ich euch geliebt habe. Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habet ..."

Darauf erhob er sich mit den Worten: Gehen wir hinaus!

Die Freveltat des Judas hatte das Cönaculum entweiht, man atmete dort Verräterluft.

Gefolgt von den elf Aposteln, die ihm geblieben waren, schritt Jesus dem Ausgange zu und verließ den Saal durch eine Türe, die auf das terrassenförmige Dach des Erdgeschosses führte. Die Paschafeier hatte nämlich im Obergemache stattgefunden.

Im Orient haben die aus Stein errichteten größeren Wohnhäuser gewöhnlich ein zweites Stockwerk von geringerer Ausdehnung als das Erdgeschoß, so daß zwei Terrassen entstehen, wovon die untere das Dach des Erdgeschosses bildet.

Auf dieser unteren, geräumigen und von einer Brustwehr umgebenen Terrasse ließ Jesus sich mit seinen Jüngern nieder.

Die frische Luft hatte freien Zutritt. Auf dieser Seite des Berges Sion, dessen steiler Abhang zur Vereinigung der Gehennaschlucht mit dem Cedrontale führte, befand sich kein anderes Gebäude, das die Aussicht gestört hätte.

Der Vollmond, der bereits vor zwei Stunden aufgegangen war, überflutete die ganze Landschaft mit einem silberhellen Lichte. Vom Geräusch der Stadt war an diesem abgelegenen Orte kaum etwas zu merken, und Jesus, die Arme auf die steinerne Brustwehr gelehnt, labte sich an der Ruhe und Einsamkeit.

Ein üppiger Weinstock rankte die Mauer herauf; seine Reben bogen sich an der Ecke der Terrasse zu einem dichten Laubendach zusammen.

„Siehe doch diesen Weinstock," sagte Petrus zu seinem schweigsamen Meister, „wie kann er auf diesem unfruchtbaren Berge nur üppig gedeihen?"

Jesus hatte den Blick zum Mond erhoben, dessen Schein sein erhabenes Antlitz verklärte; er wandte sich zu Petrus mit den Worten:

– „Ich bin der wahre Weinstock, und ihr seid die Rebzweige; mein Vater ist der Weingärtner. Jeden Rebzweig an mir, der keine Frucht trägt, wird er abnehmen . . . Bleibt in mir und ich in euch. Wie der Rebzweig aus sich selbst keine Frucht tragen kann, wenn er nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in mir bleibt . . ."

Jesus unterhielt sich lange mit diesen wahrhaft aufrichtigen Freunden. Immer wieder gebot er ihnen, sich einander zu lieben. Er kündigte ihnen an, daß man sie verfolgen und hassen werde, wie man ihn selbst verfolgt und gehaßt habe . . . „Ihr werdet weinen und trauern, doch eure Trauer wird in Freude verwandelt werden . . ." Er verhieß ihnen den heiligen Geist, den Tröster. Er ermunterte sie zur Festigkeit im Glauben und im Gebete; und sich selbst an seinen himmlischen Vater wendend, betete er für sie und für alle, die künftighin an ihn glauben würden . . .

Die Traurigkeit und die Entmutigung der Jünger wurde immer größer; sie konnten nicht begreifen, wie und warum ihr Meister, so jung noch und so mächtig, dessentwillen sie allem entsagt und der sie so innig geliebt hatte, nun von

ihnen scheiden, sie allein auf Erden zurücklassen sollte, ohne daß er sein Reich errichtet hatte.

– „Laßt uns gehen, sprach Jesus, meine Stunde ist gekommen." Er schritt zur Treppe, und alle verließen das Cönaculum, um sich mit ihm in den Garten Gethsemani zn begeben.

Es war zehn Uhr, das heißt die vierte Stunde der Nacht. Vom Himmelsgewölbe herab goß der Mond seine bleichen Lichtfluten über die Davidsstadt aus. In den halbhell erleuchteten Straßen warfen die Türme und die Kuppeln ihre scharfbegrenzten Schatten. Nichts ist so schön wie diese morgenländischen Nächte, wenn unter den liebevollen Augen der Sternenlegionen alles in ungetrübter Ruhe zu schlafen scheint.

Jesus ging voraus; Johannes begleitete ihn; die übrigen Jünger folgten nach. Durch den Gedanken an den feigen Verrat des Judas niedergeschlagen, schwieg der Meister, und von seinen Jüngern wagte niemand ein Wort zu sprechen. Alle hatten sie das Gefühl, daß ihnen eine schreckliche Nacht bevorstand.

Nach einigen hundert Schritten bogen sie in die Straße, die zum Mittagstor führte, und gingen am Palaste der Hohenpriester Annas und Kaiphas vorbei.

Das Atrium war erleuchtet, im Widerschein der rötlich aufflackernden Glut eines Kohlenbeckens erblickte man einige Männergestalten, die sich mit gedämpfter Stimme unterhielten.

Dorthin war Judas gekommen, nachdem es das Cönaculum verlassen hatte, und nun traf er daselbst seine letzten Vorbereitungen.

Jesus beschleunigte seine Schritte und stieß einen tiefen Seufzer aus; bald befand er sich mit seinen Begleitern außerhalb der Mauern, am östlichen Abhange des Berges Sion.

Sie gingen eine kurze Strecke die Mauer entlang und wandten sich dann nordwärts in der Richtung des Orpheltales.

Hier und dort waren Hütten aus Laubwerk errichtet, die den unzähligen, aus allen Himmelsgegenden zur Feier des Osterfestes herbeigeeilten Pilgerscharen als schützendes Obdach dienten. Aber alle diese fremden Besucher waren gewiß schon eingeschlafen, denn das einzige Geschrei, das man vernahm, war das Blöken der für die Opfer des folgenden Tages bestimmten Lämmer.

Arme Lämmer! auch sie ahnten ihr trauriges Los. Ihr letzter Tag war gekommen, und ihr Blut würde leider vergeblich vergossen werden.

Denn die Opfer des Alten Bundes würden fortan wirkungslos sein; am folgenden Tage würde das Blut des wahren Opferlammes für das Heil des Volkes den Altar des Kreuzes überströmen.

Hatten die Apostel das rechte Verständnis für das große Geheimnis, das sich vollziehen, und für das unaussprechliche Opfer, das an die Stelle der alten Opfer treten sollte? Man darf es bezweifeln.

Aus dem Tale Josaphat, in welches sie nunmehr hinabstiegen, drang verworrener Lärm zu ihnen herüber, und der ganze Abhang des Ölberges erschien ihnen wie eine Stadt von Zelten. Andere Pilger hatten dort ihr Lager aufgeschlagen.

Jesus weilte sicherlich in Gedanken beim großen Feste des kommenden Tages und bei den wunderbaren Erinnerungen, die es wachrief.

Vielleicht rief er auch seinen Jüngern die herrlichen Wunder ins Gedächtnis, die sich beim Auszuge aus Ägypten zugetragen hatten.

Fünfzehnhundert Jahre waren seit jenem denkwürdigen Ereignis verflossen; es war eine Nacht gewesen wie diese jetzt, auch damals schrieb man den 14. Nisan.

Ihre Väter, die Israeliten, hatten gemäß den Weisungen, die Moses ihnen erteilt hatte, das Osterlamm geschlachtet und dessen Fleisch mit ungesäuertem Brote gegessen. Mit dem Blute hatten sie die Türen ihrer Häuser gekennzeichnet, und Moses hatte ihnen gesagt: Es ist das Phase (das ist der Durchgang) des Herrn.

Und in jener selbigen Nacht, als der Herr vorüberging und die Erstgeborenen der Ägypter tötete, brachen die Israeliten auf, 600 000 an der Zahl, und am folgenden Tage, am 15. Nisan, gingen sie durch das Rote Meer. Zur Erinnerung an diesen zweifachen Durchgang hatte man das Osterfest eingesetzt, dessen hebräischer Name „Phase" soviel als Durchgang bedeutet. Der Hinweis auf diese großen Ereignisse, die in der ganzen Geschichte des jüdischen Volkes nicht ihresgleichen finden, machte auf die Apostel einen tiefen Eindruck und vermehrte noch ihre gedrückte Stimmung.

Gewiß, es war ein ruhmvoller Gedenktag, der sie an den Triumph ihrer Väter und an die Niederlage ihrer Feinde erinnerte, indes wie traurig kündigte er sich an! Würde er sich nicht in schroffen Gegensatz stellen zu den mosaischen Tagen? Und würden sie nicht selbst, zum Jubel ihrer Feinde, von einem Roten Meere verschlungen werden? Ja, so sollte es wirklich kommen, wenigstens nach dem Urteil jener, die nur auf den Schein achten und denen die Zukunft verborgen ist.

Aber Jesus sah auch die Zukunft. Er sah sie gegenwärtig, und er bemühte sich, sie seinen Aposteln zu zeigen.

Wohl sollte er am folgenden Tage, den 15. Nisan, in ein Rotes Meer, in ein Meer von Blut getaucht werden; aber er würde es durchschreiten und lebend daraus hervorgehen.

Und wiederum, nach einigen Jahren, würde das Rote Meer sich vor seinen Feinden auftun, und seine Wogen würden sie samt ihrem Tempel und ihrer Stadt rettungslos verschlingen.

Während er also sprach, betrachtete er den Mond, der in majestätischer Pracht und ungetrübtem Glanze zur Höhe des Firmamentes eilte. Der Beherrscher der Nacht stand eben über dem Gipfel des Ölberges und erhellte längs dem Cedronbache die weithin beide Abhänge des Tales Josaphat in stufenförmigen Reihen bedeckenden Gräber.

Dort hielten unter marmornen Gedenksteinen die Väter Israels, Richter, Könige und Propheten, ihren letzten Schlaf in ausgehauenen Grabkammern.

Dort lagen in buntem Durcheinander die Geschlechter, die seit Jahrhunderten das Volk Gottes verkörpert hatten.

Ach, wie tief war es nun gesunken, dieses von Jehovah so bevorzugte Volk, das so herrliche Zeiten der Macht und des Ruhmes gekannt hatte!

Auf der Stirne dieser Entarteten, die Jesus mit übertünchten Gräbern verglich, war das Ebenbild Gottes nahezu gänzlich verwischt.

Ach, das große Verbrechen stand bevor, und damit sollte dieses Volk das Maß seiner Freveltaten voll machen. Es sollte seine Trennung von Gott vollziehen und eben dadurch auch seinen endgültigen Ruin besiegeln. Um den Abgrund, in den es bereits heruntersank, noch zu vertiefen, war es gewillt jenen zu töten, den Gott ihm nach zweitausendjährigem Harren als Retter gesandt hatte.

Bei diesem Anblick verdunkelte sich das Antlitz des Meisters; doch plötzlich heiterte es sich für kurze Zeit wieder auf; denn in dem Totenfelde, das vor seinen Augen lag, schlummerten auch die Gerechten, deren Gräber sich am folgenden Tage öffnen sollten.

Ja, morgen werden mehrere von denen, die seit Jahrhunderten dort ruhen, den Schrei vernehmen, den er von seinem Kreuze herab ausstoßen wird, und lebend werden sie sich vom Schlafe des Todes erheben!

Es mochte ungefähr halb elf Uhr sein, als der Meister mit seinen Jüngern im Garten Gethsemani anlangte. Gethsemani war eine Ölbaumpflanzung, die von einer schon bedenkliche Spuren des Verfalles zeigenden Steinmauer, an welcher Weinreben emporrankten, nur mangelhaft eingefriedigt war. Vielleicht bildete dieser Garten einen Teil des alten Paradieses. Wo die Sünde ihren Anfang genommen, mußten auch Sühnung und Erlösung beginnen. Wo der Todeskeim aufgegangen war, mußte auch der Keim des Lebens sich entfalten. Der hebräische Name bedeutete soviel als Ölkelter. Diesen hatte er ohne Zweifel von einer dort befindlichen Vorrichtung zum Auspressen der Oliven.

Aber in jener schrecklichen Nacht sollte der Menschensohn die Frucht des Ölbaumes ersetzen, und unter der Kelter der Schmerzen sollte er sein erstes Blut vergießen, um diesen von der ersten Sünde entweihten und beschmutzten Boden abzuwaschen.

Über dem Ölberge zog der Mond ruhig und heiter seine Himmelsbahn hinauf und ergoß sein marmorweißes Licht auf die großen Mauerflächen des Tempels, der Gethsemani gegenüber den Berg Moriah krönte.

Jesus wußte was kommen sollte. Schon sah er es. Aber die Apostel, voller Unruhe und Traurigkeit, gingen einer dunklen Zukunft entgegen. Alles hatte der Meister ihnen vorausgesagt; umsonst! Sie hielten es für unmöglich, eben weil es so unsagbar schmerzlich war. Dennoch hatten sich ihrer düstere Vorahnungen bemächtigt, und sie fühlten, wie ein schaurig schreckliches Geheimnis über ihnen schwebte.

Aber ihr Jesus, war er nicht allmächtig? Er, der dem Meere geboten, die Teufel vertrieben, die Gräber geöffnet, die Toten zum Leben erweckt hatte, konnte er nicht auch Ereignissen gebieten?

Ach, in dieser schrecklichen Nacht fühlte man neben seiner göttlichen Kraft noch eine andere, die ihr überlegen schien. Unerforschliches Geheimnis! Gott war die Schwachheit geworden! Wie hätten das die Apostel begreifen können? Wie konnte die Allmacht zur Ohnmacht werden?

* * *

Plötzlich wurde Jesus von Schrecken erfaßt.

Auf dem Lebensmeere hatte er Schiffbruch gelitten, und nackt und verlassen hatten die Wogen ihn ans Ufer gespült. Und siehe da, eine andere Woge, eine Woge von Blut kam heran, um ihn unter sich zu begraben. Er sah, wie sie anschwoll, sich aufbäumte und sich über ihn stürzen wollte. Und zitternd fiel er auf seine Kniee und schrie laut zum Himmel empor.

Aber der Himmel gab keine Antwort.

Und dann; was für Schreckensvisionen gingen an seinem Geiste vorüber?

Was für Bilder entrollten vor ihm die unzähligen und ekelhaften Greuel der menschlichen Sünden?

Was für seelische Qualen triumphierten so gänzlich über seine physischen Kräfte, daß sie ihn bis an den Rand des Todes führten, in einer Todesangst, die ihn als Leichnam dahingestreckt hätte, wenn nicht ein Engel vom Himmel gekommen wäre, um ihn zu stärken?

Diese Fragen lassen sich nicht beantworten; es sind ebenso viele Geheimnisse, die der menschlichen Sprache spotten.

Die geheimnisvolle Stunde der Todesangst ist die erste der Leidensstunden, und offenbar war sie von allen die schrecklichste. Am folgenden Tage sollte Jesus die grausamen Martern der Geißelung und der Kreuzigung erdulden, ohne auch nur einen Schein von Schwäche zu verraten. Vom Kreuze herab wird sein Blut aus allen Gliedern seines Leibes zur Erde rinnen; er wird dem letzten Atemzuge nahe sein, und dennoch wird er ruhig, geduldig, sich dessen, was um ihn vorgeht, bewußt bleiben. Er wird die Lästerungen seiner Henker vernehmen und für sie um Verzeihung bitten. Den guten Schächer wird er anhören und ihn begnadigen. Er wird sich an seinen Vater, an seine Mutter, an seinen Lieblingsjünger wenden.

Endlich, bis zu seinem letzten Aufschrei wird er vollkommene Selbstbeherrschung und die Fülle seiner Kraft bewahren. Wie ist es aber so ganz anders in der ersten Stunde seines Leidens! Und dennoch ist seine Gesundheit keineswegs erschüttert, noch keinen einzigen Blutstropfen hat er verloren; nichts hat bisher seine Körperkräfte geschwächt. Das Leiden steht noch erst bevor.

Wie kommt es, daß dieser Mensch, der dem Meere, der Krankheit und dem Tode gebot, trotzdem so plötzlich von einer unerklärlichen Schwäche befallen wird? Anscheinend

besitzt er die Fülle seiner Kräfte und doch leidet er Todesangst; er bebt und zittert, er fällt auf sein Antlitz, und aus allen seinen Poren dringt blutiger Schweiß hervor.

Was für ein Geheimnis des Leidens, das alle menschlichen Kräfte übersteigt, ist es, dem wir hier gegenüber stehen? Hat der Mantel der Sünde, den Jesus als Opferlamm angezogen hat, bei ihm dieselben Wirkungen, wie das Nessusgewand bei Herkules? Dringen die unzähligen Missetaten, die er sühnen will, wie ebenso viele Pfeile in sein heiliges Fleisch?

Auf alle diese Fragen vermag der menschliche Geist keine befriedigende Antwort zu erteilen.

Eines scheint jedoch sicher, daß die Qualen der Todesangst schrecklicher waren, als die der Geißelung und der Kreuzigung. Warum?

Vielleicht weil seelisches Leiden größer ist als körperliches, und weil es zur Vollkommenheit des leidenden Wesens im Verhältnis steht. Vielleicht auch weil die Schergen des Prätoriums und des Kalvarienberges Menschen waren, während Gott selbst es war, der im Ölgarten seiner unerbittlichen Gerechtigkeit Genugtuung verschaffte. Und was er strafte, war die Menge der menschlichen Sünden, die sich herausfordernd gegen ihn aufbäumte wie eine ungeheure Pyramide von Haß, deren Grundfläche so groß war als die Erde, und deren Spitze den Himmel berührte.

Was nach menschlichem Ermessen die Todesangst noch hätte vermehren sollen, machte ihr in Wirklichkeit ein Ende, die Ankunft des Judas.

Jesus betete noch, als er einen Troß herannahen hörte. Er sah die schwarzen Gestalten, mit ihren Schwertern, Knüt-

teln und Laternen. Fürwahr, eine durchaus überflüssige Zurüstung. Denn Jener, den sie gefangen nehmen wollten, hatte keineswegs die Absicht, sich zu verbergen oder sich zu verteidigen.

Er weckte seine Apostel mit den Worten: „Steht auf, laßt uns gehen! Mein Verräter ist nahe." Noch einige wenige Augenblicke und er war gefangen genommen und gefesselt, und willig folgte er der Rotte, die auf demselben Wege, den sie gekommen war, zurückkehrte, während die Apostel vor Schrecken nach allen Richtungen entflohen.

Es war Mitternacht. Die Strahlen des Vollmonds, der eben den Zenith erreicht hatte, drangen bis auf den Grund der Schlucht, wo sich der Cedronbach als schmaler Streifen in die Tiefe hinabschlängelte. Blendendweiß erglänzten auf dem Berge Moriah die Tempelhallen mit ihren langen, harmonischen Säulenhallen im Widerschein des Mondlichtes.

Die römische Kohorte schien dem Gefangenen, der seine Kräfte wiedererlangt hatte und festen Schrittes den Sion hinanstieg, das Geleite zu geben.

Fortan war er allein. Seit drei Jahren hatten seine Jünger ihn getreulich begleitet. Das war nun vorbei. Die Familie war zerstreut, und ihr Haupt lieferte sich selbst der Bosheit seiner Feinde aus.

Ganz mit Unrecht befürchteten diese einen Kampf mit dem Gegner, der bis dahin ihre Macht und ihr Ansehen untergraben hatte.

Aber der Kampf hatte fortan keinen Zweck mehr. Das Haupt der neuen Religion war nur mehr noch das Lamm Gottes, das freiwillige Schlachtopfer, das entschlossen war, keinen Widerstand zu leisten und geduldig seiner Verurteilung

entgegensah. Als der Troß mit seiner Beute im hohenpriesterlichen Palaste anlangte, verbarg sich der Mond. Düstere Wolken stiegen aus dem Jordantale auf und verhüllten sein rundes und heiteres Antlitz.

Eine kalte Brise, die den Asphaltgeruch des Toten Meeres mit sich führte, bog um den Berg des Ärgernisses und fing sich, den Cedronbach hinaufsteigend, im Tale Josaphat. Jerusalem schlief.

6. Vor dem Sanhedrin.

Es mochte gegen ein Uhr morgens sein, als Jesus vor dem ehemaligen Hohenpriester, dem siebenzigjährigen Annas, erschien, dessen Familie die hohepriesterliche Würde seit nahezu einem halben Jahrhundert innehatte.

Unter Herodes dem Großen – er hatte den blutdürstigen Instinkten dieses Tyrannen geschmeichelt – ernannt, war er von Valerius Gratus, dem Amtsvorgänger des Pontius Pilatus wieder abgesetzt worden. Aber seine Söhne waren ihm nacheinander nachgefolgt, und nun war es sein Schwiegersohn, der die höchste priesterliche Würde bekleidete.

Aber noch immer war das alte Familienhaupt der führende Geist der Synagoge; ihn schmückte der Nimbus der Amtsgewalt, wenn er auch von Rechts wegen deren Funktionen nicht ausübte.

Der ehrgeizige, herrschsüchtige und übelwollende Greis gehörte der sadduzäischen Partei an.

Der Palast, den er mit seinem Schwiegersohne bewohnte, lag auf dem Berge Sion, nur einige Schritt vom Cönaculum entfernt.

Es war ein dreiteiliges Gebäude, das einen geräumigen Innenhof umschloß. Den im Hintergrunde gelegenen Bau bewohnte Annas selbst; seinem Schwiegersohne Kaiphas war der rechte Flügel überlassen, während der linke die Dienerschaft beider Familien beherbergte.

Die Nacht war kalt, und ein mächtiges Feuer loderte inmitten des Hofes. Dort blieben die von Judas befehligten Troßknechte, die römischen Soldaten und die Neugierigen zurück, während Jesus in die Wohnung des von Schergen und Leviten umgebenen Annas geführt wurde.

Mit welchem Rechte maßte dieser seit vierzehn Jahren seines Amtes enthobene Hohepriester sich an, das Verfahren gegen den Galiläer einzuleiten? Und wie konnte er es wagen, mitten in der Nacht eine Gerichtssitzung anzuberaumen, da dies im mosaischen Gesetze doch ausdrücklich verboten war.

Nun, der alte, haßerfüllte Fanatiker schmeichelte sich mit der Hoffnung, dem Angeklagten in einem Verhör Geständnisse zu entlocken, wodurch es ihm ermöglicht würde, den noch zu wenig bestimmten Anschuldigungen, die er mit seinem Schwiegersohne vorzubringen gedachte, eine greifbare Unterlage zu geben.

Was die Beweggründe seines Hasses anbelangt, so waren sie von verschiedenster Art; sie lassen sich aber dahin zusammenfassen, daß die Religion, wie der junge Neuerer sie predigte, nicht nur die Macht und das Ansehen seiner Familie vernichtete, sondern auch die Quelle ihrer Einkünfte zum Versiegen brachte.

Hatte er nicht vor kurzem noch die Händler und Wechsler aus dem Tempel wie aus seinem Eigentum vertrieben?

Wie jeder Angeklagte, der vor einem ordentlichen Gerichte erscheinen muß, so hatte auch Jesus ein Recht darauf, daß man ihm mitteilte, warum er verhaftet worden sei, und welche Beschuldigungen gegen ihn vorlägen.

So verstand Annas die Rechtspflege allerdings nicht; und ohne dem verhaßten Galiläer von den gegen ihn erhobenen Anklagen Kenntnis zu geben, suchte er ihn zu einer Darlegung seiner Lehre und zu Angaben über die Vergangenheit seiner Jünger zu bewegen.

Da Jesus den Zweck und die Absicht dieses Verhörs erkannte, vereitelte er die schlau ersonnenen Kniffe des alten Heuchlers, indem er ihn nur dieser einen Antwort würdigte:

– „Ich habe öffentlich vor der Welt geredet; frage jene, die es gehört haben.“ Das wollte heißen: euch geziemt es wohl, bei Nacht und insgeheim zu handeln, und in der Finsternis eure verräterischen Anschläge zu verabreden und auszuführen; ich dagegen handle und rede bei hellem Tage und vor allem Volke.

Durch Verweigerung einer weiteren Antwort bedeutete Jesus auch dem gewesenen Hohenpriester, daß ihm keinerlei Gerichtsbarkeit mehr zustehe, da er das hohepriesterliche Amt nicht mehr ausübe.

Der alte Fuchs verstand die ganze Tragweite dieser Belehrung, und es scheint, daß er seine Rolle als Untersuchungsrichter nicht mehr weiter spielte.

Aber mit sträflicher Willfährigkeit gestattete er einem seiner Schergen, den Galiläer zur Erwiderung durch Schläge in das Antlitz zu mißhandeln und gab darauf Befehl, ihn dem Kaiphas vorzuführen.

Von den Schergen geführt, durchschritt Jesus den Hof und die darin versammelte, dicht gedrängte Menge.

Der Hohepriester saß auf einem erhöhten Platze und war von mehr als dreißig Mitgliedern des Sanhedrins umgeben. Eine Anzahl derselben, die er öfters im Tempel gesehen hatte, erkannte er wieder.

Ohne Trotz und ohne Furcht, bescheiden, würdevoll, sicheren und ruhigen Schrittes ging er an den Platz, den man ihm anwies, und wartete.

Von den Vorgängen bei Annas zweifellos unterrichtet, gaben sich Kaiphas und seine Amtskollegen den Anschein, ordnungsmäßiger zu verfahren.

Aber in Wahrheit war der Prozeß durchaus rechtswidrig eingeleitet. In ihrem verblendeten Hasse wollten sie sich dieses Mannes, der ihnen den Schlaf raubte, noch vor Beginn des hohen Festes entledigen, und hatten darum alle üblichen und vorgeschriebenen Formalitäten außer acht gelassen.

Beim Gerichtshofe war weder Anzeige erstattet noch Klage erhoben worden.

Man brachte nur einen Gefangenen, den man plötzlich, als sei er auf frischer Tat ertappt worden, festgenommen hatte; und obgleich das Gesetz alle Gerichtsverhandlungen zur Nachtzeit untersagte, leiteten diese ungerechten Richter das Verfahren ein, ohne die dem Vorgeführten zur Last gelegten Tatsachen in bestimmter Weise zum Ausdruck zu bringen, und ohne ihm davon Mitteilung zu machen.

Aber anstatt ihn selbst auszufragen, wie Annas getan hatte, riefen sie die Zeugen vor.

Und, großer Gott, was für Zeugen! Die allergemeinsten Verbrecher, die gedankenlos hersagten, was man ihnen zuvor

eingeprägt hatte. Allein trotz ihres guten Willens, und wie sehr es ihnen auch darauf ankam, sich den Priestern gefällig zu erweisen, sie waren nicht imstande, etwas Belastendes vorzubringen.

Endlich erhoben sich ihrer zwei mit der Beschuldigung, daß Jesus den Tempel zerstören wolle. Der eine behauptete, Jesus habe gesagt: „Ich werde den Tempel zerstören"; nach dem Zeugnis des anderen sollte er nur gesagt haben: „Ich kann den Tempel zerstören."

Das war ein Widerspruch in den Aussagen, der die Mitglieder des Sanhedrins in nicht geringe Verlegenheit brachte. Und da kein anderer Zeuge eine dieser beiden Behauptungen bestätigte, versuchte Kaiphas den Angeklagten zu einem Geständnis zu bewegen.

– „Hörst du nicht, redete er ihn an, was diese gegen dich bezeugen? Hast du nichts darauf zu erwidern?

Jesus hätte antworten können:

– Weder das eine noch das andere Zeugnis entspricht der Wahrheit. Ich habe weder gesagt: „ich werde" noch: „ich kann zerstören". Meinen Feinden gegenüber habe ich geäußert: „zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen".

Das war eine Voraussetzung, als hätte er gesagt: „wenn ihr diesen Tempel zerstöret, so werde ich ihn in drei Tagen wieder aufbauen".

„– Mit diesem Tempel, hätte der Angeklagte hinzufügen können, habe ich meinen eigenen Leib bezeichnet, den ihr ja in der Tat zerstören wollt, und den ich in drei Tagen wieder aufbauen werde."

Aber wozu diesen Richtern, deren Gewissen wie ein Buch

vor ihm offen lag, eine Antwort geben, die sie doch nicht hätten verstehen wollen?

Ruhig und gelassen schaute er Kaiphas an, ohne ihm auch nur eine Silbe zu erwidern.

Erbittert und verlegen zugleich, wußte Kaiphas nicht mehr, was er anfangen sollte. Verharrte der Gefangene bei seinem Schweigen, welchen Beweis konnte er dann gegen ihn ausspielen?

Doch siehe, plötzlich kam der Geist des Bösen ihm zu Hilfe und flüsterte ihm ein Mittel zu, das nicht nur die Lage klären mußte, sondern auch, wie er meinte, eine ganz überraschende Wendung bringen würde: der Angeklagte sollte von seiner vorgeblichen Gottheit selbst Zeugnis ablegen.

In hastiger Bewegung trat er an den Gefangenen heran, und die Rechte gen Himmel erhoben forderte er ihn auf mit den Worten: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, sage uns, ob du Christus, der Sohn Gottes, bist!"

Der Streich war trefflich geführt, und Jesus begriff, daß es seinen Todesstreich bedeutete.

Niemand kannte besser als er die Bestimmung des mosaischen Gesetzes, wonach ein jeder, der sich für Gott ausgab, des Todes schuldig war.

Wenn er Kaiphas antwortete: „Ich bin es", so wußte er wohl, daß er sein eigenes Todesurteil aussprach. Aber er konnte, er durfte nicht schweigen. Diese Frage durfte nicht unbeantwortet bleiben.

Um dieses große Wort auszusprechen, war er in die Welt gekommen, und um den Tod zu erleiden, den es ihm einbringen würde, hatte er sich mit unserem Fleische bekleidet.

Er wußte auch, ohne Zweifel, daß weder Kaiphas noch die anderen Richter seinem Worte glauben würden. Aber nicht ihnen sollte es in Wirklichkeit gelten, sondern allen aufrichtig Gesinnten, allen Gutgewillten; es sollte vernommen werden von allen künftigen Zeiten und von allen Völkern der Welt.

Er zögerte darum auch nicht einen Augenblick, und seine Richter scharf ansehend, antwortete er ohne Prahlerei und ohne Furcht, in ernstem und ruhigem Tone, wie es göttlichen Worten geziemt: „Ich bin es."

Und um seiner an sich schon so klaren Antwort noch mehr Nachdruck zu verleihen, eignete er sich den Ausspruch an, den der Prophet Daniel auf den Messias bezieht, indem er hinzufügte: „Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten der Macht Gottes sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen."

Außer sich vor Entsetzen über diese Antwort, zerriß Kaiphas seine Kleider und rief aus: „Ihr seid alle Zeugen der schrecklichen Lästerung! Er ist des Todes schuldig!"

Und die anwesenden Sanhedriten wiederholten wie aus einem Munde: „Er ist des Todes schuldig!"

Aber mit dieser Erklärung war es nicht genug. Nur dem Landpfleger allein stand es zu, die Todesstrafe zu verhängen. Und übrigens war es noch mitten in der Nacht; um ihrem Urteil wenigstens den Schein der Gesetzlichkeit zu sichern, mußte es bei Tage, in einer ordentlichen Sitzung des Sanhedrins, wiederholt werden.

Kaiphas, der auf seinen Erfolg stolz sein konnte, gab bis dahin den Angeklagten dem Gespötte und den Schmähungen der rohen Menge preis.

Zwischen seiner Ungerechtigkeit und der vollkommenen Unschuld Jesu, zwischen seinem grimmigen Hasse und der unwandelbaren Sanftmut seines Gefangenen, zwischen seiner Niederträchtigkeit und dem edlen Benehmen des Angeklagten trat ein so schreiender Gegensatz zutage, daß eine längere Unterredung mit seinem Opfer ihm unerträglich geworden wäre.

Und um dieses Opfer, das ihm als lebendiger Vorwurf erschien, zu strafen und zu verdemütigen, überließ er es der verbrecherischen Rotte seiner Palastwachen.

Bis zum Morgen mußte Jesus namenlosen Spott und Hohn über sich ergehen lassen.

* * *

In jener schrecklichen Nacht schlief indes Kaiphas ebensowenig als der göttliche Dulder; denn schon bei Tagesanbruch wollte er eine vollzählige Sitzung des Sanhedrins abhalten, um, womöglich, für sein ungerechtes Vorgehen die gesetzliche Anerkennung nachzusuchen. So berief er in aller Eile, noch während der Nacht, die in Jerusalem zerstreut wohnenden Mitglieder des hohen Gerichtshofes.

In früherer Zeit fanden die Plenarsitzungen des Sanhedrins, besonders wo es um Entscheidungen über Leben und Tod ging, in der beim Tempel gelegenen Rotunde statt, aber seit drei Jahren tagte die hohe Körperschaft dort nicht mehr, da ihr das Recht, die Todesstrafe zu verhängen, entzogen war.

Die Sanhedriten versammelten sich also auch jetzt wieder, und zwar gleich bei Tagesanbruch, im Hause des Kaiphas.

Nikodemus, Joseph von Arimathäa und Gamaliel der Ältere nahmen an dieser Sitzung nicht teil, weil sie an dem großen Verbrechen, das man zu begehen im Begriffe stand,

keine Mitschuld haben wollten, und weil sie wußten, daß ihre Gegenwart und ihr Widerspruch es doch nicht verhindern könnten.

Bereits in früheren Sitzungen, als es sich darum handelte, Jesus wegen seiner Lehrtätigkeit zur Verantwortung zu ziehen, waren sie zu dessen Gunsten aufgetreten. Aber sie hatten nichts damit erreicht.

Gewiß, es wäre hochherziger gewesen, wenn sie auch jetzt durch ihre Worte sowohl als durch ihre Abstimmung gegen das schreiende Unrecht protestiert hätten. Aber ihr Glaube war noch schwankend, und ihr Mut war keineswegs auf der Höhe der Umstände.

Kaiphas hatte wohlweislich Sorge getragen, den Sanhedriten, die der nächtlichen Sitzung nicht beigewohnt hatten, die schlau erdachte und feierliche Frage, die er an Jesus gerichtet hatte, und die (seines Erachtens) blasphematorische Antwort des Gefangenen zur Kenntnis zu bringen. Auch hatte er ihnen gesagt, daß seine Kollegen, wie er selbst, ihn daraufhin des Todes schuldig erklärt hätten.

Man beobachtete also das nämliche Verfahren: Kaiphas forderte Jesus auf und beschwor ihn beim Namen des lebendigen Gottes, zu sagen, ob er wirklich der Messias sei.

Einige Stunden zuvor hatte Jesus geantwortet: „Ich bin es." Und nicht allein hatte man ihm nicht geglaubt, man hatte auch ausgerufen: er lästert Gott; er ist des Todes schuldig. Und diese nämliche Lästerung wollte Kaiphas ihn jetzt wiederholen lassen.

Würdevoll und ruhig antwortete Jesus: „Wenn ich es euch sage, werdet ihr mir nicht glauben; wenn ich aber euch frage, werdet ihr mir nicht antworten, noch mich frei lassen.

Von nun an aber (d. h. nachdem ihr ihn dem Tode werdet überliefert haben) wird der Menschensohn sitzen zur Rechten der Kraft Gottes."

— Du bist also der Sohn Gottes? versetzte Kaiphas. Und Jesus erwiderte: „Du sagst es, ich bin es."

Die von den Sanhedriten erwartete und erwünschte Lästerung war somit in Gegenwart aller wiederholt, und insgesamt beeilten sie sich, ein neues Urteil zu fällen.

Bis dahin ging alles gut und schnell und nach Wunsch der Führer der Priesterschaft vonstatten; aber ihrem Erkenntnis mußte das Todesurteil folgen, das allein der römische Prokurator aussprechen konnte; und man durfte wohl mit Grund befürchten, daß der Stellvertreter des Kaisers Schwierigkeiten machen würde.

Die Feinde Jesu sahen wohl voraus, daß sie hier gerade mit aller Schlauheit würden zu Werke gehen müssen, um zum erwünschten Ziele zu gelangen.

Konnte man zunächst erwarten, daß Pilatus, gestützt auf den Levitikus, Jesus zum Tode verurteilen würde, weil er sich für den Sohn Gottes ausgab? Keineswegs, denn einem Heiden war der Levitikus vollkommen gleichgültig, und allem Anscheine nach würde Pilatus nicht zögern, sich über das mosaische Gesetz hinwegzusetzen. Verpflichtend für die Juden, war es für die Römer nichts weiter als ein geschichtliches Dokument.

Vor Pilatus mußten somit andere Gründe geltend gemacht werden; es galt, die Anklage womöglich auf politisches Gebiet hinüberzuspielen.

Um ein Erkenntnis des hohen Rates zu erwirken, hatte man das religiöse Gebiet nicht verlassen dürfen. Denn hätte

man Jesus nicht der Gotteslästerung bezichtigt, sondern nur als Aufwiegler gegen die römische Herrschaft hingestellt, so hätten manche Sanhedriten wohl entgegnen können: „desto besser, lassen wir ihn gewähren."

Beim Gerichtshofe des Landpflegers dagegen würde eine solche Beschuldigung aller Voraussicht nach Anklang finden; man müsse nur klug sein und energisch, nötigenfalls mit Drohungen und Volkskundgebungen vorgehen, dann werde sicherlich ein Todesurteil erfolgen. Jesus wurde also vor den Landpfleger geschleppt.

7. Das Ende des Verräters.

Die Nacht vom 7. April 783 a. u. c. war schrecklich, nicht nur für Jesus, sondern auch für seinen treulosen Jünger. Die Bestrafung des Schuldigen und das Opfer des Unschuldigen fanden am nämlichen Datum, fast zur nämlichen Stunde statt.

Judas ist der Typus des schlechten Priesters geworden, und alle Apostaten aller Zeiten sind ihm mehr oder weniger ähnlich gewesen.

Er war von den großen Leidenschaften beherrscht, die so viele Menschen ins Verderben stürzen: vom Ehrgeiz, von der Geldgier, und von der Wollust vielleicht, obschon die Evangelien sich darüber ausschweigen.

Bei seinem Entschluß, Jesus nachzufolgen, hatte er nicht der Stimme seines Gewissens gehorcht, sondern den Einflüsterungen seines Ehrgeizes und seiner unersättlichen Habsucht.

Wie die meisten Juden sagte er sich: Wenn Jesus der Messias ist, wird er das Reich Israel wieder aufrichten und seinen Anhängern einträgliche und ehrenvolle Ämter verleihen.

Wenn er mit den ersten Jüngern anzuknüpfen suchte, sich durch ihre Vermittelung dem Meister empfehlen ließ und der kleinen Gemeinschaft seine Dienste als Verwalter des gemeinsamen Beutels anbot, so war es nur, weil er es auf die Spenden abgesehen hatte, die dem Propheten seitens edelgesinnter Freunde zuflossen.

Er ist der Patron aller ungerechten Verwalter, die schlau genug sind, Hab und Gut ihrer Dienstherren zum eigenen Vorteil auszubeuten.

Die übrigen Jünger hatten ohne Zweifel verschiedene seiner betrügerischen Kniffe entdeckt, da er von den Evangelisten als Dieb bezeichnet wird.

Jesus wußte alles, und oft mußte er Judas wegen seines schlechten Verhaltens zur Rede stellen; er wollte ihn jedoch nicht seines Amtes entheben, sei es, um seine Ehre zu schonen, sei es auch, um jeglichen Vorwand der Untreue und des Verrates fernzuhalten.

Der treulose Apostel kam indes allmählich zur Überzeugung, daß seine ehrgeizigen und habsüchtigen Pläne sich niemals verwirklichen würden, wenn sein Meister selbst auch fortan noch Ehren und Reichtum fliehen würde.

Und darüber konnte er sich keiner Täuschung mehr hingeben. Der Prophet hatte deutlich genug gesprochen: In seinem Reiche hatten die Jünger nur Armut, Verdemütigungen, Leiden und Tod zu erwarten.

In den Augen eines Judas war es nur mehr noch ein falsches Reich, das er Träumern überlassen wollte. Im feindlichen Lager jedoch, bei der reichen und mächtigen Priesterschaft, würde seine Zukunft sich vorteilhafter gestalten.

Da hatte man für Überläufer und Verräter Gold in Fülle! Und ein solcher war Judas; und doch war er kein Ungeheuer, kein Wesen, das sich ganz außerhalb der Art gestellt hätte. Nur folgte er den verderbten Neigungen der menschlichen Natur und den Einflüsterungen Satans. Gar viele Menschen denken und handeln wie er, in weniger wichtigen Angelegenheiten, und zuweilen selbst, ohne sich dessen ganz bewußt zu werden.

Nach und nach vermochte der Geist des Bösen tiefer in seine Seele einzudringen, und zuletzt stellte er ihm die Auslieferung seines Meisters als befreiende Tat vor Augen.

Nun diente er bereits drei Jahre, doch Nutzen hatte er davon nicht gehabt. Des elenden Nomadenlebens war er endlich überdrüssig; es schien ihm recht und billig, auch einmal an seine Zukunft zu denken.

Die Vorsteher der Priesterschaft würden seine Dienste besser entlohnen und später gewiß in der Lage sein, ihm einen einträglichen Posten zu verleihen.

Und übrigens, so flüsterte der Geist des Bösen ihm noch zu, würde Jesus, der große Wundertäter, den Händen seiner Feinde zu entkommen wissen; dann hatte seine Auslieferung ja keine weitere Bedeutung.

Aber einmal vollbracht, erschien ihm das Verbrechen plötzlich in seiner ganzen, ungeheuerlichen Gestalt. Der Teufel hielt ihm die unermeßliche Ruchlosigkeit vor Augen, und er erkannte sich selbst als undankbares und nichtswürdiges Scheusal. Nun hatte er ihn verraten, den so guten, so sanftmütigen, so barmherzigen Meister, der ihm immer wieder Diebstahl und Veruntreuung verziehen hatte! Nun hatte er ihn verraten und für dreißig Silberlinge verkauft, diesen

von der Natur und der Gnade so bevorzugten Mann, wie es keinen anderen gab, dieses Wunder der Liebe, Weisheit und Macht, dessen Wohltaten man nicht zu zählen vermochte!

Welche Schmach und welche Schande!

Namenlose Verzweiflung erfaßte sein ganzes Wesen; und alle seine Pläne, alle seine Träume wichen in seinem Geiste vor der einen Wahnvorstellung des Selbstmordes zurück.

Das Geld, das er wie einen Gott angebetet hatte, der Lohn für seinen Verrat, glühte ihm in den Händen. Unter der Last der dreißig Silberlinge, die ihm Entsetzen einflößten, sank er zusammen.

Er lief zur Wohnung des Kaiphas, wo die Sanhedriten soeben die Verurteilung Jesu endgültig ausgesprochen hatten. Die einflußreichsten Ratsherren waren noch im Gerichtssaale anwesend, und er rief ihnen zu: „Ich habe unschuldiges Blut verraten, hier sind eure dreißig Silberlinge."

Mit Verachtung stießen sie den Verräter, den sie nicht mehr nötig hatten, zurück, und fluchend und Verwünschungen ausstoßend verließ er den Saal.

Ein Troß Soldaten und die feigen Knechte des Hohenpriesters schleppten Jesus zum Palaste des Landpflegers. Er folgte ihnen und wollte sich seinem Opfer nähern, um noch einmal das erhabene Antlitz zu betrachten. Das rohe Gesindel stieß ihn unbarmherzig zurück.

In ängstlicher Hast eilte er zum Tempel und warf den Verräterlohn auf das Pflaster des Vorhofes.

Dann stieg er ohne sich aufzuhalten noch sich umzuschauen in das Cedrontal hinab.

Beim Garten Gethsemani begegnete er Petrus, der sich in der ersten Erregung auf ihn stürzen wollte. Er brauchte

sich indes nicht zu verteidigen, denn sogleich wandte Petrus sich ab und schlug einen kleinen Pfad ein, der zum Tempel hinaufführte.

Vor Ermüdung, Schmerz und Scham ganz erschöpft, ließ sich Judas einen Augenblick auf die Marmorstufen des Grabes Absaloms nieder und versenkte sich in Gedanken.

Wie er, so hatte auch der Sohn Davids seinen Vater und König verraten und sich zu dessen Tod verschworen. Aber Jehovah hatte ihn gestraft, und kurz darauf hatte man ihn in der Nähe des Cedronbaches, an den Zweigen einer Terebinthe hängend, aufgefunden.

Ein Wurzelschößling jenes Baumes war an der nämlichen Stelle wieder herangewachsen, die sogenannte Terebinthe Absaloms.

Judas schauerte am ganzen Leibe. Es war kalt, und die Sonne, eben erst aufgegangen, verbarg sich hinter dem Ölberge. In diesem Augenblick steht der Meister vor Pilatus, sagte sich Judas, und vielleicht ist sein Todesurteil bereits gesprochen. Er erhob sich und stieg langsam den Berg Sion hinauf. Am steilen Absturz zur Gehennaschlucht angelangt, hielt er inne und schaute in die Tiefe.

Dort unten stand ehemals die eherne Statue Molochs, dem man blutige Opfer, sogar Menschenopfer darbrachte. Die Statue war verschwunden, aber der Abgrund hatte sein düsteres Gepräge bewahrt, das zum Selbstmord zu bereden schien.

Einen Augenblick wandelte den Verräter die Versuchung an, sich in die Tiefe zu stürzen; doch nein; er setzte seinen Aufstieg fort, und nachdem er die Höhe des Berges erreicht hatte, wandte er sich wiederum abwärts in südlicher Richtung. Bald war das Hinnomtal durchschritten; auf dem

Felde eines Töpfers, das er für seinen Verräterlohn hatte erstehen wollen, um sich daselbst ein Haus zu bauen, machte er halt. Von dem schattigen Garten, der einst dort gestanden hatte, war noch eine große Sykomore mit hochragenden, langen Ästen stehen geblieben. Judas ließ sich am Fuße des uralten Baumes nieder, stützte sein Haupt in beide Hände und bemühte sich, seine Gedanken zu sammeln.

Die Erinnerungen aus der Kindheit stürmten auf seine Seele ein. Kerioth tauchte wieder vor ihm auf, das so friedliche, im grünen Schmuck der Natur prangende Heimatsdörfchen in der Nähe von Samaria.

Sollte es nicht mehr möglich sein, dorthin zurückzukehren, alles zu vergessen, und daselbst ein verborgenes Leben zu führen?

Ach, nein! Für ihn würde es keinen Frieden mehr geben, und zu vergessen würde ihm unmöglich sein. Satan, der sich bereits seiner Seele bemächtigt hatte, zeigte ihm von neuem die ganze Scheußlichkeit seines Verbrechens, das in aller Welt würde verkündigt werden und für alle Zukunft die Abtrünnigen und Verräter mit seinem Namen brandmarken würde.

Wozu noch weiter zögern? Er sprang auf, nahm seinen Gürtel und erhängte sich an einem Aste der Sykomore.

Im nämlichen Augenblick, da Jesus vor dem Richterstuhle des Pilatus zum Tode verurteilt wurde, erschien Judas vor dem Richterstuhle Gottes des Vaters.

Und sein fluchwürdiger Traum ging in Erfüllung: für seine dreißig Silberlinge kaufte man das Feld des Töpfers, und am Fuße der Sykomore, die ihm zum Galgen geworden war, bereitete man ihm sein Grab.

8. Vor Pilatus.

Pilatus war ein römischer Ritter. Er besaß den Stolz seiner Standesklasse und die Gewalttätigkeit seiner Rasse.

Dem jungen Propheten war er keineswegs abgeneigt; das gehässige Treiben der Juden machte ihm denselben eher noch sympathisch.

Denn er verabscheute die Juden, und hätte Rom es gutgeheißen, gerne würde er ihnen seine strenge Hand haben fühlen lassen.

Dreimal bereits hatte er den Versuch gemacht, ihnen das auferlegte Joch zu erschweren und sie mit eisernem Zepter zu regieren, aber Rom hatte sein Vorgehen mißbilligt.

Das hatte ihn nicht nur vorsichtiger, sondern auch schwach und furchtsam gemacht. Die Gärungen, die sich bei so manchen Gelegenheiten im Judenvolke bemerkbar machten, flößten ihm einen wahren Schrecken ein. Er hatte die Pflicht, sie zu unterdrücken, um nicht beim Kaiser in Ungnade zu fallen; unterdrückte er sie aber, so gab er Anlaß zur Unzufriedenheit, und man beeilte sich, in Rom gegen ihn vorstellig zu werden und seine Abberufung zu verlangen.

Nun fehlte es aber in Rom nicht an Bewerbern, die ihn gerne von seinem Posten abgelöst hätten, und alle Ränke und Schliche, die man in den Dienst ehrgeiziger Pläne stellte, waren ihm nur allzu gut bekannt, hatte er sich doch selbst ihrer bedient.

Trotz seiner Verachtung für die Juden, fürchtete er also dennoch, sie zu reizen, weil ihre Anklagen ihm gefährlich werden konnten.

Von den weiten Räumen der Burg Antonia diente einer

als Audienzsaal. Dort war es, wo Jesus dem Landpfleger vorgeführt wurde.

Die Juden durften nicht bis dahin vordringen; denn das Betreten eines heidnischen Hauses galt ihnen als Verunreinigung.

So erschien denn Jesus allein zwischen zwei Palastwachen vor Pilatus, der auf einer Art Thronsessel, dem Sinnbild der römischen Oberhoheit, Platz genommen hatte.

Pilatus hatte schon längst von Jesus gehört, aber er hatte ihn noch kein einzig s Mal gesehen. Er betrachtete ihn aufmerksam und war nicht wenig erstaunt über seine vornehme Haltung und seine edlen und schönen Gesichtszüge. Alles an ihm atmete Würde und Ruhe des Gewissens.

Jesus blickte den Landpfleger lange und forschend an; dann schlug er seine Augen nieder und schien in Nachdenken versunken.

In Gegenwart dieses Angeklagten, der mit Ketten beladen vor ihm stand, und dessen edles Benehmen geistige Überlegenheit verriet, fühlte sich Pilatus von Mitleid ergriffen.

Er stand auf und begab sich unter den Portikus, vor dessen Stufen die Sanhedriten sich an der Spitze des Volkes aufgestellt hatten.

– Welche Klage bringt ihr wider diesen Mann vor? fragte er mit lauter Stimme.

Kaiphas, der im Namen der Sanhedriten das Wort führte, entgegnete in hochmütigem Tone:

– Wenn er nicht ein Verbrecher wäre, hätten wir ihn dir nicht überliefert.

Das wollte heißen: es ist nicht deine Sache, nach der Missetat zu forschen, die er begangen hat. Genug, wir

haben ihn ja für schuldig befunden, du hast nur das Todesurteil zu bestätigen und vollziehen zu lassen.

Konnte man das hohe Amt des Landpflegers noch tiefer herabwürdigen? Er sollte die Rolle eines Henkers anstatt der eines Richters spielen.

Aber so verstand Pilatus, der im römischen Rechte bewandert war, die Rechtspflege durchaus nicht. Er war nicht willens jemand zu verurteilen, ohne zuvor den Tatbestand untersucht und den Angeklagten verhört zu haben.

Wollten aber die Juden anders vorgehen, so würde er ihnen seine Mitwirkung versagen.

Auch er schlug darum einen anmaßenden Ton an und erwiderte ihnen:

– Nehmt ihr ihn also hin und richtet ihn nach eurem Gesetze.

Diese Entgegnung, wodurch er alle Verantwortung von sich abwälzte, war zugleich ironisch und geschickt. Sie vereitelte den blutgierigen Anschlag der Sanhedriten und errettete Jesus vor dem Tode. Denn alles, was ihre Gesetze ihnen nach der Eroberung des Landes durch die Römer noch gestatteten, beschränkte sich einzig darauf, den Angeklagten für seine vorgebliche Gotteslästerung zur Geißelstrafe zu verurteilen.

Was sie jedoch beschlossen hatten und um jeden Preis erreichen wollten, war sein Tod, und nur der Landpfleger konnte das Todesurteil bestätigen und dessen Vollstreckung anordnen.

Da wurde Kaiphas noch kühner und enthüllte ohne weitere Verstellung die Absichten der Synagoge:

– Unser Gesetz? Aber du weißt doch, daß wir nicht mehr das Recht haben, jemand hinzurichten, und nur mit dem Tode dieses Menschen ist uns gedient.

Bereits einige Tage zuvor hatte Kaiphas, ohne die Wahrheit seiner Worte zu ahnen, den Ausspruch getan: es sei gut, wenn ein Mensch für das Heil des Volkes sterbe, und alle Sanhedriten wußten, daß nach dem römischen Gesetze die Todesstrafe durch Kreuzigung vollstreckt wurde.

Seltsame Verblendung dieser Menschen! Sie kannten zwar die Weissagungen, wollten aber nicht einsehen, daß sie an Jesus in Erfüllung gingen; ja sie selbst erfüllten sie buchstäblich, ohne es auch nur zu merken.

Das sahen sie wohl ein: um die Vollstr kung des Todesurteils durchzusetzen, mußten sie wenigstens zum Schein die Verhandlungen vor dem römischen Landpfleger wiederholen; denn offenbar war er nicht gewillt, dieses Urteil auszusprechen, bevor er die Ankläger sowohl als auch den Angeklagten gehört hätte.

Aber welche Beschuldigung würde Aussicht auf Erfolg haben? Das war die Frage.

Daß Jesus sich für den Sohn Gottes ausgegeben habe, würde dem Landpfleger aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich gleichgültig sein, und vielleicht würde er darauf entgegnen: Was kümmert das mich und den Kaiser?

Und doch war dies das einzige Verbrechen, das für die Synagoge von Belang war, weil es ihre Macht bedrohte.

Aber die Sanhedriten waren schlau genug, den römischen Prokurator nicht mit theologischen Erörterungen zu behelligen. Dadurch hätten sie die Verhandlungen in recht ungeschickter Weise erschwert, und zuletzt wäre ihnen die Partie noch verloren gegangen.

Um sich den Vertreter Roms günstig zu stimmen, mußten

sie die ganze Frage auf ein anderes Gebiet hinüberspielen; sie sagten also zu Pilatus:

– „Wir haben gefunden, daß dieser unser Volk verführt und wehrt dem Kaiser Steuer zu geben und sagt, er sei Christus, der König."

Diese Beschuldigung war schamlos erlogen, und die so zur Schau getragene Treue gegen die Obrigkeit nur freche Heuchelei.

Aber der Landpfleger konnte über eine derartige Anklage nicht stillschweigend hinwegsehen. Er war der berufene und bestellte Verteidiger der römischen Herrschaft. Sich als König ausgeben, bedeutete eine Empörung gegen den Kaiser, einen Hochverrat.

Die Anklage schien allerdings unbegründet; denn niemals hatte Jesus auf das politische Königtum in Israel Ansprüche erhoben; niemals hatte er die Bestimmungen des römischen Gesetzes übertreten, niemals sich geweigert, dem Kaiser Steuer zu entrichten, niemals das Volk aufgefordert, das römische Joch abzuschütteln; niemals hatte er einen politischen Aufstand ins Leben gerufen, niemals Verschwörungen gegen die Herrschaft des Kaisers angezettelt.

Aber schließlich war es doch eine bestimmte und förmliche Anklage; und der Landpfleger würde selbst des Verrates bezichtigt werden, wenn er sich weigerte, sie zur Kenntnis zu nehmen.

Er kehrte also in den Gerichtssaal zurück und befand sich dort wieder mit Jesus allein. Ein Blick auf den Angeklagten sagte ihm: auf die Königswürde kann dieser Mensch im Ernste doch keine Ansprüche erheben, und wenn ich ihn selbst darüber befrage, wird er mir antworten, eine solche

Anschuldigung sei geradezu lächerlich. Er ist zu verständig und zu ehrlich, als daß er mir eine andere Antwort geben könnte, und daraufhin werde ich ihn in Freiheit setzen. Ich werde ihn nicht einmal fragen, ob er König werden möchte, sondern nur, ob er König ist; und die Antwort, die er mir geben wird, kann nicht anders lauten als: Nein.

Von den Hohenpriestern aufgewiegelt, erhob der gehässige und ungestüme Pöbel draußen ein rasendes Geschrei. Der Lärm drang bis in den Gerichtssaal, so daß der Landpfleger Jesus näher zu sich herantreten ließ, um verstanden zu werden. Darauf richtete er an ihn die Frage: „Bist du wirklich der König der Juden?"

Die verneinende Antwort, die Pilatus erwartete, kam nicht; denn Jesus ist wirklich König, und er konnte nicht schlechthin antworten: Nein. In bezug auf weltliche Herrschaft war er nicht der König der Juden; aber auf geistlichem Gebiete ist er der König aller Völker.

Und gerade dies möchte Jesus seinem Richter zu verstehen geben; darum beginnt er damit, ihm das Wesen seines Königtums zu erklären: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, so würden wohl meine Diener kämpfen, daß ich nicht den Juden überliefert werde. Nun aber ist mein Reich nicht von hier."

Begriff der Landpfleger den Sinn dieser Worte, und erkannte er die wahre Eigenart des Königtums, wovon Jesus ihm sprach?

Es ist nicht wahrscheinlich; jedenfalls wollte er eine bestimmtere Antwort haben, vielleicht in der Hoffnung, jene Ableugnung zu vernehmen, die ihm ermöglicht hätte, den Angeklagten freizugeben.

– Du bist also König? fragte er ihn.

– Und Jesus, der das Wesen seines Königtums erklärt hatte, gab dem Prokurator diese Antwort, die zur Begründung seines Todesurteils dienen sollte:

„Du sagst es, ich bin ein König."

Und um die Wahrheit dieser Worte und die Wirklichkeit dieses Königtums von ganz neuer Art, woran Pilatus zu zweifeln schien, noch nachdrücklicher zu bekräftigen, machte Jesus ihm klar, daß er nicht lügen könne:

– „Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugnis gebe." Und er fügte hinzu: „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme." Das wollte heißen: Wenn du, Pilatus, mich nicht verstehst, so ist es nur, weil du nicht aus der Wahrheit bist.

Das vermochte der Landpfleger nicht zu begreifen. Die Wahrheit? Wer auf Erden kannte sie? Er selbst hatte sie gesucht in den Tagen seiner Jugend, als er noch kindlich glaubte. In den Werken der großen Weisen Griechenlands und seiner römischen Heimat hatte er sie studiert. Gelehrte Professoren hatten sich anheischig gemacht, ihn darin zu unterweisen, aber seine Studien und seine Lebenserfahrung hatten ihn zum Skeptizismus geführt.

Auch zuckte er die Achseln, als er die letzten Worte Jesu vernahm, und während ein bitteres Lächeln seinen Mund umspielte, sagte er: „Was ist Wahrheit?"

Nicht dem Angeklagten stellte er diese Frage, da er überzeugt war, daß weder dieser noch andere ihm sagen könnten, worin die Wahrheit bestehe. So brachte er vielmehr nur seinen allgemeinen Zweifel in Gestalt einer Frage zum Ausdruck; und was Jesus aus seiner Haltung und seinen Worten

entnehmen sollte, war dies: du bist ein einfältiger Mensc
und wenn die Wahrheit auch besteht, so gibt es doch ni
mand, der sie kennt.

Der Prokurator erhob sich und ging, die Hände a
dem Rücken, einige Minuten lang auf und ab. Er sa
keinen Ausweg. Gerne hätte er Jesus gerettet. Aber
wollte sich keine Verlegenheit bereiten und fürchtete sich da
um, die Juden zu reizen. Hätte er genaue Begriffe vo
Recht und Gerechtigkeit gehabt, er würde den Gefangene
freigegeben haben, ohne sich um die Folgen zu kümmer
Aber er war an erster Stelle auf seinen persönlichen Vorte
und seine ehrgeizigen Pläne bedacht, und keine Erwägunge
hätten ihn bestimmen können, seine Stellung und seine Zu
kunft aufs Spiel zu setzen. Er suchte nach verschiedene
Ausflüchten und wollte den Versuch machen, die Menge z
beschwichtigen. Er ging also hinaus und sagte zu den Ju
den: „Ich finde keine Schuld an ihm."

Diese Erklärung wurde mit Wutgeheul aufgenommen
und die Sanhedriten, die unten vor dem Portikus standen
protestierten und wiederholten ihre Beschuldigungen.

Da rief der Landpfleger Jesus heraus. Aber das Er
scheinen des Angeklagten entfesselte einen erneuten Wutausbruch

Von allen Seiten erhoben sich unter Schmäh- und Schimpf
worten Anschuldigungen jeglicher Art.

– „Er hat einen Teufel, er ist ein Übeltäter, ein Über
treter des Gesetzes, ein Verächter der mosaischen Vorschriften
und des Sabbats, ein Tempelschänder, ein Aufwiegler gegen
die geistliche Obrigkeit und die römische Herrschaft . . ."

All dies vermochte Jesus nicht aus der Fassung zu brin-
gen. Ruhig und würdevoll überschaute er die tobende Menge,

wie vor kurzem noch das aufgewühlte Meer von Tiberias. Ein Wort hätte genügt, sie zu beruhigen. Aber er schwieg und ließ sie weiter toben.

„Hörst du nicht, sprach Pilatus zu ihm, wie schwere Zeugnisse sie wider dich vorbringen?"

Jesus gab keine Antwort.

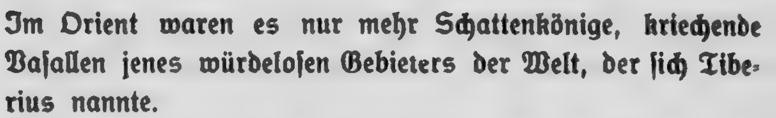
Fürwahr, ein seltsamer Mensch, dachte sich Pilatus, wo ich ihn doch retten will, ist er mir nicht einmal behilflich. Wo er schweigen müßte, spricht er, und was er sagt, ist nur geeignet, seine Verurteilung herbeizuführen. Wo er dagegen sprechen und sich verteidigen müßte, hüllt er sich in Schweigen.

Pilatus war in größter Verlegenheit. Da rief man ihm plötzlich zu, daß Jesus in Galiläa das Volk zur Empörung aufgereizt habe.

Allein der Name Galiläa zeigte ihm einen neuen Ausweg. Jesus war Galiläer, das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, war in Galiläa begangen worden, er konnte ihn somit an Herodes, den Vierfürsten von Galiläa verweisen.

Dieser Fürst bewohnte damals den alten Palast der Makkabäer auf dem Berge Sion. Auf Befehl des Prokurators wurde Jesus von den Legionären dorthin geführt. Die Entfernung war nur unbedeutend. In einigen Minuten hatte man, zunächst am westlichen Portikus des Tempels vorbei, dann über die Brücke, die zwischen Moriah und Sion das Tyropöontal überspannte, die Residenz des Herodes erreicht.

Es was das erste Mal, daß Jesus, der König der Könige, vor einem irdischen König stand. Aber die damaligen Herrscher flößten kaum Ehrfurcht vor der Königswürde ein.



Im Orient waren es nur mehr Schattenkönige, kriechende Vasallen jenes würdelosen Gebieters der Welt, der sich Tiberius nannte.

So konnte das königliche Zerrbild von Galiläa dem Angeklagten, dem alle Schandtaten seines Lebens bekannt waren, nur ein Gefühl tiefer Verachtung einflößen.

Herodes seinerseits war darauf gespannt, diesen Propheten, von dessen Predigten und Wundern er so viel gehört hatte, endlich einmal kennen zu lernen, und war dem Landpfleger für die erwiesene Aufmerksamkeit sehr dankbar.

Als das Gerücht von den Wundern Jesu zum ersten Male an sein Ohr gedrungen war, hatte Schrecken ihn erfaßt. Denn es war in Peräa, kurze Zeit nach der Enthauptung Johannes' des Täufers, als seine Seele noch Gewissensbissen zugänglich war. Er hatte sich eingebildet, der neue Prophet sei niemand anders, als der von den Toten auferstandene Johannes.

Diese Befürchtung hatte er auch seinen Höflingen mitgeteilt. Die einen sagten ihm: Nein, es ist Elias, der wieder auf die Erde herabgestiegen ist. Die anderen: Nein, es ist einer von den alten Propheten, der wiedergekommen ist.

Der König bestand darauf: es ist Johannes, den ich habe enthaupten lassen; er ist wieder von den Toten auferstanden.

Aber er beruhigte sich, als man ihm versicherte, daß Jesus bereits einige Monate vor dem Tode Johannes' des Täufers zu predigen begonnen habe.

Er hegte indes fortwährend den Wunsch, ihn zu sehen, und da Jesus seinen Einladungen keine Folge leistete, drohte er, ihn aus Peräa zu vertreiben. Der Prophet hielt da-

mals seine ersten Predigten in jenem Gebiete, und der König wohnte auf seinem Schlosse zu Machärus.

Durch einige Pharisäer ließ er ihm bedeuten:

– Geh fort und reise weg von hier, denn Herodes will dich töten. Aber mit einer Festigkeit, die seine Verachtung durchblicken ließ, hatte Jesus geantwortet: „Geht hin und sagt diesem Fuchse: Siehe, ich treibe Teufel aus und vollziehe Heilungen heute und morgen und am dritten Tage werde ich vollendet."

Und um zugleich seine Kenntnis der Zukunft und den festen Entschluß, sein Werk für und wider alle zu vollbringen, recht nachdrücklich zu betonen, hatte er hinzugefügt: „Es geht nicht an, daß ein Prophet außerhalb Jerusalems umkomme."

Das lautete wie eine Herausforderung der Macht des Herodes und wollte sagen: „Du hast keine Gewalt über mich, und ich werde fortfahren, deinen Untertanen Wohltaten zu spenden, ohne mich um deine Drohungen zu kümmern. Was du auch immer tun magst, ich werde meiner Sendung bis zum Ende nachkommen, und den Menschen wird es nicht gegeben sein, mich in deinem Reiche zu töten, sondern nur in Jerusalem. Denn Jerusalem ist die Prophetenmörderin."

Als darum Jesus in Jerusalem vor Herodes erschien, hatte er diesem Fuchse, der nur das gefügige Werkzeug einer blutdürstigen Wölfin war, nichts mehr zu sagen. Seine Aufgabe war vollendet; seine Todesstunde stand nahe bevor, und freiwillig hatte er sich der Macht der Finsternis unterworfen.

Seine Haltung vor dem König von Galiläa war denn auch die eines Schlachtopfers, das seine Würde bewahrt, im

übrigen aber gewillt ist, alle Verdemütigungen und alle Schmähungen schweigend über sich ergehen zu lassen.

Der Fürst fühlte sich durch die Aufmerksamkeit des römischen Prokurators nicht wenig geschmeichelt; zugleich rechnete er darauf, daß der Prophet irgend ein Wunder vor ihm verrichten würde, sei es auch nur, um seine Gunst zu erlangen, oder um seiner Gerechtigkeit zu entgehen.

Er behandelte also zunächst den Gefangenen rücksichtsvoll; und nachdem er einige Fragen an ihn gerichtet hatte, die keiner Antwort gewürdigt wurden, erbat er sich als besondere Gunst die Vorführung eines Wunders.

Jesus schien nicht zu hören. Herodes drängte und flehte und ging schließlich zu Drohungen über. Jesus gab keine Antwort. Aber sein Blick, der das Gewissen des Herodes durchbohrte, schien zu sagen: „O König, wenn ich meinen Mund öffnete, so wäre es, um dir zu bedeuten, welche Verachtung du mir einflößest. Es wäre, um dir deinen Ehebruch, deine Blutschande und deine Zügellosigkeit vorzuwerfen, wie Johannes der Täufer es getan hat.

„Es wäre, um dir zu fluchen im Namen all der Opfer, die du hingemordet, im Namen meines Vorläufers, den du in so schmählicher Weise, um einer schamlosen Tänzerin zu gefallen, getötet hast. Es wäre, um dir anzukündigen, daß die Hand Jehovahs bald gegen dich ausholen wird, daß du deine Krone und deinen Thron verlieren, deine Paläste verlassen und nach Gallien in die Verbannung gehen wirst, daß Herodias, die Ehebrecherin, daselbst enthauptet wird durch schwimmende Eisschollen, die sie an die Alabasterschüssel erinnern, worauf sie dir das Haupt meines Vorläufers brachte. Wäre ich nur ein Mensch, ich würde deine Gegenwart nicht

ertragen können. Aber ich bin das Wort, und das Wort muß schweigen können, um die Menschen Geduld zu lehren."

Dieses beharrliche Schweigen Jesu machten die Sanhedriten sich zunutze, um alle ihre Anschuldigungen gegen ihn zu wiederholen. Herodes war Jude von Geburt. Er würde sich, hofften sie, eher zu einer Verurteilung Jesu verstehen, zumal es sich, wie sie vorgaben, um Gotteslästerung und Mißachtung des mosaischen Gesetzes handelte.

Aber Herodes glaubte wohl kaum mehr an die mosaischen Vorschriften, jedenfalls machte er sich kein Gewissen daraus, sie mit Füßen zu treten. Die vorgebrachten Anklagen waren ihm denn auch ganz gleichgültig. Nur das unentwegte Schweigen Jesu verletzte ihn.

Gedemütigt und verbittert suchte er sich durch Spott zu rächen. Um die vorgebliche Königswürde zu verhöhnen, ließ er Jesus mit einem Spottmantel bekleiden und schickte ihn so zu Pilatus zurück.

Unterdessen dachte Pilatus nach, und seine Befürchtungen wurden mit jedem Augenblick größer. Er spähte die Menge aus und ließ sich fortwährend von seinen Geheimagenten Bericht erstatten.

Die Erregung des Pöbels wurde nach und nach beunruhigend, und er sah kein Mittel, diesen von den Sanhedriten heraufbeschworenen Sturm zu beschwichtigen, wenn er nicht ihrem Drängen nachgab.

In seinem Schrecken hörte er bereits das Toben des Aufruhrs. Schon sah er, wie seine Legionäre die aufrührerische Menge niedermetzelten, wie in den Vorhöfen des Tempels das Blut strömte. Er vernahm die Anschuldigungen,

die man in Rom gegen ihn vorbrachte, er fühlte sich verurteilt, des Amtes entsetzt, in die Verbannung geschickt.

Seine Gattin, Claudia, hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Erst gegen Morgen war sie eingeschlummert, dann aber hatte ein schrecklicher Traum ihren Geist beunruhigt.

Jesus war ihr erschienen, wie er, ganz von Blut überströmt, vor dem Richterstuhle ihres Gemahls stand; das Blut, das aus seinen Adern hervorquoll, bespritzte den Landpfleger und färbte dessen Kleider. Pilatus hatte sich ein Gefäß mit Wasser bringen lassen und wusch sich die Hände. Aber das Wasser wurde zu Blut und färbte selbst seine Arme und seinen ganzen Körper.

Diese Szene hatte sie aus dem Schlafe aufgeschreckt, und sie war nicht wieder eingeschlafen. Den Traum hatte sie ihrer Schwester erzählt, und beide hatten sie beschlossen, ihn auch dem Prokurator mitzuteilen. Als aber Claudia ihren Gemahl in seinen Gemächern aufsuchen wollte, hatte dieser sich bereits in den Gerichtssaal begeben.

Im Vorhofe und auf den Stufen des Prätoriums drängte sich der Pöbel so dicht zusammen, daß es ihr selbst unmöglich war, zu Pilatus zu gelangen; sie ließ ihm darum sagen: „Habe nichts mit diesem Gerechten zu schaffen! Denn ich habe heute seinetwegen viel im Traume gelitten."

Als man dem Landpfleger diese Botschaft ausgerichtet hatte, suchte er nach Auswegen, um Jesus zu befreien.

Einige Minuten zuvor hatte er sich schon bemüht, die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes davon zu überzeugen, daß er keine Schuld an Jesus finden könne, und daß Herodes offenbar der nämlichen Ansicht sei, da er ihm

den Angeklagten zurückgeschickt habe, ohne sich auf irgend eine Weise gegen denselben auszusprechen.

Aber seine Worte hatten bei den Sanhedriten einen solchen Widerspruch hervorgerufen, daß er, um ihnen einige Genugtuung zu geben und sie womöglich auch zu milderen Gesinnungen umzustimmen, auf den Gedanken kam, über den Gefangenen die Strafe der Geißelung zu verhängen. Er werde ihn also, erklärte er, erst züchtigen lassen und dann in Freiheit setzen. Und während Jesus in einen inneren Hof des Palastes geführt und daselbst gegeißelt wurde, ersann Pilatus einen neuen Ausweg.

Es war die Gewohnheit, und es war auch sein Recht, am Osterfeste einen von den Juden bezeichneten Verbrecher freizugeben. Um nun dieses Begnadigungsrecht auszuüben, gab er ihnen die Wahl zwischen Jesus, den weder Herodes noch er selbst für schuldig befunden hatte, und einem berüchtigten Raubmörder, namens Barrabas, den man gefangen genommen und eingekerkert hatte.

Überzeugt, daß die Wahl nur auf Jesus fallen könne, und die Juden es niemals wagen würden, Barrabas vorzuziehen, stellte er ihnen die Frage: „Wen wollt ihr, soll ich euch von den beiden losgeben?“

O Entsetzen! Die Juden schrieen wie aus einem Munde: „Barrabas.“

Pilatus wollte kaum seinen Ohren trauen und erwiderte: „Was wollt ihr also, daß ich mit dem König der Juden tun soll?“

– Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! schrie der Pöbel.

– Was hat er denn Böses getan? entgegnete der Richter,

der für den Angeklagten Fürsprache einlegen wollte; ich finde keine Schuld an ihm.

— Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! schrie die Menge weiter.

Anstatt Recht zu sprechen, hatte der Richter Politik treiben wollen und es darum auch mit Auswegen versucht, wie die Politik sie eingibt. Die allgemeine Abstimmung zwang ihn zur Ungerechtigkeit.

Landpfleger und Richter war Pilatus nicht mehr. Er verkörperte nicht mehr die Majestät des Gesetzes und der Gerechtigkeit. Zu einem Werkzeug in den Händen des Pöbels hatte er sich erniedrigt.

Um seine Schwäche in den Augen des Pöbels zu verbergen, entschied er sich zu einer Handlung, die nach einer bei den Juden herrschenden Gewohnheit als Protest gegen das Volksurteil gedeutet werden konnte. Er ließ sich ein Gefäß mit Wasser bringen und wusch sich in Gegenwart des Volkes die Hände, indem er sprach:

— „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten; seht ihr zu."

— „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder."
Barrabas wurde freigegeben. Nach beendigter Geißelung schleppte man Jesus wieder zu Pilatus, dessen Gewissen nicht zur Ruhe kommen konnte und der immer noch auf Mittel sann, um die Juden zu beschwichtigen.

Die Henker hatten ihr Opfer in schrecklicher Weise entstellt; es war ein jammervoller Anblick. Am ganzen Leibe mit Blut bedeckt, verspieen und besudelt, das Haar wirr durcheinander und mit Blut durchtränkt, das Haupt mit einer Dornenkrone umwunden, das Antlitz durch das aus

den Haaren herabfließende Blut verunstaltet, die Schultern mit einem Purpurfetzen bedeckt, die Hände kreuzweise übereinander gefesselt, so erschien dieser Menschensohn, den die Menschheit erst nach vierzig Jahrhunderten hatte hervorbringen können, und dieser Gottessohn, an dem der himmlische Vater sein höchstes Wohlgefallen hatte!

Pilatus war tief ergriffen, und in dem Glauben, daß ein so herzzerreißender Anblick auch auf das Volk Eindruck machen würde, ließ er Jesus auf die oberste Stufe des Portikus treten und zeigte ihn den Juden mit den Worten:

– „Siehe, der Mensch! ich führe ihn wieder zu euch hinaus, auf daß ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde."

Aber das Wutgeschrei des Pöbels begann von neuem:

– Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!

Und Pilatus antwortete: So nehmt ihn hin und kreuzigt ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm.

Aber die Sanhedriten wußten recht gut, daß sie ohne vorgängigen Schuldspruch des Landpflegers die Kreuzigung nicht ausführen konnten. Und als sie merkten, daß Pilatus trotz ihrer bestimmten Anschuldigung, Jesus habe sich als den König der Juden ausgegeben und sich damit gegen Rom empört, bei seiner Weigerung verharrte, kamen sie auf ihre erste Anklage wegen vorgeblicher Gotteslästerung zurück. – Wir haben ein Gesetz, sagten sie, und nach dem Gesetze muß er sterben, weil er sich selbst zum Sohne Gottes gemacht hat.

Diese Berufung auf das jüdische Gesetz vermehrte noch den Schrecken des Prokurators. Denn er erinnerte sich der Weisungen, die ihm von Rom aus zugegangen waren. Zu wiederholten Malen hatte er gegen dieses Gesetz verstoßen und Verordnungen erlassen, die demselben widersprachen.

Aber in Rom hatte man sein Vorgehen mißbilligt und getadelt. Es hatte ihm sogar außergewöhnliche Mühe gekostet, seine Abberufung zu verhindern.

Und nun wollte man ihn nochmals mit dem jüdischen Gesetze in Widerspruch bringen.

Wenn Jesus sich wirklich für den Sohn Gottes ausgab, konnte dann er der Wirksamkeit des jüdischen Gesetzes Hemmnisse in den Weg legen und sich selbst der Gefahr aussetzen, wiederum in Rom verklagt zu werden?

Pilatus ließ sich Jesus abermals vorführen und fragte ihn: „Woher bist du?" Er hoffte ohne Zweifel, daß Jesus eine rein menschliche Herkunft bekennen und jeglichen Anspruch auf Gottessohnschaft ableugnen würde.

Aber Jesus konnte nicht lügen; und da Pilatus in bezug auf die religiösen Angelegenheiten keine obrigkeitlichen Rechte hatte, da es ihm nicht zustand, darüber zu befinden, ob nach den Weissagungen und den bereits eingetretenen Ereignissen Jesus als Messias angesehen und anerkannt werden müsse, glaubte er sich einer Antwort überhoben.

Vor dem Sanhedrin, im Hause des Kaiphas, hatte er einer Erörterung über seine göttliche Herkunft stattgegeben, war es doch eine Frage, deren Entscheidung diesem hohen Gerichtshofe zustand. In Wirklichkeit hatte dieser Gerichtshof nicht nur die Befugnis, sondern auch die Verpflichtung, die Rechtstitel des Messias zu prüfen und dem Volke kundzutun.

Darum hatte Jesus sich ohne Zögern vor Kaiphas und dem Sanhedrin als den Sohn Gottes erklärt.

Aber dem Urteile des Pilatus konnte er seine göttlichen Ansprüche nicht unterbreiten, dadurch hätte er ihm die Ent-

scheidung in Angelegenheiten zuerkannt, wofür er keineswegs zuständig war.

So gab er denn auch keine Antwort auf die Frage des Prokurators.

— Redest du nicht mit mir? sagte Pilatus in gereiztem Tone. Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich frei zu lassen?

— Du hättest keine Macht wider mich, versetzte Jesus, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.

Das wollte heißen: Diese Macht, deren du dich rühmest und deren Verlust du so sehr befürchtest, du führst sie auf Rom zurück; und doch hast du sie in Wahrheit nicht von Rom, sondern von meinem Vater, und ihm wirst du darüber Rechenschaft ablegen müssen.

Verstand Pilatus diese Worte? Vielleicht. Aber die Furcht vor den Juden, die immer lauter schrieen, brachte ihn außer Fassung. In seiner gefährlichen Lage sah er keinen Ausweg mehr.

Noch ein letztes Mal trat er mit dem Gefangenen vor die Menge. Aber im nämlichen Augenblick schrieen die Sanhedriten ihm zu: „Wenn du diesen frei läßt, bist du des Kaisers Freund nicht."

„Des Kaisers Freund", das war ein hoher Ehrentitel, den er wie alle anderen ruhmsüchtigen Römer erstrebte.

Durch diese neue Drohung niedergeschmettert, machte er trotzdem noch einen Versuch, zu Worte zu kommen und sprach zu den Juden: „Siehe, euer König!"

— Hinweg, hinweg, ans Kreuz mit ihm! tobte es ihm entgegen.

— Euren König soll ich kreuzigen? wagte er noch ei
zuwenden.

— Wir haben keinen König als den Kaiser, entgegnete
die Sanhedriten wie aus einem Munde.

Bei diesem schrecklichen Namen bebte er zusammen. No
einige Augenblicke überlegte er, dann sagte er sich: Nik
demus hatte recht. Dieser seltsame Mensch ist des Leben
müde. Er will sterben. So möge er denn sterben! Un
er sprach Jesus des Todes schuldig, mit der Begründung
daß er sich für den König der Juden ausgegeben habe.



9. Claudia und Camilla.

Als Pilatus nach der Auslieferung Jesu an die Henkers-
knechte in seine Gemächer zurückkehrte, sah er sich Claudia
und Camilla gegenüber, deren Züge Angst und Besorgnis
verrieten.

— Was nun? fragte Claudia.

— Es ist aus, erwiderte er mit einem langen Seufzer.

— Und du hast ihn verurteilt?

— Alles habe ich versucht, um ihn zu retten, er wollte
jedoch sterben.

— Wie? Sprich dich aus!

— Nun ja: die Sanhedriten haben ihn des Hochverrates
angeschuldigt; er gebe sich, behaupteten sie, für den König
der Juden aus. Da habe ich ihn selbst gefragt, und mit
unbegreiflicher Offenherzigkeit hat er mir geantwortet, er sei
in Wahrheit „König der Juden“.

Was sollte ich tun? Nach diesem Geständnis die Anklage zurückweisen konnte ich nicht; man hätte mich sicherlich des Verrates an dem Kaiser bezichtigt. Trotzdem habe ich nichts unversucht gelassen, um ihn wenigstens vor dem Tode zu retten. Weil ich ihn frei lassen wollte, habe ich ihn dem Raubmörder Barrabas an die Seite gestellt. Die Juden haben mich indes gezwungen, Barrabas in Freiheit zu setzen. In der Hoffnung, menschlichere Gefühle in ihnen zu erwecken, habe ich ihn geißeln lassen; aber die Sanhedriten sind unerbittlich geblieben, das grausame Schauspiel der Geißelung hat keinen Eindruck auf sie gemacht, und der Pöbel hat mit lautem Geschrei seinen Tod gefordert. Den Gewalttätigkeiten und Drohungen habe ich doch zuletzt nachgeben müssen; aber es ist die Schuld der Juden und auch des Angeklagten selbst. Seine übrigens törichten Ansprüche auf das Reich Juda hätte er nicht eingestehen sollen.

– Das ist sehr befremdlich. Hat er dir über sein vorgebliches Reich denn keine näheren Erklärungen gegeben?

– Ja, er hat behauptet, sein Reich sei nicht von dieser Welt.

– Wie können die Ansprüche dieses sanftmütigen Propheten dich und den Kaiser beunruhigen, wenn er nicht in dieser Welt zu herrschen gedenkt?

– Beste Claudia, eine andere Welt als diese kenne ich nicht. Und wenn Jesus nur ein Träumer ist, desto schlimmer für ihn, wenn er so gefährlichen Träumereien nachgeht.

– Und du hast ihn den Juden überliefert! Ach, Pontius ...

– Der Sache mußte doch einmal ein Ende gemacht werden. Und nun, laß mich in Ruhe. Der seltsame Blick dieses Menschen hat mein Inneres mehr verstört, als alle deine Reden es vermöchten. Ich habe das Bedürfnis, ihn zu ver-

gessen und will nicht, daß man mich weiter an ihn erinnere. Einige Stunden noch, und er ist tot. Dann ist wirklich alles vorbei; dann verlasse ich diese verfluchte Stadt, die mir zum Abscheu geworden ist, um in Cäsaräa ein wenig Ruhe und Frieden zu genießen.

Cajus trat ein.

– Landpfleger, sagte er, die Sanhedriten verlangen die sofortige Vollstreckung des Urteils, weil morgen Sabbat ist. Was soll geschehen?

– Gut, je eher desto besser.

– Mein bester Freund, versetzte Claudia, verschiebe es doch auf später. Vielleicht wird die Zeit dir die geeigneten Mittel eingeben, den Tod dieses Gerechten zu verhindern.

– Nein, der Kampf würde von neuem beginnen, und dieses Kampfes bin ich wahrlich müde. Die einzige endgültige Lösung ist der Tod. Sie allein bringt den Frieden, sowohl dem Toten selbst, als auch jenen, die ihn getötet haben. Geh, Cajus, expedi crucem, und siehe zu, daß alles mit möglichster Eile vonstatten gehe. An das Kreuz heftest du den Namen des Verurteilten sowie den Titel, der seine Verurteilung begründet hat, „König der Juden", und zwar in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache.

Die beiden Frauen gingen weinend hinaus, und Cajus folgte ihnen. Pilatus warf sich auf einen Diwan und versuchte auszuruhen. Aber vergeblich schloß er die Augen; einen Blick sah er im Dunkeln beständig auf sich gerichtet; es war der Blick Jesu.

Schon lange Zeit wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, als einige Vorsteher des Sanhedrins ihn zum Portikus bitten ließen.

Er sprang auf und fuhr sie an:

– Was wollt ihr jetzt noch von mir?

– Der Centurio hat auf das Kreuz schreiben lassen „Jesus von Nazareth, König der Juden"; wir möchten nun, daß du Befehl gebest, diese Inschrift durch die Worte zu ersetzen: „der sich als König der Juden ausgegeben hat".

– Laßt mich in Ruhe. Was geschrieben ist, soll geschrieben bleiben. Und er kehrte ihnen den Rücken.

10. Die beiden Urteile in juristischer Beleuchtung.

Für die menschliche Rechtspflege ist es verdemütigend, feststellen zu müssen, daß der größte Irrtum, den die Annalen der Rechtsprechung verzeichnen, zugleich von einem geistlichen und einem weltlichen Gerichtshofe, von den Vertretern der Obrigkeit und vom Volke, von den Richtern und den Geschworenen begangen worden ist.

Soviel Unsicherheit und Zufall gibt es in den Erkenntnissen der menschlichen Gerechtigkeit, daß es eine der schwersten Prüfungen im Menschenleben ist, in ihre Hände zu fallen.

Eben darum hat Jesus diese Prüfung, wie alle anderen, über sich ergehen lassen. Aber wie beklagenswert war doch der Irrtum der menschlichen Gerechtigkeit! . . .

Wir sahen, wie sie sich der Person Jesu bemächtigte, indem sie einen seiner Jünger zum Verrat anstiftete, wie sie ihn des Nachts, ohne vorgängige Anklage, vor einen Hohenpriester schleppte, dem keinerlei Gerichtsbarkeit mehr zustand,

und wie er dann kurzerhand vom Sanhedrin und von Pilatus verurteilt wurde.

Prüfen wir ein wenig den Wert dieser beiden Erkenntnisse vom juristischen Standpunkte aus.

Die Formfehler und die Unregelmäßigkeiten des Verfahrens wollen wir nur beiläufig erwähnen.

Ein grober Vorstoß gegen das Gesetz war die nächtliche Sitzung bei Kaiphas. Nach gesetzlicher Vorschrift durften Gerichtsverhandlungen nur bei Tage stattfinden, weil auch dem Volke Gelegenheit geboten werden sollte, denselben beizuwohnen und selbst bis zu einem gewissen Maße daran teilzunehmen. Denn im jüdischen Strafrechtsverfahren spielte auch das Volk eine Rolle. Es bildete keine stumme Zuhörerschaft, vielmehr brachte es laut und kühn und ungestümer als ein Geschworenenkollegium seine Meinung zum Ausdruck.

Ebenso mußte zwischen der Einleitung des Verfahrens und der Verkündigung des Urteils mindestens eine Tagesfrist verstreichen. Das Sanhedrin trat diese Bestimmung des Gesetzes mit Füßen, wie es übrigens die elementarste Forderung der Gerechtigkeit mißachtete, da es zugab, daß der Pöbel den Angeklagten beschimpfte und mißhandelte, noch bevor er verurteilt war.

Ungesetzlich war es ferner, am Vorabend des Sabbats und am Ostertage Gerichtssitzungen abzuhalten und Urteile zu fällen. Das Sanhedrin setzte sich über dieses Verbot hinweg, indem es selbst am hohen Feiertage eine Sitzung abhielt.

Endlich hatten die meisten Sanhedriten sich schon längst vor den Verhandlungen gegen Jesus ausgesprochen und stillschweigend seinen Tod beschlossen.

Sie waren also keine unparteiischen Richter mehr, und ihre Pflicht wäre es gewesen, sich für nicht zuständig zu erklären.

Im September des verflossenen Jahres, gelegentlich des Laubhüttenfestes, im Februar, nach der Auferweckung des Lazarus, und endlich am Vorabend der Gefangennahme Jesu hatten sie sich versammelt und der entscheidenden Ansicht des Kaiphas beigepflichtet: „Es ist besser, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht."

Diese im voraus von den Männern, die später über Jesus zu Gerichte saßen, ausgesprochene Verurteilung ist eine der Ungeheuerlichkeiten dieses Prozesses.

Mehr indes interessiert uns der eigentliche Kern der Verhandlungen, den wir vor allem anderen einer Prüfung unterziehen wollen.

* * *

Man braucht weder Rechtsanwalt noch Gerichtsbeamter zu sein, um zu wissen, daß Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit noch lange nicht gleichbedeutend sind.

Eine Verurteilung kann streng gesetzlich, aber darum nicht weniger ungerecht sein.

Jesus ist Gott, somit stand er offenbar über allen menschlichen Gesetzen, somit war das Todesurteil, das über ihn verhängt wurde, notwendigerweise ungerecht; denn er konnte sich keines Verbrechens schuldig gemacht haben.

Kann man aber behaupten, daß diese Verurteilung gesetzlich war? Mit anderen Worten, haben die Sanhedriten und der römische Prokurator, als sie Jesus verurteilten, nur die damals geltenden Gesetze in Anwendung gebracht?

Muß die Antwort auf diese Frage bejahend lauten, so ist das für die Gesetzlichkeit ein schrecklicher Vorwurf.

Wir glauben indes, daß die Richter, die Jesus verurteilten, die geltenden Gesetze auf den erhabenen Gefangenen, der vor ihnen erscheinen mußte, irrtümlich angewendet haben, und daß die Gesetzlichkeit ihrer Erkenntnisse nur ihre Ungerechtigkeit verdecken sollte.

Würdigen wir zunächst das Urteil des Sanhedrins.

Das Verbrechen, wofür Jesus verurteilt wurde, bestand darin, daß er sich selbst für den Messias und den Sohn Gottes erklärt hatte. Aber diese Behauptung konnte nur dann als Gotteslästerung angesehen werden, wenn sie falsch war.

Das war jedoch die Frage, die man zu entscheiden hatte, und das Sanhedrin hat sie nicht einmal untersucht. Alles kam darauf an. Jesus hat sich für den Sohn Gottes ausgegeben; war er es nicht, so hat er sich offenbar einer Lästerung schuldig gemacht und nach dem jüdischen Gesetze den Tod verdient.

War er es aber, so mußte das Sanhedrin vor ihm auf die Kniee fallen und ihn anbeten. Gerade dieser hohe Gerichtshof, der sich aus Hohenpriestern, Priestern, Schriftgelehrten und Lehrern in Israel, die sämtlich auf die Ankunft des Messias harrten, zusammensetzte, hatte die Pflicht, die von Jesus für seine Gottessohnschaft geltend gemachten Rechtstitel zu untersuchen und zu prüfen. Er unterließ es und beging damit eine Rechtsverweigerung.

Wird jemand bei einem zuständigen Gerichte des Meineides beschuldigt und er erwidert auf die Anklage mit den Worten: „Ich habe wirklich die vorgebrachte Tatsache unter Eid behauptet, und bei dieser Behauptung bleibe ich, weil die Tatsache auf Wahrheit beruht," wozu ist dann ein solcher

Gerichtshof verpflichtet? Selbstverständlich muß er den Anklägern sagen: „beweist nun, daß die Tatsache falsch ist".

Das ist die einzige Frage, die zu untersuchen und zu verhandeln ist. Denn, ist die behauptete Tatsache wahr, so kann von Meineid keine Rede sein; und ihr, Ankläger, habt den Beweis zu erbringen, daß sie falsch ist.

Würde dagegen der Gerichtshof anders verfahren und zum Angeklagten sagen: „Wie du zugibst, hast du diese oder jene Tatsache unter Eid behauptet; du bist also meineidig und infolgedessen der Strafe verfallen," so wäre das eine Rechtsverweigerung und ein Verbrechen.

Es war also die selbstverständliche Pflicht des Sanhedrins, dem Angeklagten zu sagen: „Du gibst dich für den Messias, den Sohn Gottes aus. Prüfen wir demnach deine Rechtstitel und deine Beweise. Wie steht es mit deiner Herkunft? Was hast du mit dem uns verheißenen Messias gemeinsam? Beweise uns, daß die Weissagungen in Erfüllung gegangen, die Zeiten für die Ankunft des Messias gekommen sind, daß du in deinem Leben und in deinen Werken die Eigenschaften und Zeichen, woran wir den Messias erkennen sollen, verwirklicht hast."

Nichts wäre Jesus leichter gewesen, als dieser Aufforderung zu entsprechen.

Seine Richter waren sämtlich mehr oder weniger mit den heiligen Schriften vertraut. Insbesondere kannten sie die Weissagungen, die auf den Messias Bezug hatten. Das war ja der Hauptgegenstand ihrer Studien, das war ihre höchste Hoffnung und seit langen Jahrhunderten das Grunddogma ihres Glaubens.

Sie waren somit ausnahmslos befähigt, den glänzenden

Beweis, den Jesus für seine messianischen Ansprüche und seine göttliche Herkunft erbringen konnte, zu verstehen und zu würdigen. Ihnen selbst waren die messianischen Verheißungen anvertraut; sie glaubten daran und harrten auf ihre Erfüllung. Sie kannten die Geschichte der Persönlichkeiten, die in der Vergangenheit den Messias vorgebildet, die besonderen Züge, womit die Propheten ihn vorgezeichnet hatten, die politischen Ereignisse, die seiner Ankunft vorausgehen sollten.

Mit einem Worte, sie besaßen, wie ein Geschichtschreiber gesagt hat, sein ganzes Signalement.

Lag ihnen daran, den vorgelegten Rechtsfall, wie es ihre Pflicht war, sachgemäß zu verhandeln, so waren sie die zuständigsten Richter in Israel, um darüber zu entscheiden, ob Jesus der verheißene Messias sei, oder ob man einen anderen erwarten müsse. Und hätten sie Jesus offen und ehrlich gefragt, nichts wäre ihm leichter gewesen, als ihnen Auskunft zu geben, ihnen die Erfüllung der Weissagungen, das Zutreffen der messianischen Züge auf seine Person, den göttlichen Charakter seines Lebens und seiner Wunder zu beweisen.

So ist das Sanhedrin indes nicht vorgegangen.

Von Kaiphas feierlich aufgefordert, hatte Jesus kaum das Wort ausgesprochen: Ich bin der Messias, der Sohn Gottes, als auch das Sanhedrin schon erklärte, ihn nicht mehr weiter hören zu wollen. Er lästert Gott, hieß es da, er ist des Todes schuldig. Auch nicht ein einziger von den Sanhedriten wagte es, sein Gewissen zu befragen, das ihnen doch laut genug zurufen mußte: „Wenn aber die Worte Jesu auf Wahrheit beruhen, kann von Gotteslästerung keine

Rede sein; wir dürfen ihn also nicht verurteilen, bevor nachgewiesen ist, daß seine Behauptung falsch ist.

„Forschen wir mit aller Sorgfalt nach seiner Abstammung, seiner Geburt, seinen Lebensverhältnissen und seinen Werken, und sehen wir, ob nicht wenigstens einige der von den Propheten geschilderten Züge auf ihn zutreffen."

Und wenn die Sanhedriten der Ansicht waren, daß Jesus selbst diesen Nachweis zu erbringen hatte, so war es zum wenigsten doch ihre Pflicht, ihn danach zu fragen und ihm zu gestatten, denselben zu liefern.

Mit einem Worte, als Jesus unter Anrufung des göttlichen Namens sich für den Messias ausgab, durften sie ihn nicht des Todes schuldig erklären, bevor sie ihm die Möglichkeit geboten hatten, seine Rechtstitel zu beweisen.

Als vordem Johannes der Täufer zu größerer Sicherheit wissen wollte, ob Jesus der Messias war, sandte er aus seinem Kerker Boten an ihn, die ihm die Frage stellen mußten: „Bist du es, der da kommen wird, oder sollen wir auf einen andern warten?"

Und Jesus antwortete: „Geht und berichtet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, den Armen wird das Evangelium gepredigt."

Johannes war überzeugt, nach weiteren Beweisen verlangte er nicht mehr. Diese nämlichen Beweise und noch viele andere konnten mit Leichtigkeit auch vor dem Sanhedrin erbracht werden.

Und wenn die Richter, ihre redliche Absicht vorausgesetzt, durch seine Werke nicht zur Überzeugung gelangt wären, so hätten sie ihn nur nach seiner Gottessohnschaft zu fragen

brauchen, und in einer Sprache, die sie vor Bewunderung hingerissen hätte, würde er sie ihnen erhärtet haben.

Aber um Wahrheit war es dem Sanhedrin nicht zu tun und um Gerechtigkeit kümmerte es sich am allerwenigsten.

Für diese gehässigen und eifersüchtigen Priester und Schriftgelehrten war Jesus nun einmal der Feind, der Feind ihrer Macht, ihres Ansehens, ihres Reichtums, ihrer Zukunft.

Um jeden Preis mußte er beseitigt werden. Darum hatte man auch nur zum Scheine Verhandlungen gepflogen, darum hatte man es mit dem Todesurteil so eilig gehabt, ohne zu untersuchen, ob die Behauptung Jesu der Wahrheit entsprach oder nicht.

Das Sanhedrin nahm im voraus an, daß sie falsch war; es verzichtete darauf, ihr näher zu treten, und urteilte, daß sie nicht wahr sein könne, daß sie folglich als Gotteslästerung angesehen werden müsse. Das war eine Rechtsverweigerung, eine absichtliche Ungerechtigkeit.

Um das Erkenntnis des Sanhedrins richtig zu beurteilen, darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß der Messianismus das Grunddogma des Judentums war, daß schon seit vielen Jahrhunderten das jüdische Volk den Messias erwartete, und das ganze nationale Leben von dieser Sehnsucht beherrscht war. Kein anderes Volk, weder im Altertum, noch in der Neuzeit, befand sich jemals in einer ähnlichen Lage; daraus folgern wir, daß ein Prozeß, wie er in diesem Falle vom Sanhedrin geführt wurde, in keinem anderen Lande möglich war.

Angenommen, vor einem unserer modernen Gerichtshöfe erschiene ein Mann, der angeklagt ist, sich für den Messias,

den Sohn Gottes, auszugeben: wie werden die Richter mit ihm verfahren? Sie werden sagen: der arme Mensch leidet an Wahnvorstellungen, er ist verrückt. Ist er ungefährlich, so werden sie ihn frei lassen. Richtet er Unheil an, so werden sie ihn einer Irrenanstalt überweisen. Keinem Richter wird es einfallen, ihn zum Tode zu verurteilen. Auch wird es keinem Richter in den Sinn kommen, zu untersuchen, ob dieser Mensch wirklich der Messias, der Sohn Gottes ist oder nicht, denn heute gibt es kein Volk, das einen Messias erwartet oder an einen künftigen Gottmenschen glaubt.

Aber ganz anders war die Sachlage beim jüdischen Volke, vornehmlich zur messianischen Zeit. Vor den Sanhedriten stand ein außergewöhnlicher Mann, der in den drei letzten Jahren Wunder der verschiedensten Art gewirkt und zum Volke gesagt hatte: „Dieser Messias, den ihr erwartet, bin ich selbst. Gott ist mein Vater, und von ihm bin ich zu euch gesandt. Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, so glaubt meinen Werken."

Was hatten sie zu tun, um diesen Mann, der wegen Gotteslästerung angeklagt war, abzuurteilen, sie, die an einen Messias glaubten und ihn erwarteten, sie, die kraft ihres Amtes über die messianische Frage zu entscheiden hatten?

Offenbar war es ihre Pflicht, das Leben dieses Mannes sorgfältig zu untersuchen, zu erklären, wie er so viele Wunder hatte wirken können, wenn er nur ein Betrüger war. Als geistliche Richter, Lehrer in Israel und Schriftkundige hatten sie die Aufgabe, das Volk über den Messias zu belehren und bei seinem Erscheinen auf ihn hinzuweisen. Das war nicht nur eine Standespflicht und eine Pflicht der Religion, sondern auch eine Pflicht des Patriotismus. Ver-

kannte nämlich das Volk den Messias, so war das nicht nur das größte Unglück, sondern auch das größte Verbrechen.

Und doch, diese dreifache Pflicht hat das Sanhedrin mit Füßen getreten, und für alle Zeiten wird es dafür vor der Geschichte die schreckliche Verantwortung tragen.

* * *

Würdigen wir nunmehr das Urteil des römischen Prokurators und Landpflegers von Judäa.

Aus der skeptischen Schule hervorgegangen, hatte Pilatus jeden Glauben über Bord geworfen. Wie er an der Wahrheit zweifelte, so mußte er auch an der Gerechtigkeit zweifeln, an jener Gerechtigkeit, die Eigennutz, Vorurteile und Leidenschaften in Schranken hält.

Aber für Jesus legte er wohlwollende Gesinnungen an den Tag, und gern hätte er ihn vor der jüdischen Priesterschaft verteidigt, wenn er nicht ihre Denunziationen am kaiserlichen Hofe gefürchtet hätte.

Trotz der Kürze des evangelischen Berichtes kann man doch die Schwankungen und Wendungen des inneren Kampfes, der sich während der ganzen Dauer der Verhandlungen zwischen seinem Gewissen und der Sorge um seinen Vorteil und seine Zukunft abspielte, mit Leichtigkeit zwischen den Zeilen lesen.

Zweimal hat er den Versuch gemacht, sich für unzuständig zu erklären; zuerst, als er zu den Sanhedriten sprach: richtet ihn selbst nach eurem Gesetze, dann wieder, als er sie mit dem Angeklagten an Herodes, den Vierfürsten von Galiläa, verwies.

Da jedoch beide Versuche ihm fehlgeschlagen waren, begann er selbst die Verhandlungen, um nach einem kurzen

Verhör des Gefangenen den Sanhedriten frei heraus zu erklären: „Ich finde keine Schuld an diesem Menschen.“

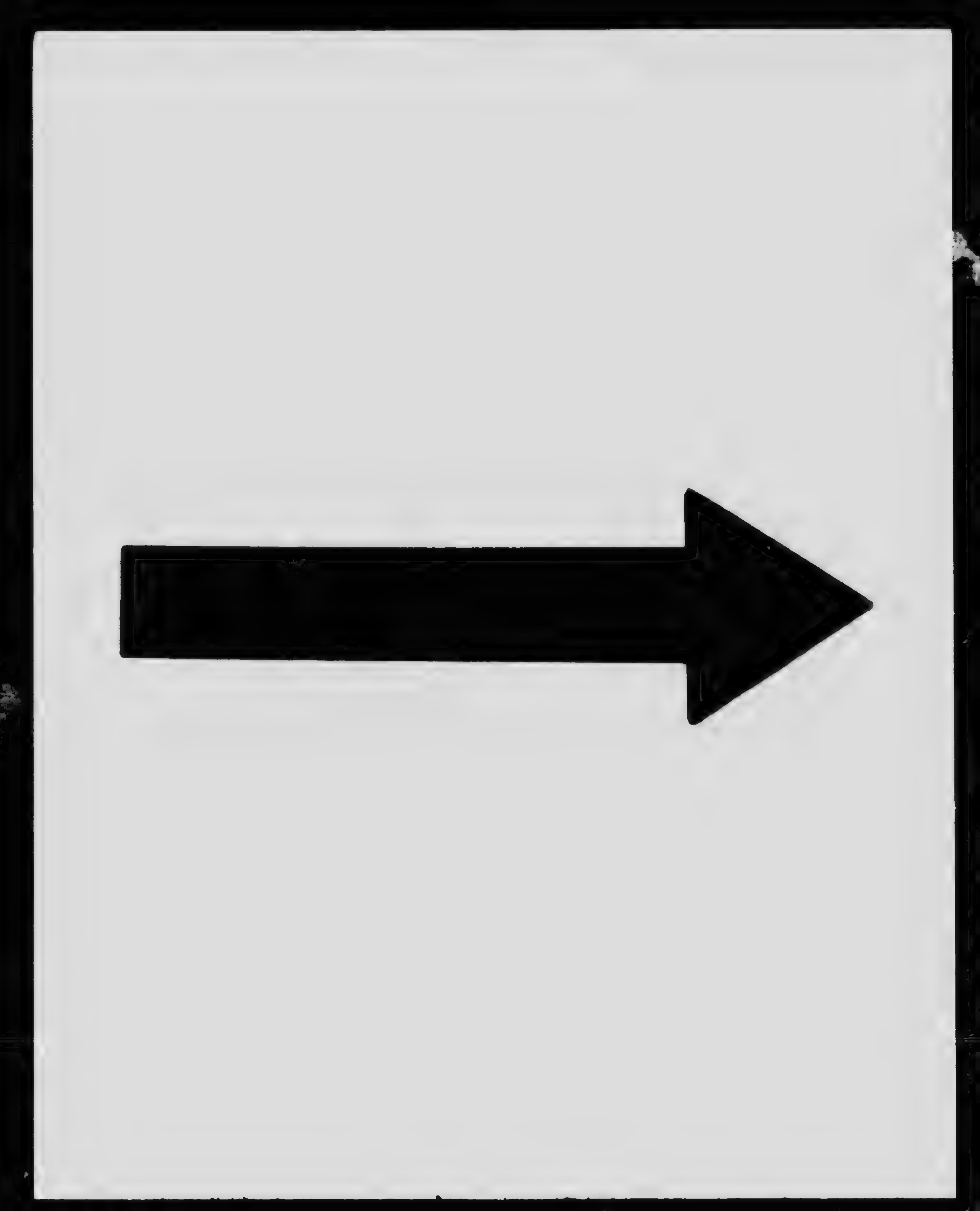
Es gelang ihm indes nicht, sie zu überzeugen; der Versuch, sie zur Milde zu stimmen, indem er den Angeklagten geißeln ließ, hatte ebensowenig Erfolg. Darauf versetzte er die Juden in die Lage, zwischen dem Verbrecher Barrabas und Jesus wählen zu müssen. Aber der Haß zögert nicht. Sie wählen Barrabas. Barrabas ist wohl ihr Liebling, und sollte Pilatus sie fragen, so würden sie ihm vielleicht antworten, Barrabas sei ihr Messias.

Nachdem Pilatus alle Mittel und alle Ausflüchte erschöpft hat, ist er endlich gezwungen, sich über den Kern der Sache auszusprechen. Aber von all den Beschuldigungen, die man wider Jesus vorgebracht hat, untersteht nur eine einzige seiner Gerichtsbarkeit, und nur diese allein scheint ihm geeignet, sein Ansehen beim Kaiser in Gefahr zu bringen:
– Jesus soll nämlich Ansprüche auf die Königsherrschaft in Israel erheben. Als Stellvertreter des Kaisers darf Pilatus dieses Verbrechen des Hochverrats, das man dem jungen Propheten vorwirft, nicht ungestraft lassen.

Wollte Jesus das Joch der römischen Oberhoheit wirklich abschütteln, seinem Lande die alte Unabhängigkeit wiedererobern und sich als König ausrufen lassen, so war er des Todes schuldig.

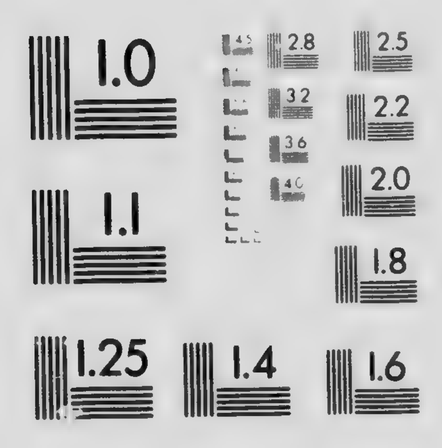
Das war jedoch, wie Pilatus wohl einsehen mochte, durchaus unwahrscheinlich.

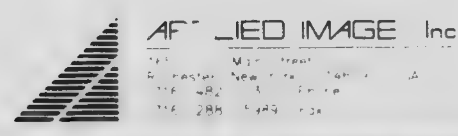
Gewiß, auf seine diesbezügliche Frage hatte Jesus allerdings geantwortet, er sei der König der Juden; aber er hatte ihm auch erklärt, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Während seiner dreijährigen öffentlichen Tätigkeit hatte



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

ANSI and ISO TEST CHART No. 2





er auch nicht ein einziges Mal die römische Herrschaft angegriffen, niemals hatte er dem Ungehorsam und der Empörung Vorschub geleistet, und niemals war ihm ein Wort entfallen, das auch nur im entferntesten die Absicht, als wolle er sein Land vom Joche der Fremdlinge befreien, hätte vermuten lassen.

Eines Tages sogar, es war in Peräa, hatte eine große Volksmenge ihn zum König ausrufen wollen. Aber die Würde, die ein Beschluß des Volkes ihm zudachte, hatte er von sich gewiesen, er war geflohen, als hätte man ihm dadurch einen Schimpf angetan.

Bei einer anderen Gelegenheit hatten die Pharisäer ihm einen Fallstrick gelegt und versucht, die römische Obrigkeit gegen ihn einzunehmen. Jesus hatte ihnen jedoch eine Antwort erteilt, die nicht nur von tiefer Weisheit zeugte, sondern auch seine politisch-religiöse Anschauung in gedrängter Kürze zum Ausdruck brachte: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Und wiederum, einige Tage zuvor hatte Jesus inmitten einer begeisterten Menge seinen feierlichen Einzug in Jerusalem gehalten. Indes hätte man in dieser Menge vergeblich nach aufrührerischen, ehrgeizigen und einflußreichen Persönlichkeiten gesucht. Es waren die Geringen, die Armen, die Enterbten, die Ohnmächtigen. Es waren alles schlichte Leute, die für Staatsangelegenheiten kaum irgendwelches Interesse hatten und gewiß nicht daran dachten, die bestehende Ordnung umzustoßen.

Pilatus mußte das alles wissen, und was er über Jesus selbst erfahren hatte, genügte wohl, um ihn zu überzeugen, daß von diesem Menschen der römischen Macht keine Gefahr drohte.

Ohne Zweifel begriff oder wenigstens ahnte er, daß in Jesus ein furchtbarer Reformator der jüdischen Religion, ein unbezwinglicher Gegner der pharisäischen sowohl, als auch der sadduzäischen Priesterschaft erstanden war.

Er begriff, daß der junge Prophet der Synagoge gewachsen war, und konnte sich recht gut erklären, warum das ganze Sanhedrin seinen Tod verlangte.

Aber was kümmerten ihn die Synagoge und das mosaische Gesetz? Wenn das priesterliche Ansehen und der Einfluß des theokratischen Regiments ihren Ruin befürchten mußten, desto schlimmer für den Priesteradel. Weder er noch die Römer hatten Ursache, sich deswegen zu beunruhigen.

Der Prokurator verstand die Sanhedriten vollkommen, als sie ihm sagten, daß Jesus des Todes schuldig sei, weil er sich für den Sohn Gottes ausgegeben habe. Aber ihm, dem römischen Beamten und Bekenner des Polytheismus, wäre es doch lächerlich erschienen, sich über diesen Teil der Streitfrage ein Urteil anzumaßen. Sich für Gott ausgeben war in seinen Augen eine harmlose Torheit, aber keineswegs ein Verbrechen.

Alle Skeptiker Roms hätten seiner gespottet, würde er Jesus für ein solches Vergehen zum Kreuzestode verurteilt haben.

So antwortete er denn auch den Sanhedriten durch seine Haltung: „Was denkt ihr von mir?" Bin ich etwa ein Jude? Erwarte ich vielleicht einen Messias? Glaubt ihr, ich würde eure sämtlichen Propheten studieren, um zu wissen, ob die Züge, womit sie den Messias vorgezeichnet haben, auf Jesus von Nazareth passen?

„Ihr selbst hättet euch dieser Arbeit unterziehen müssen,

bevor ihr Jesus des Todes schuldig erklärtet; denn ihr glaubt an die Propheten und an das Erscheinen eines Messias. Aber auf diese Arbeit habt ihr verzichtet, und ich sollte mich damit abgeben? Was bildet ihr euch ein?"

Pilatus setzte indes dieses Selbstgespräch fort und sagte sich: „Kann ich andrerseits diesen Menschen dem Tode überliefern, weil er sich für den König der Juden ausgegeben hat?

„Aber dieses vorgebliche Königtum, ist es nicht wiederum eine harmlose Torheit? Er selbst hat erklärt, daß es nicht von dieser Welt sei; und wenn es nicht von dieser Welt ist, inwiefern kann es uns dann noch weiter interessieren? Warum sollte sich Rom dadurch beeinträchtigt fühlen?

„Was ist denn Schlimmes daran, daß sich der gutherzige Prophet, der seit drei Jahren dem Volke unzählige Wohltaten spendet, ein Reich in einer anderen Welt erträumt? Das ist eine Selbsttäuschung, ein Hirngespinst, eine Verrücktheit, oder, wie soll ich es nennen? aber ein Verrat, nein . . ."

Und von neuem erklärte Pilatus den Juden, daß er an Jesus keine Schuld finde.

Aber seine Erklärung wurde mit entsetzlichem Wutgeheul beantwortet. Und dieser Richter, der doch im Namen Roms sprach, der eine Kohorte von Legionären unter der Hand hatte, dessen Wink allein genügt hätte, um das ganze Gesindel dem Schwerte preiszugeben, dieser Richter zitterte vor der aufgehetzten und tobenden Menge.

Als er einsah, daß es ihm nicht möglich war, die Juden von der Unschuld Jesu zu überzeugen, fing er an, mit seinem eigenen Gewissen zu verhandeln, und versuchte, ihm die Schuld seines Gefangenen einzureden.

— „Was ist Wahrheit? fragte er sich kopfschüttelnd. Ich

weiß es nicht, und niemand weiß es. Wer weiß, ob dieser Jesus, der mir zwar unschuldig scheint, nicht doch schuldig ist? Und dann gibt er sich nicht einmal die Mühe, auf die Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht werden, zu erwidern.

„Warum soll ich es auf mich nehmen, ihn gegen die Häupter seiner Nation zu verteidigen, wo sie mich doch ohne Zweifel in Rom denunzieren und meine Abberufung fordern werden?

„Die Sanhedriten haben ihn verurteilt; sie behaupten, daß er schuldig, ja des Todes schuldig sei. Nur ich allein halte ihn für unschuldig. Nun bin ich aber vom Kaiser angewiesen, jeden Konflikt mit den Häuptern des jüdischen Volkes zu vermeiden.

„Ich werde somit ihrer Ansicht beipflichten, und weil sie um jeden Preis seinen Tod verlangen, will ich die Todesstrafe über ihn verhängen.

„Er hat kein römisches Bürgerrecht. Er ist Jude, und weil seine Nation nichts von ihm wissen, weil sie ihn beseitigen will, wäre es meinerseits töricht, dem Verlangen des Volkes zu widerstehen, da ich selbst Gefahr liefe . . .

„Und doch, dieser Mensch hat kein Verbrechen verübt; ich würde mich einer edlen Tat rühmen können, wenn ich ihn in Schutz nähme und der tobenden Menge antwortete: ‚Ich darf euch nicht gestatten, unschuldiges Blut zu vergießen. Ihr selbst habt mir diesen Menschen vorgeführt; Rom bewacht und beschützt ihn, und so lange ihr mich nicht von seiner Schuld überzeugt habt, werde ich ihn euch nicht ausliefern.'

„Gewiß, aber der mächtige römische Name, womit ich meinen Gefangenen decken möchte, wird er auch mich decken,

wenn die Hohenpriester mich bei Tiberius anschuldigen, daß ich einen Menschen frei gelassen habe, der sich selbst, in meiner Gegenwart, für den König der Juden ausgegeben hat?

„Majestätsbeleidigung! werden sie sagen, ein gestandenes Verbrechen, das der Angeklagte offen vor Gericht zugegeben hat! Und durch die Willfährigkeit des Prokurators straflos geblieben!

„Ich werde allerdings antworten können, das Reich dieses seltsamen Königs sei nicht von dieser Welt. Das wird Tiberius aber nicht verstehen. Selbst verstehe ich es nicht einmal; und er wird sagen, daß ein jeder, der Ansprüche auf den Thron Davids erhebt, der Todesstrafe verfallen ist.

„Um vor Tiberius Gnade zu finden, genügt es nicht unschuldig zu sein, man muß es auch scheinen.

„Aber dem Scheine nach wird dieser unglückliche Mensch als schuldig dastehen, und die Hohenpriester, die Schriftgelehrten, die Ältesten und dieser ganze Pöbel schreien, daß er es wirklich ist.

„Kann ich dafür, daß er die Religion seines Landes reformieren will, daß er so unklug war, sich in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen, mit Feinden, die mächtiger sind als er? Kann ich dafür, daß er vor dem Sanhedrin und vor mir selbst Worte gesprochen, die seine Sache nur gefährden können?

„Ich bin nicht verpflichtet, mich selbst zu opfern, um ihn zu retten, aber ich muß die öffentliche Ordnung aufrecht halten, und dieses Geschrei, womit sie seinen Tod fordern, sagt mir deutlich genug, daß diese Ordnung gestört ist und nur durch den Tod des neuen Propheten wiederhergestellt werden kann.

„Auf jeden Fall muß es damit ein Ende haben. Ich will nochmals einen Versuch machen, seine Feinde zu beschwichtigen; drängen sie auch dann noch auf seinen Tod, so will ich meine Hände in Unschuld waschen und ihn ausliefern . . ."

Das waren vermutlich die wechselnden Phasen des inneren Kampfes, den Pilatus gegen sein eigenes Gewissen führte; und wie wir glauben, beweisen sie deutlich genug, daß der Urteilsspruch nur ein Akt würdeloser Schwäche war, gestützt auf einen Schein von Gesetzlichkeit.

Der vorgebliche Grund wurde auf das Kreuz geschrieben: „König der Juden." Aber der wahre Grund war die Furcht vor Tiberius.

11. Ein Trauerzug.

Kurz nach elf Uhr vormittags hatte man für die schauerliche Hinrichtung die notwendigen Vorrichtungen getroffen. Der größte aller Frevel stand unmittelbar bevor. Der Mensch schickte sich an, Gott zu töten.

Wer waren die Schuldigen? An erster Stelle die jüdische Priesterschaft, insbesondere Kaiphas und Annas, die alles organisiert, alles angeordnet hatten. An zweiter Stelle das jüdische Volk, das die Priesterschaft unterstützt und ermutigt und die Meuterei veranstaltet hatte, um Pilatus einzuschüchtern. An dritter Stelle Pilatus, vielleicht weniger schuldig als die vorgenannten, weil er sich wirklich bemüht hatte, den Angeklagten zu retten.

Cajus war untröstlich. Aber der Befehl des Landpflegers hatte gelautet: expedi crucem, und er hatte ge-

horchen müssen. Denn er glaubte noch nicht an die Gottheit Jesu.

Schweren Herzens hatte er sich zu Claudia und Camilla begeben, um ihnen mitzuteilen, daß alles bereit sei; darauf hatte er den Trauerzug geordnet.

Unterdessen waren die beiden Frauen auf die höchste Terrasse der Burg Antonia gestiegen und konnten, über die Brüstung der Zinne gelehnt, der Leidensprozession durch die Tränen, die ihre Augen füllten, nachschauen.

Cajus, hoch zu Pferde, eröffnete den Zug an der Spitze einer Abteilung von Legionären.

Dann folgte Jesus, mit seinem Kreuze beladen, und nach ihm kamen zwei zum Tode verurteilte Räuber, die ebenfalls ihr Marterholz schleppten.

Die übrigen Soldaten der römischen Kohorte ritten langsam neben und hinter den Verurteilten einher, um den Zug gegen ein etwaiges Eindringen der ungeheuren Volksmenge zu schützen.

Freunde und Feinde Jesu, Fremde, die zum Osterfeste gekommen waren und sich für den jugendlichen Propheten interessierten, Gleichgültige, die nur des seltsamen Schauspiels wegen herbeigeeilt waren, sie alle bildeten ein fast unübersehbares Gewirre von Männern, Frauen und Kindern. Man sah Trachten in den verschiedensten Gestalten und Farben und hörte die verschiedenartigsten Sprachen.

Die Zahl der Zuschauer belief sich auf mehr als zwanzigtausend, jene nicht miteingerechnet, die von Mauern und Dächern herab den Zug betrachteten.

Es war eine ungestüme und lärmende Menge. Man schrie und gestikulierte. Die meisten erhoben Anschuldigungen

wider Jesus und verlästerten ihn; nur einige hatten den Mut, ihn zu verteidigen:

– Ich war mit dem Aussatze behaftet, sagte der eine, und er hat mich geheilt!

– Ich war taub und stumm, versetzte ein anderer, und er hat mir Gehör und Sprache wiedergegeben!

– Ich war gelähmt und an das Bett gefesselt, aber durch die Kraft seines Wortes bin ich jetzt rüstig und gesund!

– Ich war blind, und nun sehe ich!

– Schweigt, schrieen die anderen dazwischen, er ist ein Betrüger, und ihr seid es ebenfalls.

Bei der ersten Biegung des Weges, den man später als „via dolorosa" bezeichnet hat, versuchten einige Frauen die Reihen der Soldaten zu durchbrechen, um in die Nähe Jesu zu gelangen. Schon wollten die Soldaten sie mit Gewalt zurückdrängen, als Cajus sie bemerkte.

Es waren die Mutter Jesu, Mirjam und zwei oder drei andere.

– Belästigt diese Frauen nicht, gebot Cajus, und wenn sie folgen wollen, so wehret es ihnen nicht. Ihr seht doch ihren Schmerz, es sind Verwandte des Verurteilten.

Eine kurze Strecke weiter brach Jesus vor Erschöpfung unter der Last des Kreuzes zusammen; als dann Cajus eines Mannes ansichtig wurde, der durch das „Gerichtstor" in die Stadt gekommen war, forderte er diesen auf, das Kreuz bis außerhalb der Mauern zu tragen.

Die Menge wurde immer größer. Kaum war sie außerhalb des Tores, als sie gleich den Wogen einer steigenden Flut die Schluchten füllte und die Felsen bedeckte.

Claudia und Camilla folgten mit ihren Blicken dem betrüben-

den Schauspiel und beobachteten wehmütig die einzelnen Vorgänge. Die römische Kohorte, die Jesus beständig umringte, bewegte sich regelmäßig und wie im Takte vorwärts. Reiter und Rosse, in blendender Rüstung von Stahl und Eisen, erglänzten von weitem wie ein breites Schilddach bei einem Sturmangriff auf den Kalvarienberg.

Weiße Staubwirbel verhüllten hin und wieder den Zug und entzogen ihn den Blicken, während dichte Wolken den Himmel bedeckten. Aber von Zeit zu Zeit drang ein Sonnenstrahl durch einen Riß des finsteren Wolkengebildes und warf über das düstere Gemälde einen gespensterhaften Schein.

Die Luft war drückend und trübe und wie in Todesschlaf erstarrt.

Endlich hatte der Trauerzug die Höhe des Golgatha erreicht. Es war dies ein felsiger Hügel, nur wenig erhaben und außerhalb der Stadtmauer gelegen; vom Berge Moriah war er durch das Tyropöontal getrennt. Die Burg Antonia, welche diesen ganzen Gesichtskreis beherrschte, war also der geeignetste Aussichtspunkt, um die Vorgänge auf dem Kalvarienberge zu beobachten.

Ein doppelter Gürtel von Soldaten umgab den Felsen, um die Menge fernzuhalten.

Plötzlich zerriß der dichte Wolkenvorhang, der den Himmel verschleierte, und wie aus einem tiefen, lohenden Glutofen brach ein blutigroter Sonnenstrahl hervor, der sich über die schauerliche Szene der Kreuzigung ergoß.

Claudia und Camilla sahen dann ganz deutlich, wie Jesus inmitten des Kreises von Soldaten seiner Kleider beraubt, emporgehoben und mit Nägeln an das Kreuz geheftet wurde, das die Henker in einer Spalte des Felsens befestigt hatten.

Ihre Augen schlossen sich vor Entsetzen; als sie dieselben wieder öffneten, sahen sie nichts mehr.

Der Wolkenschleier hatte sich wieder zusammengezogen und war noch dichter geworden. Finsternis bedeckte den Kalvarienberg, und Jerusalem war in eine tiefe und geheimnisvolle Nacht gehüllt.

Es war Mittag; die beiden Frauen kehrten in ihre Gemächer zurück und fragten sich, ob die Sonne wohl für immer erloschen sei.

12. Auf dem Kalvarienberge.

Die Finsternis, die über Jerusalem lagerte, nahm fortwährend zu und wurde geradezu beängstigend. Eine Sonnenfinsternis konnte es nicht sein, da es eben Vollmond war. Was für eine Erscheinung mochte also den hellen Tag in düstere Nacht verwandelt haben?

O ihr alle, die ihr ein Zeichen vom Himmel verlangtet, um an Jesus zu glauben, seht ihr nun dieses Zeichen? Doch nein; denn Augen habt ihr, aber nicht um zu sehen.

Bald hatte sich der Schrecken der gleichgültigen Zuschauer bemächtigt, und schweigend zogen sie sich in ihre Wohnungen zurück.

Andere dagegen, weniger furchtsam, fingen an, sich leise zu unterhalten und fragten sich, ob dies nicht gar das von dem jugendlichen Propheten angekündigte Ende der Zeiten sei.

Mehrere von den heiligen Frauen glaubten es. Denn nicht einmal eine Stunde war es her, daß Jesus ihnen diese Weissagung wiederholt hatte, als es ihnen nämlich gelungen

war, sich in seine Nähe zu drängen. Auf dem Wege nach Kalvaria hatte er ihr Schluchzen gehört und ihnen gesagt: „Töchter Jerusalems, weint nicht über mich, sondern weint über euch selbst und eure Kinder! Denn siehe, es werden Tage kommen, da man sagen wird: Selig die Kinderlosen und die Leiber, die nicht geboren, und die Brüste, die nicht genährt haben. Dann werden sie anheben den Bergen zu sagen: Fallt über uns, und den Hügeln: Bedeckt uns! Wenn sie aber das am grünen Holze tun, was wird mit dem dürren geschehen?"

Wann sollten diese schrecklichen Weissagungen in Erfüllung gehen? Sie wußten es nicht, aber vielleicht hatte es schon begonnen.

Sie waren Jesus bis zum Ende gefolgt, ohne daß sie vermocht hätten, ihren Tränen Einhalt zu gebieten. Denn zum ewigen Ruhme wird es den Frauen gereichen, daß die Evangelien, obwohl sie von Männern geschrieben sind, keiner einzigen Vertreterin ihres Geschlechtes gedenken, die Jesus in den Tagen der Trübsal und des Verrates verlassen hätte.

Und nun umringen sie das Kreuz, wie ihnen Cajus nach beendigter Hinrichtung gestattet hatte.

Aufrecht, die Augen trocken, aber gerötet von den vielen Tränen, die sie seit der Morgenfrühe vergossen hatte, die Wangen bleich und eingefallen, stand Maria, die Mutter Jesu, ganz in der Nähe ihres Sohnes. Bald neigte sie ihr Haupt und umfing seine Knie, bald erhob sie den Blick gen Himmel und flehte mit leiser Stimme: O Jehovah, hab Erbarmen! Dein Sohn ist auch mein Sohn; für das Heil der Welt bringe ich ihn dir zum Opfer dar!

Mirjam, auf den Knien liegend, mit lang herabwallen-

den Haaren, das Haupt mit einem schwarzen Schleier umwunden, umfaßte krampfhaft den Kreuzesstamm, während sie die Füße des Gekreuzigten mit Tränen und Küssen bedeckte.

Die anderen Frauen, in dunklen, faltenreichen Gewändern, das Haupt in lange Trauerschleier gehüllt, saßen am Boden und ergingen sich in Weheklagen. Ihre Blicke waren unverwandt auf den vielgeliebten Meister gerichtet, dessen blutüberströmter Leib sich wie ein großes Gespenst von der nächtlichen Finsternis abhob.

Neben Maria stand der Lieblingsjünger, das Haupt auf die Brust gesenkt und sprachlos vor Schmerz. Alle Kräfte seines Wesens vereinigte er mit dem großen Opfer, dem er beizuwohnen gewürdigt war.

Sein vielgeliebter Meister war dabei Schlachtopfer und Priester zugleich, und er selbst, am Altare des Neuen Bundes stehend, brachte wie Maria das erhabene Osterlamm dem Allerhöchsten dar.

Auf dem Kalvarienberge war auch der Jünger, den Jesus zum Fürsten der Apostel bestellt, und der ihn so schmählich verleugnet hatte. Wahnsinnig vor Schmerz hatte er die letzten zwölf Stunden umhergeirrt, zunächst zwischen den Gräbern im Tale Josaphat, dann unter den Säulenhallen des Tempels und in der Nähe des Prätoriums.

Während der Nacht war er Judas beim Absalomsgrabe begegnet; in der ersten Erregung hatte er sich auf den Verräter stürzen wollen, um ihn zu erwürgen. Indes gleich hatte er sich gesagt: ich bin ebenso schuldig als er. Und voll Abscheu vor sich selbst wie vor Judas war er nach dem Garten Gethsemani geflohen. Dort war er in der Todesangstgrotte bis zum Morgen geblieben und hatte den Boden,

der vom blutigen Schweiße seines Meisters noch durchtränkt war, mit einer Flut von Tränen bedeckt.

Bei Tagesanbruch hatte er nicht gewagt, in den Palast des Hohenpriesters zurückzukehren; dieser Schauplatz seines Verbrechens, wo die vollzählig versammelten Sanhedriten den Tod Jesu endgültig beschlossen, flößte ihm Schrecken ein.

Aber im Vorhofe des Prätoriums hatte er inmitten der dichtgedrängten Menge, je länger desto schmerzlicher ergriffen, die Einzelheiten des großen gerichtlichen Dramas verfolgt; und noch immer zwischen der Menge verloren, hatte er am Trauerzuge teilgenommen.

Als er Jesus am Kreuze erblickte, fiel er auf sein Angesicht und glaubte, daß er mit ihm sterben würde. Aber eine Flut von Tränen erleichterte ihm das Herz; bald erhob er sich wieder und schlich sich durch die Soldaten, um seinen Meister aus größerer Nähe zu sehen.

Da erhob der göttliche Dulder am Kreuze sein Haupt und warf ihm einen langen Blick zu. Das war nicht mehr jener anklagende Blick, der im Vorhofe des Hohenpriesters sein Gewissen durchbohrt hatte, nicht der Blick des zornentbrannten Richters, der das fliehende Antlitz des Verräters verfolgt.

Es war ein Blick voll Wehmut und Mitleid, voll Erbarmen und verzeihender Milde. Es war der Blick des tiefgerührten Vaters bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Jesus schien zu sagen: Armer Petrus! Wie groß ist doch dein Schmerz, ich verzeihe dir. Ich gedenke nicht mehr deiner Verleugnung, sondern nur noch deines Glaubens und deiner Liebe, die du mir so innig und aufrichtig beteuert hast.

Außerhalb des Kreises von Soldaten bewegte sich eine Menge, die ausschließlich aus Feinden Jesu zu bestehen schien.

Und doch, so manche Freunde zählte er in dieser Menge; viele davon hatten sich an seinem glorreichen Einzuge beteiligt, vor kaum fünf Tagen hatten sie ihm noch begeistert zugejubelt. Dort waren sie auch, die er mit seinen Wohltaten überhäuft, die er in der Wüste wunderbar gespeist, deren Krankheiten und Gebrechen er geheilt hatte.

Indes, unter diesen Freunden der ersten Stunde, die nach Tausenden zählten, wieviel Undankbare, wie viele, die der Wohltaten nicht mehr gedachten, wieviel Schwächlinge, wieviel Feiglinge!

Vielleicht bildeten sie die Mehrzahl, aber sie hatten nicht einmal den Mut, sich zu zählen. Aus Selbstsucht, aus Furcht, aus Feigheit schwiegen sie und ließen den Dingen ihren Lauf.

So geschieht es bei allen revolutionären Bewegungen. Da ist es immer die gehässige und gewaltsame Minderheit, die der Mehrheit ihren Willen aufzwingt und die Herrschaft an sich reißt.

Auf dem Kalvarienberge stand sie übrigens unter der Leitung mächtiger Führer, der Hohenpriester, der Schriftgelehrten und der Ältesten, und nichts ist schrecklicher als ein Religionskrieg, wenn der Pöbel durch den Haß des Göttlichen überreizt ist.

Es glich einem tosenden Meere, dessen Wogen an den Kalvarienberg schlugen und aus dessen Tiefe Flüche und Lästerungen emporstiegen:

– Ha, der du den Tempel Gottes zerstörst und ihn in drei Tagen wieder aufbaust, rette dich selbst!

– Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom

Kreuze! Und diese Wunder, die sie für unmöglich hielten und wozu sie ihm die Macht absprachen, Jesus schickte sich bereits an sie zu wirken, wie wenig es auch sein Schweigen vermuten ließ. Die Zerstörung dieses herrlichen Gottestempels, seines eigenen Leibes, war nun bald vollendet, und in weniger als drei Tagen sollte er ihn wieder aufbauen. Der andere Tempel aber, den Jehovah so lange Jahrhunderte bewohnt hatte, sollte fortan leer stehen.

Nur einige Stunden noch und er sollte vom Kreuze herabsteigen, bis zum dritten Tage im Grabe ruhen und dann machtvoll zu einem neuen, herrlichen Leben auferstehen!

Die Hohenpriester, stolz auf den errungenen Sieg, fügten zu den Lästerungen des Pöbels ihr Gespötte, das sie für überaus geistreich hielten.

– „Andere hat er gerettet, schrieen sie, und sich selbst kann er nicht retten!" . . .

Wie, nun gebt ihr zu, daß Jesus andere gerettet hat? Warum habt ihr es denn bis heute geleugnet? Und warum leugnet ihr jetzt noch, daß er sich selbst retten könne? Laßt ihn nur sein Werk vollenden. Noch einige Blutstropfen hat er zu vergießen, um euch zu retten; hat er dies einmal getan, so wird er sich selbst retten!

Aber die Schmähungen, die Herausforderungen und die Lästerungen des Pöbels, das Gespötte und das Triumphgeschrei der Sanhedriten beantwortete Jesus mit Schweigen.

– „Diesmal, sagten die Hohenpriester, sich die Hände reibend, diesmal sind wir gründlich mit ihm fertig geworden. Wir haben vollständig gesiegt. Und nicht nur besiegt, sondern vernichtet ist er, der es da wagte, sich für den Sohn Gottes auszugeben!

„Was bleibt ihm nach all seinen Arbeiten, Predigten, Wanderungen, vorgeblichen Wundern? Nichts. Was hat er zustande gebracht? Nichts. Er ist gänzlich hülflos. Es ist endgültig mit ihm aus, und er kehrt in das Nichts zurück, woher er gekommen ist.

„Kein Fleckchen Erde, kein Stück Möbel, keinen Denar, nicht einmal ein Andenken kann er seinen Freunden hinterlassen.

— „Und seine Freunde? Aber deren hat er nicht mehr. Die ihm nachfolgten, haben ihn verlassen oder verraten . . .“

So war es in der Tat, und es war nicht alles.

Jesus hatte wenigstens Kleider. Nun hat er sie nicht mehr, man hat ihn derselben beraubt; die Soldaten haben sie unter sich verteilt, und um das nahtlose Gewand, das nicht geteilt werden konnte, haben sie das Los geworfen.

Jesus hatte den Ruf eines Weisen und Gelehrten. Nun hält man ihn für einen Toren. Er scheint den Gebrauch der Sprache verloren zu haben, und vor Gericht ist er nicht imstande gewesen, sich zu verteidigen. Selbst der Ruf seiner Heiligkeit ist vernichtet, da die Gerechtigkeit ihn als Verbrecher verurteilt hat.

Jesus war ein Wundertäter, wie solchen die Welt niemals gekannt hatte. Nun ist er die Ohnmacht selbst; nicht einmal den Trieb der Selbsterhaltung hat er bewahrt.

Er war das schönste aller Menschenkinder. Und nun sieht ihn, bedeckt mit tausend Wunden, entstellt, wahrhaft häßlich anzuschauen.

Er hatte einen Jünger, den er zärtlich liebte, eine Mutter, die ihm alles war: diese bleiben ihm doch wenigstens?

— Ja, aber auch ihrer wird er sich entäußern.

Hört! Hört! Er hat die Sprache wiedererlangt:

— „Weib, siehe deinen Sohn! Johannes, siehe deine Mutter!“

Bleibt ihm noch etwas übrig? Sein nackter Leib vielleicht? Nein, der gehört der menschlichen Gerechtigkeit! . . .

* * *

Ha, Satan, wie höhnisch mußtest du lachen an jenem Tage über ihn, den du drei Jahre zuvor auf einen hohen Berg entführtest, dem du alle Reiche der Erde anbotest, und der sie verächtlich zurückwies!

Ha, Pharisäer, Sadduzäer, Herodianer, stimmt ein in eure Triumphlieder! Denn Jesus ringt mit dem Tode. Die schreckliche Vision, die ihn im Garten Gethsemani zu Boden wirft, zieht wieder an seinem Geiste vorüber. Die große Woge von Blut kommt heran, bäumt sich auf und schlägt an den Fuß des Kreuzes. Noch einen Augenblick, und sie wird alles verschlingen. Sein blutiges Haupt ist kraftlos auf seine Brust herabgesunken. Das herabfallende Haar bedeckt sein erhabenes Antlitz und verhüllt seine Augen. Mit klagender Stimme hat er das peinliche Geständnis seiner Ohnmacht abgelegt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

— Feinde Jesu, ihr alle jubelt; aber beeilt euch, denn die Stunde eurer Niederlage ist nahe! Und alles, was ihr verloren glaubt, ist gerettet! Und alles, was euch vernichtet scheint, wird von neuem beginnen!

Jesus haucht den letzten Seufzer aus. Aber in diesem letzten Augenblick erhebt er sein Haupt und stößt einen Schrei aus so mächtig, daß er wie die Posaune des jüngsten Gerichtes bis in die Tiefe der Gräber dringt. Der Tempel

Salomos hat ihn vernommen, seine ehernen Tore öffnen sich von selbst, und der Vorhang des Allerheiligsten reißt mitten entzwei; das Licht auf dem großen goldenen Leuchter erlischt, die Erde bebt, die Felsen spalten sich, die Gräber öffnen sich, und die Toten stehen auf.

Gewiß seltsam, daß ein Besiegter so der Welt seine Niederlage kundtut!

Die Sonne hatte bereits ihr großes Trauergewand angelegt; nun ist es die Erde, die vor Schmerz erbebt. Und für die Lebendigen, die den wahren Triumphator nicht anerkennen wollen, erheben sich die Toten, um seinen Sieg zu verkünden.

O, der ungeheuerlichen Verirrung menschlicher Freiheit. Die mit Vernunft begabte Schöpfung ist gegen die Stimme ihres Schöpfers taub geblieben, aber die leblose Natur hat sie gehört!

Der verzweifelte Aufschrei eines Gottes hat die Herzen der Menschen nicht gerührt, aber die Tiefen des Himmels und der Erde hat er erschüttert!

Und doch nach diesem letzten Schrei, den Jesus auf Erden ausstieß, und in dem feierlichen Schweigen, das darauf folgte, vernahm man eine menschliche Stimme, die erste, die den Mut fand, den Verfolgern dieses große Wort des Glaubens entgegenzurufen: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!"

Du hast den Centurio wiedererkannt.

V. Der Triumph des Gottessohnes.

1. Die Liebe stärker als der Tod.

Der Tod hatte vollständig und allem Anscheine nach auch endgültig gesiegt.

Die weltliche und die geistliche Obrigkeit hatten sich verbunden, um den Mann, der ihnen unbequem war, zu beseitigen, und das Volk hatte sich an ihrem Verbrechen mitschuldig gemacht. Unter einem Felsenhügel, in einem fest verschlossenen und versiegelten Grabe, hielt ihr unschuldiges Opfer seinen letzten Schlaf.

Nach menschlichem Ermessen war nun alles zu Ende. Von dem großen Propheten, dem großen Lehrer und Wundertäter war nichts mehr übriggeblieben, und auch im Herzen seiner entmutigten Jünger würde sein Andenken bald gänzlich erloschen sein.

Nur sein Kreuz war auf dem Kalvarienberge stehen geblieben; aber wer glaubte damals, daß es einst als Siegeszeichen erglänzen würde? Wer hätte auch nur geahnt, daß es eines Tages der große, herrliche Lebensbaum der Menschheit werden sollte?

Indes, immerhin gab es noch Seelen, die Jesus von Nazareth treu geblieben waren und in ihrem innersten Wesen

die drei großen Gefühle bewahrten, die das übernatürliche Leben ausmachen: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe.

Der Tod vernichtet die Menschen, nicht aber die Gesinnungen, Ideen und Lehren, die Keime des Lebens in sich bergen.

In einer schlichten Wohnung auf dem Berge Sion konnte man Petrus und Johannes beten und weinen sehen. Ihn beweinten sie, den sie so sehr geliebt hatten, den sie noch aus ganzer Seele liebten, ihren Meister, ihren Vater, ihren Freund. Zu wem beteten sie? Zu ihm, der ihnen gesagt hatte, daß er der Sohn Gottes war.

Und hätte ihnen jemand gesagt: Er ist nicht mehr, euer Gebet vernimmt er nicht, und niemals werdet ihr ihn wiedersehen, sie würden geantwortet haben: Wir werden ihn wiedersehen in seinem Reiche, wohin er gegangen ist, uns eine Wohnung zu bereiten.

Gestern noch hatte er vom Kreuze herab von seinem Reiche gesprochen und dem guten Schächer verheißen, daß er noch am Tage selbst bei ihm im Paradiese sein werde.

Im Cönaculum hatten die übrigen Jünger und mehrere von den heiligen Frauen die Nacht unter Gebet und Tränen zugebracht. Nun begriffen sie, wie sehr sie ihn liebten, ihren guten Meister, dem sie drei Jahre lang gefolgt waren, und welche Lücke sein Tod in ihrem ferneren Leben zurücklassen würde.

Und dort unten in Galiläa hatte man den Boten, die zuerst die Nachricht von der Kreuzigung überbrachten, nicht einmal Glauben geschenkt. Nein, das war nicht möglich, der Gebieter über Leben und Tod konnte nicht wie ein gewöhnlicher Mensch getötet worden sein. Was sollte aus

Galiläa werden, wenn er nicht mehr war? Wie sollte man es verschmerzen, daß man sein Antlitz nicht mehr sehen, seine Stimme nicht mehr hören durfte?

Die Trauer war tiefgehend und allgemein, denn sie stand im Verhältnis zur Größe der Liebe.

Hatten alle diese Getreuen die Weissagung des Meisters vergessen, daß er am dritten Tage wieder auferstehen würde?

Nein, aber sie war ihnen noch zu geheimnisvoll. Lazarus hat er auferweckt, sagten sie sich, und zuvor hatte er uns bereits so viele Beweise seiner Macht gegeben, daß uns dieses große Wunder nicht mehr in Staunen versetzte.

Nun ist er aber selbst tot, und wer soll ihn auferwecken? Wie wird es übrigens mit dieser Auferstehung zugehen? Wird er sein früheres Leben mit uns fortsetzen? Und die drei Tage, sind sie im buchstäblichen oder im bildlichen Sinne zu verstehen? . . .

Diese Fragen gingen ihnen durch den Sinn, ohne daß sie jedoch dabei verweilt hätten. Sie vermieden es sogar, sich weiter damit zu beschäftigen.

Der Schmerz hatte sie ganz überwältigt. Sie waren in ihrer Liebe getroffen; und ohne sich um die künftigen Geheimnisse zu kümmern, verharrten sie in dem Glauben, daß nicht alles zu Ende sei, und sie erwarteten, was da kommen sollte, wenn es auch noch so undurchdringlich verschleiert vor ihnen lag.

Der Sieg des Todes war also doch kein vollständiger Triumph. Gewiß, das geliebte Wesen hatte er hinweggerafft, aber die Liebe, die es eingeflößt hatte, war im Herzen der Menschen lebendig geblieben. Sie hatte sogar an Kraft gewonnen, und mehrere, wie Gamaliel, Nikodemus, Claudia

und Camilla, hatten erst nach dem Tode des Gekreuzigten begriffen, wie sehr ihr Herz ihm angehörte.

Selbst die Hohenpriester begannen an ihrem Siege zu zweifeln. Sie hatten gewähnt, daß der Tag nach dem Tode ihres Opfers sich zu einem öffentlichen und allgemeinen Freudenfeste gestalten würde; und doch war niemals ein Sabbat so düster und so traurig gewesen.

Alles schien der Verwüstung anheimzufallen, und selbst der Tempel war verödet, infolge der schauerlichen Ereignisse, die sich tags zuvor darin zugetragen hatten und die niemand zu erklären vermochte.

Die Neugierigen, die tags zuvor in so großer Menge zum Kalvarienberge hinaufgestiegen waren, hatten bestürzt und sich an die Brust schlagend den Ort des entsetzlichen Frevels verlassen; und nun, da Jesus tot war, erklärten mehrere sich als seine Jünger.

Auf dem Wege nach Cäsarea befand sich Pilatus auf der Flucht, erschüttert von dem Gedanken, daß er dem Gottmenschen gegenüber gestanden hatte; und neben ihm ritt Cajus, in seiner doppelten Liebe getroffen, aber unerschütterlich in seinem Glauben an den Gekreuzigten und entschlossen, ihm alles zu opfern, selbst die schönsten Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft und die zärtlichsten Gefühle seines Herzens.

Um jedoch seinen Seelenzustand zu verstehen, ist es notwendig zu berichten, was sich abends zuvor zwischen dem neuen Jünger Jesu und seiner vielgeliebten Camilla zugetragen hatte.



2. Der Glaube stärker als die Liebe.

Die Nacht brach schon herein, als der Centurio vom Kalvarienberge zurückgekehrt im Palaste des Landpflegers erschien, wo er Camilla und Claudia weinend beisammen fand.

Tief bewegt erzählte er ihnen die letzten Augenblicke des Gekreuzigten.

– Was wird mit seinem Leichnam geschehen? fragten sie ängstlich.

– Seid deswegen unbesorgt, er ruht bereits in der schönen Gruft Josephs von Arimathäa.

– Jetzt schon! Aber erzähle uns doch, wie das so schnell möglich gewesen ist.

– Höret also: Joseph von Arimathäa besitzt auf der Norwestseite des Kalvarienberges ein Landgut. Sein Garten umfaßt sogar noch einen Teil des Felsens. Nun hat unser Freund vor einigen Monaten in diesem Felsen eine Gruft für sich und seine Familie herrichten lassen.

Das war, wie mir scheint, eine höhere Eingebung. Denn kaum hing Jesus von Nazareth am Kreuze, als Joseph von Arimathäa sich gesagt hat: meine Gruft wird für ihn sein; für ihn, den Gebieter der Welt, der nicht einmal ein Fleckchen besitzt, wo man ihn bestatten könnte.

Und seiner Bitte, ihm den Leichnam zu überlassen, um demselben ein ehrliches Begräbnis zu sichern, hat der Landpfleger sogleich willfahren.

Nikodemus ist unterdessen in die Stadt zurückgekehrt, um die Grabtücher und die notwendigen Salben zu kaufen. Sobald ich den Tod des Gekreuzigten feststellen konnte, habe ich gestattet, ihn vom Kreuze abzunehmen, und unsere beiden

Freunde haben mit Hilfe der Jünger und der heiligen Frauen die Salbung, die Aufbahrung und das Begräbnis vorgenommen.

Ein Pfad von kaum zweihundert Fuß Länge schlängelt sich vom Kreuze bis zum Eingang der Gruft hinab, und Joseph von Arimathäa selbst hat die ganze Bestattung geleitet.

Wegen der Sabbatruhe, die soeben begonnen hat, ist alles in Eile geschehen, so daß die traurige Feier schon vor Sonnenuntergang beendigt war.

– O Cajus! Welche Trauer! Wie sind diese schrecklichen Ereignisse doch überstürzt worden! Gestern noch stand er in der Fülle des Lebens. Noch vor drei Tagen hallte der Tempel von den Weherufen wider, die er den Pharisäern entgegenschleuderte!

Und nun ist er nicht mehr!

Hast du den Prokurator gesehen?

– Ja. Er selbst ist aufs äußerste bestürzt und will unverzüglich nach Cäsarea abreisen; mir hat er Befehl erteilt, ihn dorthin zu begleiten.

– Du mußt also fort?

– Ach, leider, Camilla, und es ist keine Trennung für einige Tage nur. Ich habe den Tod im Herzen und komme, um von dir Abschied zu nehmen.

– Um Abschied zu nehmen? Was willst du damit sagen?

– Verstehe mich wohl, teuerste Freundin.

Vor fünf Tagen, wie du dich erinnerst, hielt Jesus von Nazareth seinen feierlichen Einzug in Jerusalem. Wir freuten uns dieses herrlichen Triumphes, der uns die Hoffnung gab, daß Jesus seine Feinde besiegen würde; aber deinem Vater mißfiel unsere Begeisterung, und des Abends ließ er mich

zu sich kommen, um mir seine Willensentschlüsse hinsichtlich unserer Liebe kundzutun.

– „Deine Gefühle für meine Tochter, hat er mir gesagt, haben zunächst meinerseits nicht den geringsten Widerstand gefunden, und eure Verbindung wäre vielleicht der Trost meiner alten Tage geworden. Aber deine offenen und bedenklichen Sympathien für Jesus von Nazareth haben mich gezwungen, dir gegenüber eine andere Stellung einzunehmen. Merke dir wohl, was ich jetzt sage:

– Niemals werde ich zugeben, daß Camilla sich einen Anhänger dieses Betrügers zum Gatten erwähle. Er ist ein Feind meiner Nation und meiner Religion. Wenn du endgültig in diese Sekte eintrittst, wird jeglicher Verkehr zwischen uns aufhören, und wisse übrigens, daß du deiner gesellschaftlichen Stellung und deines Ranges verlustig gehen und deine eigene Zukunft vernichten würdest."

Dieser unabänderlichen Willensäußerung deines Vaters habe ich mich schweigend unterworfen, Camilla. Und nun komme ich dir mitzuteilen, daß in der Tat das vorhergesehene Ereignis eingetreten ist: Ich bin ein Jünger Jesu geworden. Ja heute, auf dem Gipfel des Kalvarienberges, als er seinen letzten Seufzer aushauchte, habe ich laut erklärt, daß er der Sohn Gottes war. Mein neuer, unerschütterlicher Glaube schafft zwischen deiner Familie und mir eine zu tiefe Kluft. Jeder weitere Verkehr muß infolgedessen abgebrochen werden, und darum sage ich dir „Lebewohl".

– O mein teurer Cajus, haben wir für Jesus von Nazareth denn nicht die nämlichen Sympathien gehegt? Und sein Tod, betrübt er mich nicht, wie dich selbst auch? Beweinen wir ihn miteinander, und halten wir sein Andenken in Ehren.

Aber was können wir für ihn tun, jetzt da er tot ist? Und was kann er für uns tun? Mir kommt es vor, als habe der Tod, der in so schrecklicher Weise alles wieder ausgleicht, diese außergewöhnliche Persönlichkeit, deren Macht uns übernatürlich schien, in ihre menschlichen Grenzen zurückgeführt; und ich vermag kaum zu begreifen, daß dein Glaube an ihn noch wachsen könne, nun da seine Rolle zu Ende ist.

– Seine Rolle ist nicht zu Ende, Camilla. Die Gottheit kann nicht sterben; und ihr Werk bedarf der Verteidiger vor allem dann, wenn es scheinbar verloren ist.

– Cajus, du hast einen edlen Sinn, und ich bewundere deinen Mut; aber ich bitte dich um unserer Liebe willen, nochmals reiflich zu überlegen; und möchtest du bei der Begeisterung, die dich heute beseelt, nicht den morgigen Tag aus dem Auge verlieren . . .

Fürchtest du nicht mein Herz zu brechen, so fürchte wenigstens deine Zukunft zu vernichten und so manche teure Bande zu zerreißen. Denke an deine Familie, deren Ehre und Hoffnung du bist, an deine römischen Freunde, und nicht zuletzt an deine Vaterstadt selbst, die sicherlich unbestrittene Rechte auf dich hat.

– Das alles habe ich wohl erwogen, und fast möchte ich verzweifeln bei dem Gedanken, daß mein Glaube als erstes Opfer den Verzicht auf meine Liebe von mir fordert. Nicht nur wird dein Vater niemals deiner Verbindung mit einem Jünger des Gekreuzigten zustimmen; ich selbst sogar würde mich ihr widersetzen, auch wenn er seine Einwilligung dazu gäbe. Mein Gewissen würde sich sträuben, den Bund für das Leben mit einem Weibe zu schließen, das meinen Glauben nicht teilt.



– O Cajus! du brichst mir das Herz.

– Camilla, ich verstehe deinen Schmerz, und vielleicht leide ich mehr als du. Ich liebe dich aus innerster Seele, aber ich glaube an Jesus von Nazareth; er ist mein Gott, und ihm gehört fortan mein Leben. Eines Tages vielleicht wirst du begreifen, daß der Glaube stärker ist als die Liebe, oder mit anderen Worten, daß die Liebe dem Glauben gegenüber rechtlos ist.

Lebewohl für immer, wenn nicht eines Tages mein Gott auch dein Gott werden soll.

3. Doppelte Trauer.

Am folgenden Tage schrieb Camilla in das für ihre Mutter bestimmte Tagebuch: Eine doppelte Trauer lastet auf meiner Seele. Nun begreife ich, was Mirjam mir kürzlich noch klar zu machen suchte, daß nämlich im Menschenherzen Raum genug ist für eine zweifache Liebe: für eine natürliche und rechtmäßige und für eine übernatürliche Liebe.

Von diesen beiden Gefühlen war mein Herz ganz durchdrungen, und nun sind mir beide zu gleicher Zeit geraubt worden! O der gute und sanftmütige Prophet von Nazareth, wie war er mir doch teuer!

Ich war von idealer Liebe zu ihm hingerissen; von jener Liebe, womit man das Gute, Wahre und Schöne umfaßt. Ich liebte ihn, wie ich Gott lieben würde, wenn ich ihn kennte.

Schon längst glaubte ich nicht mehr an Jupiter und fühlte mich zu Jehovah hingezogen; aber wie soll ich an ihn glauben, da ich sehen mußte, wie seine nichtswürdigen Priester den

besten, unschuldigen und vollkommensten Menschen dem Tode überlieferten?

O Mutter, wenn Gott jemals auf Erden gewesen ist, so konnte es nur Jesus sein! Aber Gott stirbt nicht, und er ... er ist tot.

Welch ein namenloses Unglück! Der große Tröster in allen Leiden, der große Arzt, der alle Gebrechen und Krankheiten heilte, der unvergleichliche Redner, der alles Schöne, was jemals der Menschengeist ersann, in Schatten stellte, der mächtige Bezwinger des Todes, er ist tot!

Kannst du das begreifen, Mutter? Er ist tot, er, der Lazarus wieder zum Leben auferweckt hatte! Er ist tot, er, der den Winden, den Stürmen, dem Meere, den bösen Geistern gebot!

Und wenn ich bedenke, Mutter, daß Pilatus, der Gemahl meiner teuren Schwester Claudia, sich dazu hergegeben hat, das Urteil der Priesterschaft zu bestätigen und vollziehen zu lassen! Was für eine unwürdige Schwäche! Laut erklärte er Jesus für unschuldig, und doch hat er seinen Tod angeordnet!

O, ich begreife seine Unruhe. Er wagte nicht mehr, uns in die Augen zu schauen, und mitten in der Nacht ist er nach Cäsarea abgereist, entrüstet über die Hohenpriester, die ihm den ungerechten Urteilsspruch erpreßt haben, und unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen dieses niederträchtige und stumpfsinnige Volk, das ihm unaufhörlich zurief: „Ans Kreuz mit ihm!" Er hat sich ein Pferd satteln lassen und ist mit einer Schutzwache aufgebrochen; denn er wollte den Anbruch des Tages nicht mehr erwarten. Der Anblick Jerusalems und dieses schrecklichen Volkes war ihm unerträglich geworden.

Und mein edler Cajus begleitet ihn, er befehligt die Schutzwache. Auch ihn beweine ich, denn er ist mir verloren!

Mein geliebter, mein einziger Cajus, für mich ist es, als wäre er tot. Denn er hat sich als Jünger Jesu erklärt, und mein Vater hat ihm jeglichen Verkehr mit mir untersagt.

O Mutter, wie darf jene sich glücklich schätzen, die zugleich Jüngerin Jesu und Gattin eines Cajus sein wird!

Du weißt, wie sehr er für mich eingenommen war, und wie innig er mich liebte. Aber es gab einen Mann, den er mehr als mich bewunderte, und der seiner Liebe würdiger war als ich; es war der Prophet von Nazareth. Von weitem schon, ohne es ihm jemals gesagt zu haben, fühlte er sich zu ihm hingezogen, und er liebte ihn.

Und weißt du auch, in welchem Augenblick er seinen Glauben laut und feierlich bekundet hat? Als er gesehen hat, wie Jesus von denen selbst, die er auserwählt hatte, verraten und verlassen wurde, wie der Pöbel ihn verhöhnte, verlästerte und verspie, wie die Sanhedriten und der Prokurator ihn zum Kreuzestode verurteilten! Da hat sein edles Herz sich gegen so viel Ungerechtigkeit empört! Als er gesehen hat, wie sein Held, tags zuvor noch so mächtig, in äußerster Hilflosigkeit seinen letzten Seufzer aushauchte, wie mit ihm zugleich alle Hoffnung und alle Begeisterung der Freunde von gestern dahinstarb, da hat er mutig seinen Glauben bekannt.

Aufrecht vor dem Kreuze hat er angesichts der Lästerer und der Feiglinge mit gezücktem Schwerte dem großen Besiegten seinen Gruß entboten und ausgerufen: Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.

O Mutter, wenn Cajus n Irrtum ist, so ist dieser Irrtum schöner als die Wahrheit.

Was soll aus mir werden? Und unsere arme Claudia leidet nicht weniger als ich. Denn auch sie liebte den wunderbaren Propheten, und alles, was in ihren Kräften stand, hat sie getan, um Pilatus zu bewegen, ihn nicht zu verurteilen. Aber Pilatus fürchtete sich vor einem Kampfe mit den Sanhedriten, die ihn in Rom denunziert und seine Abberufung gefordert hätten.

Wie gepeinigte Seelen irren wir durch die weiten Räume der Burg Antonia. Diesen Morgen sind wir auf die Dachterrasse gestiegen und haben nach dem Kalvarienberge ausgeschaut.

Beim Anblick des Kreuzes, das uns die Arme entgegenstreckte, sind wir auf die Knie gesunken und fast in Tränen zerflossen.

Darauf haben wir uns zum Tempel begeben. Er war verödet. Die wohlklingende und rührende Stimme des Propheten wird nicht mehr darin erschallen.

Der große Vorhang des Allerheiligsten ist in schauerlicher Weise von oben bis unten zerrissen und gestattet den Durchblick in den geheimnisvollen Raum, den nur der Hohepriester kannte.

Seit gestern soll man dort, wie es heißt, seltsame Stimmen vernehmen, welche rufen: verlassen wir dieses Haus!

Die Mauer an der Ostseite des Heiligtums ist infolge des Erdbebens geborsten; durch die gewaltige Erschütterung hat der Brandopferaltar Risse bekommen; die großen Bronzetüren haben sich von selbst geöffnet und aus den Angeln gehoben.

Die ganze Stadt ist vor Entsetzen wie erstarrt, gleichsam als reute es sie des begangenen Frevels. Auf den Straßen,

wo mehrere Auferstandene, noch mit ihren Grabtüchern bekleidet, gesehen worden sind, ist alles wie ausgestorben.

Ein Hauch des Todes und des Verbrechens weht durch die engen, krummen und düsteren Gassen, die vom Tyropöontale zum Garebhügel hinaufführen.

Claudia hat mir einige Verse der Klagelieder vorgelesen, worin der Prophet Jeremias, wie uns schien, den heutigen Zustand Jerusalems beschreibt:

„Wie sitzt so einsam die Stadt, einst an Volk so reich!
„Wie eine Witwe ist die Gebieterin der Völker geworden.
„Sie weint des Nachts ohne Aufhören ...
„Die Wege nach Sion trauern,
„Weil niemand zu dem Feste wallt ...
„In schwere Sünde ist Jerusalem gestürzt,
„Darum ist sie unstät geworden.

Wir wußten uns nicht mehr zu raten, als uns zuletzt eine Eingebung kam. Gewiß, unser Schmerz ist groß, haben wir uns gesagt, aber es gibt noch einen größeren. Das ist der Schmerz der Mutter des Propheten. Laßt uns hingehen. Denn nichts bringt mehr Trost, als andere zu trösten, denen noch größeres Leid widerfahren ist.

Wir haben uns Joseph von Arimathäa herbeirufen lassen, und er hat uns zur Wohnung des Jüngers Johannes auf dem Sion geführt.

Nach einer kurzen Unterredung mit Johannes, der ganz in Trauer versenkt war, erlangten wir Zutritt bei der Frau, deren Sohn wir für den größten aller Sterblichen hielten.

Fürwahr, die Mutter der Schmerzen, dachten wir, als wir ihrer ansichtig wurden. Sie ist noch nicht 50 Jahre alt, und obschon sie von dem schweren Schlage, der sie getroffen

hat, ganz niedergeschmettert ist, sind ihre Gesichtszüge noch sehr schön . . .

Wir sprachen ihr von unserer Bewunderung für ihren unvergleichlichen Sohn und bekundeten ihr zu seinem so tragischen Tode unser innigstes Beileid.

Sie schien gerührt; aber zunächst blieb sie, ohne uns ein Wort zu erwidern.

Dieser stumme Schmerz hat uns so ergriffen, daß wir zu weinen begannen; da hat sie uns getröstet, uns, die wir gekommen waren, ihr Trost zu spenden.

– „Tröstet euch, hat sie uns gesagt. Alles ist nicht zu Ende. Mein Sohn hat vorausgesagt, daß er am dritten Tage wieder auferstehen würde. Nun hat aber mein Sohn noch niemals jemand getäuscht."

– Du glaubst also, daß er zum Leben zurückkehren wird?

– Des bin ich sicher, weil er es gesagt hat.

Dieser feste Glaube an die Auferstehung ihres Sohnes, den sie auch ihren Gott nennt, hat uns wieder etwas Mut und Hoffnung gegeben; und getröstet sind wir in den Palast zurückgekehrt. Aber, wie soll man das Unglaubliche für wahr halten, Mutter? Wie kann das Unmögliche zur Wirklichkeit werden?

4. Das leere Grab.

(Auszüge aus Camillas Tagebuch.)

Montag, zur 3. Stunde morgens (9 Uhr vormittags).
10. April 783 a. u. c.

Ja, Mutter, es ist leer das düstere Grab, das von Soldaten bewacht wurde, und dessen Eingang man versiegelt

hatte! Der gewaltige Stein, womit es verschlossen war, ist gestern, schon vor Tagesanbruch auf geheimnisvolle Weise umgestürzt worden. Auf der Marmorplatte, worauf man Jesus von Nazareth zum letzten Schlafe gebettet hatte, sind nur die Grabtücher und die Bänder gefunden worden, die treubesorgte Hände um den gesalbten Leichnam gewickelt hatten.

Was ist aus ihm geworden? Welchem neuen Geheimnis stehen wir gegenüber? Hat die Weissagung seiner ehrwürdigen Mutter sich erfüllt, und ist der glorreiche Sohn wirklich auferstanden? Das ist die Frage, die augenblicklich das Volk in Spannung hält und unter den Säulenhallen mit fieberhafter Aufregung erörtert wird.

Die Priester erzählen, die Soldaten, denen die Bewachung des Grabes anvertraut war, seien eingeschlafen, und mittlerweile seien die Jünger zum Grabe gekommen und hätten den Leichnam ihres Meisters gestohlen.

Aber die Apostel widersprechen mit aller Entschiedenheit dieser Darstellung und behaupten unter Eid, daß Jesus von Nazareth auferstanden und einigen von ihnen, wie auch den heiligen Frauen, lebend erschienen sei.

Im Volke herrscht die größte Aufregung; an Pilatus hat man einen Eilboten abgefertigt, um ihn von diesem Ereignis, das neue Wirren verursachen könnte, in Kenntnis zu setzen. Man glaubt, daß der Prokurator eine Untersuchung wird anordnen müssen, um zu erfahren, auf welcher Seite die Wahrheit ist. Entspricht nämlich die Darstellung der Priester den Tatsachen, so müssen die Soldaten wegen gröblicher Pflichtverletzung bestraft, und die Jünger wegen Grabschändung und Leichenraub eingekerkert werden.

Mit Claudia bin ich der Ansicht, daß Pilatus und Cajus bereits morgen abend oder spätestens Mittwoch aus Cäsarea zurück sein werden. Inzwischen habe ich selbst nach Möglichkeit Erkundigungen eingezogen.

Zunächst habe ich unseren Decurio, Joseph von Arimathäa, aufgesucht, und beide haben wir uns zur Gruft begeben, die sich dieser ausgezeichnete Mann hatte herrichten lassen und als Ruhestätte für den Propheten zur Verfügung gestellt hatte. Ihr Zugang führt durch eine Allee seines Gartens, die auf beiden Seiten von Aloe, Hysop und scharlachroten Anemonen eingefaßt ist.

Sie befindet sich in einem Felsen, der die Nordwestecke des Golgathahügels bildet und noch zum Garten unseres Freundes gehört. Die Stelle der Kreuzigung liegt in südöstlicher Richtung etwa 150 bis 200 Fuß weiter.

Wir fanden alles vor, wie man es uns geschildert hatte: den Stein beiseite gewälzt, aber unversehrt und ohne jegliche Spur einer Anwendung von Gewalt; das Grab war leer.

Joseph von Arimathäa begab sich in die Gruft, und als er nach einigen Augenblicken wieder herauskam, sprach er zu mir: „Für meine sterblichen Überreste will ich unter diesem Felsen ein neues Grab aushauen lassen. Dieses hier ist fortan heilig und geweiht: es wird der Tempel der neuen Religion, des neuen Reiches Israel und des auferstandenen Gottmenschen sein."

Ist das eine Weissagung? Ich weiß es nicht. Aber Joseph von Arimathäa zweifelt auch nicht im mindesten daran, daß Jesus wirklich auferstanden ist.

Und nun gehe ich nach Bethanien, um Mirjam zu befragen; denn man sagt, daß Jesus ihr erschienen sei.

Am nämlichen Tage, zur 6. Stunde.

Kaum hatte ich bei Lazarus die Schwelle überschritten, als Mirjam, ganz außer sich vor Glück, sich mir in die Arme gestürzt hat.

– O Camilla, hat sie gesagt, was für Ereignisse und was für Gemütsbewegungen, seitdem ich dich zuletzt gesehen habe! Er war tot, und nun lebt er wieder! Ich habe ihn gesehen in der Fülle des Lebens, wie ich dich jetzt sehe, und er hat zu mir geredet!

– Beruhige dich, Mirjam, habe ich ihr erwidert, und erzähle mir alles.

Darauf haben wir uns auf einen Diwan niedergelassen, und Mirjam hat mir folgendes erzählt:

– „Gestern bei Anbruch der Morgendämmerung, nach zwei tränenvollen Tagen und zwei schlaflosen Nächten, brachen wir, Maria, des Jakobus Mutter, Salome und ich, zum Grabe unseres vielgeliebten Meisters auf. Wir hatten die wohlriechenden Gewürze bei uns, die wir vorgestern abend, nach Beendigung der Sabbatruhe, eingekauft hatten, und gingen hin, um seinen Leichnam zu salben.

„Damals wußten wir noch nicht, daß man beim Grabe Soldaten als Wächter aufgestellt hatte, und voller Besorgnis fragten wir uns nur dies eine: Wer wird uns den Stein vom Eingange des Grabes wegwälzen? Indes, unwillkürlich folgten wir dem Zuge unseres Herzens und unserer Liebe.

„Je näher wir dem Ziele kamen, desto größer wurde meine Ungeduld, und da meine Begleiterinnen mir zu langsam gingen, eilte ich ihnen voraus.

„Ich bog um den Golgathahügel, als plötzlich die Erde

unter meinen Füßen erbebte. Bestürzt hielt ich einen Augenblick inne und sah, wie einige Soldaten geängstigt davonflohen. Dann aber lief ich wieder, und als ich beim Grabe anlangte, sah ich, daß der Stein vom Eingange desselben weggewälzt war; das Grab selbst war leer.

„Denke dir meinen Schmerz, Camilla, und den Schmerz meiner Begleiterinnen, die bald nach mir ankamen und voller Betrübnis in die Gruft hineingingen. Ich ließ sie daselbst zurück und eilte, so schnell ich nur konnte, zur Wohnung des Johannes auf dem Berge Sion.

Dort war auch Petrus, und ich sagte ihnen, daß man den Leichnam des göttlichen Meisters weggenommen habe. Sie liefen unverzüglich zum Golgatha, während ich ihnen aus der Nähe folgte.

Aber sobald sie sich überzeugt hatten, daß die Gruft leer war, kehrten sie in größter Besorgnis zurück, um den übrigen Jüngern von dem Geschehenen Mitteilung zu machen.

Weinend blieb ich allein und kniete im Eingang des Grabes, den Blick unverwandt auf den dunklen Innenraum geheftet, wo mein Meister seinen letzten Schlaf gehalten hatte. Plötzlich gewahrte ich daselbst zwei Engel, sitzend und mit weißen Kleidern angetan.

– Weib, was weinst du? sprachen sie zu mir.

– Weil sie meinen Herrn genommen, sagte ich, und ich nicht weiß, wo sie ihn hingelegt haben.

Doch siehe, als ich mich umwandte, sah ich einen Mann neben mir stehen. In der Meinung, es sei der Gärtner Josephs von Arimathäa, sagte ich zu ihm: „Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sage mir, wo du ihn hingelegt hast, so will ich ihn holen."

Da verwandelte der Unbekannte sein Antlitz, und mit seiner sanften Stimme, die mir wohlbekannt war, redete er mich an: Mirjam!

– O Meister! rief ich aus, indem ich mich ihm zu Füßen warf. Denn er war es, mein geliebter Jesus, und leibhaftig stand er vor mir! Ich wollte ihm die Füße küssen, aber er sprach zu mir: Berühre mich nicht; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater.

– Geh aber hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.

Und er verschwand.

Begreifst du meine Erregung, Camilla? Vor Freude und Liebe zerfloß ich in Tränen. Ich vermochte mich nicht zu trennen von der süßen Stätte, wo ich meinen geliebten Meister lebend wiedergesehen hatte. Doch plötzlich erinnerte ich mich seines Auftrages. Ich beeilte mich ihn auszuführen und lief zum Cönaculum, wo ich die Jünger versammelt glaubte. Petrus und Johannes waren noch nicht angelangt, aber die übrigen Jünger waren beisammen. Ich erzählte ihnen alles und entledigte mich des Auftrages, den der Meister mir erteilt hatte. Sie glaubten mir nicht.

Darüber war ich ganz untröstlich, und schon wollte ich mich entfernen, als Johanna, die Gattin Chusas, und einige andere Frauen eintraten und erzählten, daß Jesus ihnen erschienen sei und sie mit dieser weiteren Botschaft beauftragt habe: „Geht, meldet meinen Brüdern, daß sie nach Galiläa gehen sollen! Daselbst werden sie mich sehen."

Die Jünger sind ungläubig geblieben; sie werden es jedoch nicht mehr sein, Camilla, wenn sie ihn werden gesehen haben,

wie ich ihn gesehen habe, leibhaftig, mich anschauend und zu mir redend wie ehemals, vor dem schrecklichen Tage seines Todes.

Und wiederum begann Mirjam zu weinen.

– Aber, was weinst du denn? fragte ich.

– „Ich weine vor Glück und Freude. Ja, vor Glück und Freude möchte mein Herz zerspringen, und nur in Tränen kann ich Erleichterung finden."

O Mutter, ich bin sicher, daß Mirjam die Wahrheit sagt; ich bin sicher, daß sie sich nicht getäuscht hat. Jesus von Nazareth ist wahrhaft auferstanden, wie er es verheißen hatte.

Am nämlichen Tage, zur 9. Stunde.

Nikodemus verläßt den Palast. Er hat sie mir bestätigt, die unglaubliche und doch wahre Nachricht von der Auferstehung Jesu, für den ich keinen Namen mehr weiß.

Ein Zweifel daran ist gänzlich ausgeschlossen. Denn im Laufe des gestrigen Tages ist er mehrfach erschienen; zunächst der Mirjam, dann nacheinander der Johanna und ihren Freundinnen, dem Simon, zwei Jüngern, die sich lange Zeit mit ihm unterhalten und in Emmaus mit ihm zu Abend gespeist haben, und endlich des Abends auch noch den versammelten Aposteln.

Er hat zu ihnen geredet, er hat ihnen seine durchbohrten Hände und Füße gezeigt, und sie haben dieselben berührt. Er hat mit ihnen gespeist. Und nachdem er ihnen außergewöhnliche Vollmachten übertragen und eine Sendung anvertraut hatte, die Nikodemus mir nicht so recht erklären konnte, hat er zu ihnen gesagt: „Pax vobis"; darauf ist er wieder verschwunden.

Was für Ereignisse, teuerste Mutter, was für Ereignisse!

Unser Dichter hat weit gefehlt, wenn er schreibt: Nil novum sub sole! Denn das sind Wunder, wie sie die Sonne bisher niemals geschaut hat. Und was für Wunder werden wir künftighin noch sehen? . . .

5. Letzter Akt des Pilatus.

Wie man sich erinnert, war Pilatus der Ansicht, daß die messianische Frage durch den Tod Jesu ihre gewaltsame und endgültige Lösung finden würde. Er war damals fest überzeugt, daß die Bewegung, die in Galiläa durch den Propheten entstanden war, mit ihm selbst vollständig untergehen würde.

Indes, die Blicke, die Jesus während des Prozesses auf ihn geworfen hatte, seine überaus edle und würdige Haltung, seine kargen Worte und seine Ruhe angesichts der haßerfüllten Priesterschaft und des aufgehetzten Volkes hatten ihn tief erschüttert; und um ein wenig Ruhe zu finden, hatte er sich nach Cäsarea begeben.

Kaum war er aber dort eingetroffen, als ihm aus Jerusalem die Meldung überbracht wurde, daß Jesus aus seinem Grabe verschwunden sei, und daß ein neuer Kampf bevorstehe zwischen den Häuptern der Priesterschaft und den Jüngern des Gekreuzigten oder gar dem Gekreuzigten selbst, von dem es heiße, daß er auferstanden sei.

Der Tod hatte die messianische Frage also doch nicht endgültig gelöst? Seit wann ließ der Tod sich auf solche Weise besiegen? Und wenn Jesus wirklich auferstanden war, was würde daraus folgen? Das wäre wohl eine Lösung der messianischen Frage, aber ganz verschieden von derjenigen,

die er, Pilatus, vorausgesagt hatte: Das wäre der endgültige Triumph des Propheten von Nazareth.

Aber eine so gänzliche Umwälzung aller Gesetze der Natur und der Geschichte war nicht denkbar. Nein. Folglich, von allen Meldungen, die aus Jerusalem eingetroffen waren, hatte nur die der Priester Wahrscheinlichkeit für sich, daß nämlich die Jünger, während die Wächter schliefen, den Leichnam ihres Meisters gestohlen hätten.

Und doch war es sehr befremdlich, daß diese Soldaten unter Mißachtung aller militärischen Zucht sämtlich eingeschlafen seien, und daß auch nicht einer von ihnen das Geräusch gehört habe, das die Jünger hätten machen müssen, um das Grab zu öffnen und den Leichnam wegzutragen. Und dieser Leichnam? Was hatten sie damit gemacht? Würde man ihn nicht wieder auffinden können?

Offenbar, wenn die Soldaten schliefen, haben sie nicht sehen können, daß man den Leichnam weggenommen hat; ihr Zeugnis beweist also nur, daß sie geschlafen haben. Aber, sagen die Priester, die Vermutung spricht dafür, daß es die Jünger gewesen sind, die den Leichnam geraubt haben; denn sie allein hatten Interesse daran, es zu tun, um das Gerücht zu verbreiten, ihr Meister sei auferstanden.

Das stimmt. Und doch wäre es nur eine stumpfsinnige Lüge, der sicherlich niemand Glauben schenken würde. Eine Auferstehung läßt sich nur beweisen, wenn man den Auferstandenen lebendig vorweisen kann; und wenn die Jünger sagen werden, daß ihr Meister auferstanden ist, wird jedermann ihnen antworten: Zeigt ihn uns. Wenn er lebt, habt ihr ihn sehen müssen. Wo? Wann? Wie vielen ist er

erschienen? Was tut er? Was will er anfangen mit dem Leben, das er dem Tode wieder abgerungen hat?

Und wozu würde diese vernunftwidrige Lüge den Jüngern nützen? Warum sollten sie sich der Verfolgung und dem Tode aussetzen, denen ihr Meister erlegen ist? Wie könnten sie den Sieg erhoffen in einem Kampfe, den nicht einmal ihr Meister, trotz seiner Macht, siegreich bestanden hat? Und würden sie übrigens bereit sein, für ihre Lüge in den Tod zu gehen? Nein, offenbar, oder sie müßten wahnsinnig sein.

Pilatus befand sich also in größter Verlegenheit. Aber auf jeden Fall war seine Anwesenheit in Jerusalem unbedingt notwendig, nicht nur, um neue Wirren zu verhüten, sondern auch um den geschehenen Ereignissen auf den Grund zu kommen.

Man hatte von Verstößen gegen die militärische Disziplin, von Grabschändung und Leichenraub berichtet: diese Verbrechen durften nicht ungestraft bleiben.

Sein Befehl an Cajus lautete: Sorge unverzüglich für ein Schutzgeleite, wir kehren wieder nach Jerusalem zurück.

– Aber, wir sind doch soeben erst aus Jerusalem hier eingetroffen, und ich glaubte, daß du dir wenigstens einige Tage Ruhe gönnen wolltest?

– Ich bedürfte auch wahrlich der Ruhe. Indes, in Jerusalem spielen sich seltsame Ereignisse ab. Es scheint, daß wir mit Jesus von Nazareth immer noch nicht fertig sind. Die Jünger haben sein Grab gewaltsam erbrochen und seinen Leichnam gestohlen: so wird wenigstens von den Vorstehern der Priesterschaft behauptet. Dagegen versichern die Jünger, daß ihr Meister auferstanden ist.

– Weißt du, Landpfleger, daß er dies vorausgesagt hatte?

– Nein, das weiß ich nicht. Aber was liegt daran? Du glaubst doch hoffentlich nicht an diese Auferstehung.

– Ja, ich glaube daran.

– Das ist unerhört! versetzte Pilatus erzürnt. Wenn es den Toten gestattet ist, ihre Gräber zu verlassen, wird auf Erden niemand mehr wohnen können.

– So groß ist diese Gefahr nicht. Denn die Toten werden diese Erlaubnis gewiß nicht mißbrauchen, auch wenn du sie ihnen erteilen solltest. Aber Jesus von Nazareth hatte die Gewohnheit, so manches ohne Erlaubnis zu tun.

Cajus wartete die Antwort des Pilatus nicht mehr ab, sondern beeilte sich, das Schutzgeleite auszurüsten.

Kaum war Pilatus in der Burg Antonia wieder angelangt, als Kaiphas und sein Schwager Eleazar, der älteste Sohn des Annas, eine Audienz nachsuchten. Er empfing sie unter dem Portikus.

Nach der üblichen Begrüßung sagte Pilatus zu ihnen: Eure Botschaften haben mich in Cäsarea erreicht, und wie ihr seht, habe ich nicht gezögert zurückzukehren. Denn ich begreife wohl, daß Grabschänder und Leichenräuber mit aller Strenge bestraft werden müssen, und ebenso die säumigen Wächter, die anstatt zu wachen geschlafen haben.

– Gestatte mir zu bemerken, Prokurator, entgegnete Kaiphas in süßlichem Tone, daß die Soldaten, die das Grab zu bewachen hatten, keine Römer sondern Juden sind. Es sind unsere Tempelwächter.

– Und dann?

– Dann haben wir sie zu bestrafen, falls wir es für gut befinden.

– Die jüdischen Verbrecher sind mir ebensogut unterstellt wie die römischen. Ich bin der Stellvertreter des Kaisers, und sie sind des Kaisers Untertanen.

– Prokurator, weder deine obrigkeitliche Gewalt über die Juden noch deine Befugnis, sie für alle Vergehen und Verbrechen gegen das gemeine Recht zu bestrafen, will ich anzweifeln; aber hier handelt es sich nur um einen leichten Verstoß gegen die Disziplin, dessen sich einige Wächter, die zu den Unsern gehören und uns unterstellt sind, schuldig gemacht haben. Auf unseren Befehl haben sie das Grab bewacht, und uns sind sie für die Erfüllung ihrer Pflicht verantwortlich.

Pilatus war keineswegs überzeugt; aber er fürchtete einen neuen Konflikt mit der Priesterschaft und erwiderte:

– Ihr wollt also, daß ich nur den Verbrechen der Jünger des Nazareners nachforsche und sie allein bestrafe?

– Durchaus nicht, Prokurator; wie schuldig sie auch sein mögen, wir verlangen weder, daß sie verurteilt noch bestraft werden. Es sind einfältige Leute, die von ihrem Meister aufgehetzt sind, und mit denen man Mitleid haben muß.

– Aber, versetzte Pilatus ganz erstaunt, was wollt ihr dann von mir?

– Wir wollten dich nur bitten, nichts zu unternehmen, was diese messianische Erregung, die uns so große Sorgen bereitet hat, erneuern oder verlängern könnte. Lassen wir diese Ereignisse, die unser Volk leider nur zu sehr aufgeregt haben, dem Schweigen und der Vergessenheit anheimfallen. Es war nötig, daß Jesus von Nazareth starb; es ist aber nicht nötig, daß wir erfahren, was aus seinem Leichnam geworden ist.

Langes Schweigen folgte. Pilatus kannte die gehässigen und rachsüchtigen Sanhedriten nicht mehr wieder und fragte sich, welche Gründe sie wohl veranlaßt haben möchten, ihre Politik auf solche Weise zu ändern.

Endlich erklärte er seinen Besuchern, daß er bei den Entschließungen, die er treffen werde, ihrer Ansicht Rechnung tragen wolle, und sie zogen sich zurück.

Über das große Ereignis wurden ihm bereits am folgenden Tage eine Menge von Einzelheiten berichtet. Camilla erzählte ihm, was sie von Mirjam, Nikodemus und andren vernommen hatte. Cajus seinerseits, der alles zu erfahren wünschte, hatte die Jünger aufgesucht; und er hatte ihren Berichten Glauben geschenkt und sie Pilatus übermittelt. Nikodemus endlich hatte die Wächter ausgefragt, welche die Legende von ihrem Schlafen beim Grabe in Umlauf gesetzt hatten, und einige hatten ihm vertraulich erzählt, wie die Hohenpriester sie bestochen hätten. Ihrer zwei wurden von Cajus und Nikodemus dem Prokurator vorgeführt, und auf sein ausdrückliches Versprechen, sie gegen die Priester zu schützen, erklärten sie, daß sie nicht geschlafen hätten, daß vielmehr ein Erdbeben sie zu Boden geworfen habe, und daß sie beim Anblick einer Gestalt, deren Gewand wie Schnee geglänzt, und deren Antlitz wie ein Blitz geleuchtet habe, von Schrecken ergriffen worden seien.

– Wer war es denn? fragte Pilatus.

– Das wissen wir nicht, antworteten die beiden Wächter; aber wir sahen, wie er den Stein wegwälzte und sich darauf setzte. Da flohen wir und begaben uns zu den Priestern, um ihnen zu berichten, was geschehen war.

– Was haben sie euch gesagt?

– Sie haben uns eine große Summe Geldes eingehändigt und das Versprechen abgenommen zu erklären, daß wir geschlafen hätten, und daß die Jünger des Propheten gekommen seien, um seinen Leichnam zu rauben.

– Aber wußtet ihr nicht, daß ihr euch dadurch selbst einer schweren Pflichtverletzung bezichtigtet?

– Allerdings; aber sie haben hinzugefügt: „Wenn der Landpfleger etwas erfahren sollte, werden wir unsren Einfluß bei ihm geltend machen und euch vor jeglicher Strafe schützen."

– Diese Schurken! bemerkte der Prokurator unwillig. Und als er wieder allein war, sagte er sich selbst: Jetzt begreife ich ihre verstellte Ruhe und ihr erheucheltes Wohlwollen. In schamloser Weise haben sie Zeugen bestochen, und gegen sie müßte ich mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgehen. Nun bangt es ihnen, daß ihr Betrug ans Licht komme. Ha, wenn ich nicht ihre Denunziationen in Rom zu befürchten hätte! Wenn meine Vollmachten nur ausgedehnter wären, so daß sie mir größere Bewegungsfreiheit gestatteten! . . .

Aber, was soll ich mir neue Verlegenheiten bereiten? Alles wohl erwogen ist es doch besser, die Augen zu schließen und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Immerhin werde ich dem Kaiser Tiberius ausführlich berichten, was mit Jesus von Nazareth vorgefallen ist, und was ich getan habe, um öffentlichen Wirren in dieser Provinz vorzubeugen. Denn nicht nur von meiner Amtsführung muß ich dem Herrscher Rechenschaft geben, sondern auch von allen Ereignissen, die irgendwie von Bedeutung sind.

Dieser Bericht an Tiberius gelangte tatsächlich zur Ausführung; und wenn auch Pilatus selbst an die Gottheit Jesu nicht glaubte, so meldete er doch seinem Kaiser, was er über die Wunder des Propheten von Nazareth in Erfahrung gebracht hatte. Er gab eine kurze Darstellung des Prozesses und rechtfertigte, so gut es eben ging, das Urteil, das er im Interesse des Friedens, um die Priesterschaft zu beschwichtigen und keinen Anlaß zur Auflehnung gegen Rom zu bieten, gefällt hatte. Endlich schilderte er noch die Ereignisse der letzten Tage und stellte fest, daß Jesus von Nazareth zahlreiche Anhänger hinterlassen habe, die fest überzeugt seien, daß ihr Meister von den Toten auferstanden sei.

Dieser Bericht machte auf Tiberius einen solchen Eindruck, daß er sich mit dem Gedanken trug, Jesus von Nazareth unter die Götter des Reiches zu versetzen.

6. Die ersten Neophyten.

Einfluß und Tätigkeit des Menschen hören auf mit dem Tode. So ganz anders bei Jesus von Nazareth, der gesagt hatte: Wenn ich von der Erde erhöht – d. h. gekreuzigt – sein werde, werde ich alles an mich ziehen.

Diese Weissagung sollte nun anfangen sich zu verwirklichen, langsam zunächst, dann aber, zum Staunen aller Nachwelt, mit ungeahnter Schnelligkeit.

Bereits am Kreuze war die göttliche Anziehungskraft des Gekreuzigten offenbar geworden.

Neben dem sterbenden Jesus sollten zwei Räuber ebenfalls sterben. Der eine mißbrauchte seine letzten Kräfte, um

zu fluchen und in die Lästerungen der Feinde Jesu einzustimmen. Der andere dagegen duldete schweigend, und er, der Schuldige, bemühte sich, die Ergebung des Unschuldigen nachzuahmen.

Er wirft Jesus einen flehenden Blick zu und äußert die Bitte: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst."

Jesus belohnt unverzüglich seinen Glauben und spricht zu ihm diese tröstlichen Worte: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein."

Einen Augenblick später war es der Centurio, den Jesus an sich zog, und dessen feierliches Glaubensbekenntnis viele Nachahmer fand.

Aber jetzt vor allem sollte er alles an sich ziehen, jetzt, da seine Auferstehung in so glänzender Weise seine Gottheit bezeugt hatte.

Die Nachricht von diesem großen Ereignis verbreitete sich bereits durch Judäa. Umsonst bemühten sich die Priester, eine Verschwörung des Stillschweigens zu organisieren; nur Pilatus hatten sie zum Schweigen bringen können.

Selbst im Palaste des Landpflegers hatte Cajus Anhänger für den Gekreuzigten gewonnen. Die römischen Soldaten, die mit ihm bei der Kreuzigung zugegen gewesen waren, hatten nach seinem Beispiele die Gottheit Jesu bekannt, und die Nachricht von der Auferstehung hatte sie in ihrem Glauben gestärkt.

Claudia und Camilla zweifelten nicht mehr und gaben sich alle Mühe, auch ihren Vater für ihre Überzeugung zu gewinnen. Aber der alte Patrizier widerstand:

– In meinem Alter, sagte er, verläßt man nicht mehr

den Glauben, den man das ganze Leben hindurch festgehalten hat.

Nach jeder neuen Erscheinung Jesu berichtete ihm Camilla die Einzelheiten, die sie in Erfahrung gebracht hatte, und die sich fortwährend mehrenden Zeugnisse, die seine Auferstehung bestätigten.

– Nicht allein die Apostel und Jünger hätten geglaubt, sagte sie ihm, sondern auch manche fromme und vorurteilsfreie Juden hätten sich den Neubekehrten angeschlossen. Sogar unter den Schriftgelehrten und Ältesten finde man Gläubige; und sie nannte ihm Gamaliel, Nikodemus und Joseph von Arimathäa.

– Die waren schon längst zu glauben geneigt, versetzte Claudius.

– Das ist wahr, entgegnete Camilla; aber du weißt doch, daß sie die Gottheit Jesu nicht anerkennen wollten.

– Wie sind sie denn davon überzeugt worden?

– Höre, was sie selbst erzählen, Vater. Als Jesus seinen letzten Seufzer aushauchte, waren Nikodemus und Joseph von Arimathäa auf dem Kalvarienberge, Gamaliel verweilte unterdessen im Tempel. Die beiden ersteren vernahmen also den lauten Schrei, den der Gekreuzigte bei seinem Hinscheiden ausstieß. Sie fühlten, wie der Berg gewaltsam unter ihren Füßen erbebte, sie sahen, wie die Felsen sich spalteten, wie die Gräber sich öffneten, und wie die Toten sich lebendig erhoben. Sie liefen zum Tempel und fanden dort Gamaliel in größter Aufregung. Er hatte gesehen, wie die Bronzetüren sich von selbst öffneten, der Vorhang des Allerheiligsten von oben bis unten zerriß, und Gespenster, oder vielmehr

von den Toten Auferstandene, unter den Säulenhallen vorbeigingen.

Alle drei hatten sie bei ihrer Begegnung den nämlichen Ausruf getan: Wahrhaftig, er war Gottes Sohn!

Zwei Tage später sind sie in diesem Glauben noch befestigt worden, als sie nämlich das leere Grab gesehen und jene befragt hatten, denen zu erscheinen Jesus sich gewürdigt hatte.

Der greise Senator schwieg.

Da erzählte ihm Camilla von ihrer Liebe zu Cajus. Sie gedachte seiner edlen und hochherzigen Gesinnung und erwähnte, wie sein Glaube stärker gewesen sei als seine doch schon so große Liebe.

– O Vater, wenn du wüßtest, was für ein Schwert du ihm ins Herz gestoßen hast, als du ihm erklärtest, daß du niemals unserer Verbindung zustimmen würdest, falls er ein Jünger des Propheten werden sollte! Das hat ihn jedoch nicht gehindert, seinen Glauben vor aller Welt zu bekennen.

Dann hat er Abschied von mir genommen; und um mir zu zeigen, wie unerschütterlich seine Überzeugung sei, hat er zu mir gesagt: Camilla, du weißt, wie sehr ich dich liebe! Und doch, niemals würde ich mein Los mit dem deinen verknüpfen, wenn du eine Dienerin Jupiters bleiben solltest.

– Ist dies der Grund, unterbrach sie der Vater, daß du jetzt an die Gottheit des Propheten glaubst?

– O Vater, ich bitte dich, denke besser von deiner Tochter und schreibe ihren Glauben nicht einem so unedlen Beweggrunde zu. Ohne deine Zustimmung werde ich Cajus niemals zum Gatten nehmen. Aber laß mir meinen Glauben an die Gottheit Jesu von Nazareth.

Wenn du ihn gekannt hättest wie ich!

Wenn du seine wunderbaren Predigten gehört hättest . . .

Wenn du der Auferweckung des Lazarus beigewohnt hättest . . .

Wenn du nur jene befragen wolltest, die ihn nach seiner Auferstehung gesehen haben! Auch du würdest glauben.

– Wo befinden sich seine Apostel augenblicklich?

– Sie haben sich nach Galiläa begeben, wo ihr Meister mit ihnen zusammentreffen will.

– Nach Galiläa? . . . Galiläa, hat Cajus mir gesagt, sei ein sehr interessantes Land. Und Cajus muß es wissen, da er, wie ich glaube, zwei volle Jahre dort verweilt hat. Ich möchte es noch sehen, bevor ich nach Rom zurückkehre. Diese Jahreszeit ist ja besonders dazu geeignet; warum sollten wir diese Reise nicht zusammen unternehmen?

– O gewiß, Vater. Claudia und ich haben schon davon gesprochen.

– Gut. Ich werde mit Pilatus die Sache überlegen. Cajus könnte uns als Führer dienen und zu unserer Bedeckung einige Legionäre mitnehmen.

Einige Tage später trabten die Pferde der freudig gestimmten Karawane auf der gewundenen Straße, die von Jerusalem in das Jordantal hinabführt.

7. In Galiläa. — Der Primat des Petrus.

Getreu den Weisungen ihres auferstandenen Meisters, waren die Apostel nach Galiläa zurückgekehrt. Wie lang war er ihnen doch vorgekommen, der Weg von Jerusalem nach

Kapharnaum! Und was für schmerzliche Erinnerungen brachten sie von ihrem letzten Osterfeste in der heiligen Stadt zurück!

Noch keine drei Wochen waren verflossen, seitdem sie mit ihrem geliebten Meister, damals im höchsten Glanze seiner heiligen Menschheit, in seiner vollen Manneskraft, in der ganzen Fülle seiner göttlichen Macht, nach Jerusalem hinaufgezogen waren. Und nun kehrten sie allein zurück, allein vielleicht für immer. Denn er war nicht mehr, der große Prophet, dem sie drei Jahre lang nachgefolgt waren! Gewiß, längst zuvor hatte er ihnen angekündigt, daß er sterben würde. Aber niemals hatten sie begriffen, wozu dieser Tod notwendig sein sollte. Gewiß, nun war er auferstanden, wie er ihnen vorhergesagt hatte, und keiner von ihnen zweifelte mehr daran. Aber, was sollten sie von dem neuen Leben ihres auferstandenen Jesus halten? Würde er es mit ihnen gemeinsam verbringen wie ehedem, mit ihnen wieder die Städte und Dörfer durchwandern, um alle menschlichen Gebrechen und Krankheiten zu heilen und dem Volke die Aufrichtung des Gottesreiches zu verkünden? Sie wußten es nicht.

So manchen Reiz hatte es geboten, dieses gemeinsame Wanderleben, um den schönen See ihrer Heimat und den Jordan entlang, inmitten der Volksscharen, die sich angesichts der zahlreichen Wunder ihres Meisters vor Staunen kaum zu fassen wußten. O wie tat es doch wohl, Tag für Tag sein sanftes und beredtes Wort zu hören, ihn beständig in ihrer Mitte zu sehen, mit ihm zu wandern, mit ihm unter dem Laubdache zu lagern, mit ihm zum wunderbaren Fischfang auszufahren, ihn umringt zu sehen von begeisterten Scharen, die ihn zum König ausrufen wollten!

War dies alles nun wirklich zu Ende? Bereits verschiedentlich hatten sie ihn wiedergesehen; immer war er ihnen plötzlich erschienen, und nach einigen Worten der Beruhigung und des Trostes hatte er sie ebenso plötzlich wieder verlassen. Und nach diesen nur allzu kurzen Erscheinungen war es wieder einsam um sie geworden; hatten sie dann auf die Fragen der Neugierigen geantwortet, daß ihr Meister auferstanden sei, so waren sie bei den meisten auf Unglauben gestoßen.

Was sollte nun aus ihnen werden, und was konnten sie ohne ihn anfangen?

Und vor allem jetzt, jetzt da sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren, drückte sie die Größe des Verlustes und die Ungewißheit der Zukunft. Sie fühlten sich verweist; ihr häuslicher Herd war verödet, und ihre Wohnung war leer.

Wie ihre verbannten Väter an den Ufern der Ströme Babyloniens, so saßen sie an ihrem so traulichen Seegestade, und einige vergossen stille Tränen.

Es kam die Nacht, und der Hunger meldete sich. In jenen glücklichen Tagen, die nicht wiederkehren würden, hatte Judas von Kerioth sie mit den notwendigen Lebensmitteln versorgt.

Aber der Unselige, dessen Name ihnen ein Greuel war, und den sie in ihrem Herzen verwünschten, war für immer verschwunden, wie ein Mühlstein, den man in die Tiefe des Meeres versenkt hat.

Petrus war unbeweglich und schweigsam wie die übrigen; und doch, war er nicht fürderhin das Haupt der versprengten kleinen Herde? Hatte er nicht die Aufgabe, ihnen Ver-

trauen und Mut einzuflößen, ihnen zu sagen, was sie zu tun hätten, bis sie einmal Menschenfischer geworden seien?

Er stand also auf und schritt auf seine Barke zu mit den Worten: „Ich gehe fischen."

– Auch wir, versetzten die sechs anderen Apostel, die bei ihm waren; wir gehen mit dir.

Die ganze Nacht durchkreuzten sie den See in allen Richtungen, und an allen günstigen Stellen, die sie kannten, warfen sie geduldig ihre Netze aus. Aber der See schien ebenso leer als ihre vereinsamte Wohnung; als es bereits anfing Tag zu werden, machten sie noch einen letzten Versuch in der Nähe des Ufers, das sie im Morgennebel kaum unterscheiden konnten.

Plötzlich vernahmen sie vom Ufer her eine Stimme: „Kindlein, habt ihr nicht etwas zu essen?" – Nein, antworteten sie. – „Werfet auf der rechten Seite des Nachens das Netz aus und ihr werdet etwas finden," fuhr die unbekannte Stimme fort.

Johannes neigte sich zu Petrus und sprach zu ihm: „Der Herr ist es!" Im Eifer seines feurigen Glaubens stürzte sich Petrus in die Flut und schwamm dem Ufer zu, während die anderen auf der rechten Seite des Nachens das Netz auswarfen.

In einem Augenblick war es ganz mit Fischen gefüllt, so daß man es nur mühsam ans Gestade ziehen konnte.

O, welch ein großer und schöner Tag! Er war zu ihnen zurückgekehrt, der angebetete Meister, und die Wunder des herzerquickenden gemeinsamen Lebens sollten wieder beginnen. Bei diesem bescheidenen Mahle, verklärt von den rosenfarbigen Strahlen der Frühlingsmorgenröte, strömten die

Herzen aller Tischgenossen vor Bewunderung und Liebe und all den süßen Empfindungen heiliger Freundschaft.

Nur Petrus wurde nach Beendigung des Mahles nachdenklich. Der Gedanke an seine Fehltritte war ihm noch nicht entschwunden, und die Vorwürfe des Gewissens hatten nicht aufgehört, ihn zu quälen.

Wie sollte er Verzeihung erlangen für die dreifache Verleugnung im Vorhofe des Hohenpriesters? Welche Beweise seiner Liebe würden den Meister bewegen, alles wieder zu vergessen? Das fragte er sich, indem er ihn schweigend anblickte.

Jesus brach das Schweigen:

– Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?

Petrus sprang auf und senkte den Blick zu Boden. Mir stellt er diese Frage, und nicht den anderen. Ihrer Liebe ist er also gewiß, und nur an der meinen zweifelt er. Wie soll ich wagen ihm zu antworten, daß ich ihn mehr liebe als sie, die ihm treu geblieben sind, während ich ihn verleugnet habe?

Und doch, sein Herz glühte vor Liebe, und seinem Herzen konnte er nicht gebieten zu schweigen. „Ja, Herr, gab er zur Antwort, du weißt, daß ich dich liebe."

Und zärtlich blickte er seinen Meister an.

Jesus wiederholte seine Frage, als habe die Antwort des Jüngers ihm nicht genügt.

– Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?

Petrus war wie niedergeschmettert und senkte das Haupt. – Nicht mehr Petrus nennt er mich, dachte er. Er gibt

mir den Namen, den ich ehemals trug, als ich für ihn noch ein Fremdling war.

Und doch, mein Glaube und meine Liebe sind heute größer als am Tage, da er mir den Namen Petrus beilegte. Und er selbst, er weiß besser als ich, wie sehr ich ihn liebe.

– Herr, antwortete er wiederum, indem er das Haupt erhob und mit seinen verweinten Augen dem Meister in die Augen schaute, Herr, du weißt, daß ich dich liebe!

Und zum dritten Male stellte Jesus ihm die nämliche Frage. Nun begriff Petrus, daß es einer dreimaligen Beteuerung seiner Liebe bedürfe, um seine dreimalige Verleugnung zu sühnen, die ihm schon so viele Tränen erpreßt hatte; und vor Schmerz überwältigt, warf er sich Jesu zu Füßen und rief aus dem Grunde seines Herzens: Herr, du weißt alles. Du weißt, daß ich dich liebe!

Auf die beiden ersten Antworten seines Jüngers hatte der Meister erwidert: „Weide meine Lämmer.“ Aber nach der dritten Beteuerung seiner Liebe und Anhänglichkeit vernahm Petrus die Worte: „Weide meine Schafe.“

Damit war der Primat des Petrus begründet.

Die ganze Herde war ihm fürderhin anvertraut. Er sollte der oberste Hirt, das Oberhaupt des von Christus gestifteten neuen Reiches sein. Welche Würde! Aber auch, welche Opfer und Leiden und Verfolgungen würden damit verknüpft sein!

– „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jung warst, gürtetest du dich und gingst, wo du wolltest; wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände darstrecken und ein anderer wird dich gürten und hinführen, wohin du nicht willst.“

Die Tage der Freiheit und Unabhängigkeit waren vorüber und sollten nicht mehr wiederkommen. Fortan würde er der Knecht der Knechte, der Sklave der Skaven sein, gefesselt an das schwerste und schmerzlichste Amt, wie sein Meister mit dem Kreuze beladen, bis man auch ihn einst daran heften würde!

Das würden die Vorrechte seiner neuen und erhabenen Würde sein: Sklaverei, Kampf, Verfolgung und Martyrium.

Noch lange unterhielt sich Jesus mit seinen Aposteln. Endlich bestellte er sie zu einem Wiedersehen auf den Berg, der seitdem als Berg der Seligkeiten bekannt ist, und verschwand aus ihren Augen.

8. Jesus, der König der Völker. — Jesus besteigt seinen Königsthron.

Einige Tage später waren Apostel und Jünger, mehr als fünfhundert an der Zahl, auf dem Berge versammelt, den der Meister ihnen bezeichnet hatte, um noch ein letztes Mal sein göttliches Wort zu vernehmen. Zwei Jahre vorher hatten sie an der nämlichen Stätte seiner Predigt gelauscht, jener wunderbaren Predigt von den Seligkeiten, die den Leidenden und Weinenden vorbehalten sind, und von dem vielfachen Weh, das die Kinder dieser Welt treffen wird, die sich hienieden allen Genüssen ergeben wollen.

Und was für Ereignisse hatten sich in diesen beiden Jahren vollzogen! Die Menschheit war wiedergeboren und wußte es nicht einmal! Die Welt war erlöst und schien es

nicht zu ahnen! Das Reich Gottes auf Erden war endgültig begründet, und den Königen der Erde war es noch verborgen!

Und doch, ein Gott hatte sterben müssen, um dieses große Werk auszuführen, und nur einer geringen Anzahl auserwählter und reiner Seelen war es bekannt!

Nun war das erhabene Opferlamm auferstanden, und fürderhin sollte es der Macht der Finsternis und des Todes nicht mehr unterworfen sein. Von dem bescheidenen Throne Judas sollte der Sohn Davids nunmehr den Völkerthron besteigen.

Ja der Tag seines Regierungsantrittes war gekommen. Den Blick auf den Gipfel gerichtet, wo er einst in so beredter Weise zu ihnen gesprochen hatte, erwarteten ihn seine Getreuen.

Da plötzlich, am hellen Tage, erschien die heilige Menschheit des Gottessohnes, wie die Menge sie auf allen Wegen und Pfaden Galiläas so oft gesehen hatte. Als er sprach, erkannten sie seine trauliche Stimme wieder. Ja, es war Jesus von Nazareth, dessen Namen seit drei Jahren jedes Echo im Lande wiederholt hatte. Er war es, den Pilatus und die Hohenpriester dem Tode überliefert hatten; nun stand er da, in der Fülle des Lebens, und redete und begleitete seine Worte mit Gebärden.

Und was für erhabene und machtvolle Worte!

Das war nicht mehr der Lehrer allein, der den Menschen die Wahrheit verkündet und ihnen die Schriften erklärt und durch sein wunderbares Wissen die Pharisäer beschämt. Das war vielleicht der Triumphator, der seinen endgültigen Sieg über den Tod und alle seine Feinde ausruft, der König der

Könige, der von der Herrschaft über das Weltall Besitz ergreift und seine unbeschränkte Macht über Himmel und Erde feierlich kundtut!

– „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.

„Geht in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen; lehrt alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe . . .

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt."

Was für eine übermenschliche Kundgebung! O ihr Hohenpriester, o Pilatus, o Tiberius, was sind eure Machtfetzen im Vergleich zu dieser unbeschränkten Herrschermacht, die sich erstreckt über alle Welt, über Himmel und Erde?

Die Stimme war verklungen; die göttliche Erscheinung war verschwunden; noch immer knieten die Jünger da, unbeweglich, die Hände zum Himmel erhoben; mit den Augen ihres Geistes schauten sie dem Meister nach, der ihren leiblichen Augen nicht mehr sichtbar war, ihnen aber versprochen hatte, stets bei ihnen zu bleiben.

9. Die ersten Jünger aus der Heidenwelt.

Andere Zeugen, zwar nicht dem Judenvolke angehörend, aber darum nicht weniger ergriffen, hatten dieser großen Kundgebung der höchsten und allumfassenden Königsmacht des Sohnes Davids beigewohnt.

Unten am Fuße des Hügels, in den letzten Reihen der Menge, erblickte man eine kleine Gruppe zu Pferde, in laut-

loses Staunen versunken. Es waren der Centurio, Camilla, Claudia und der alte Senator Claudius mit ihrem Schutzgeleite.

Auf dem Wege nach Tiberias waren sie der Jüngerschar begegnet, die sich zum heiligen Berge begab, wo Jesus noch ein letztes Mal seinen Getreuen erscheinen sollte. Sie waren nachgefolgt, in der Hoffnung, vielleicht ein neues Wunder zu schauen.

Was war geschehen? Nicht allein hatten sie die göttliche Erscheinung gesehen, nicht allein hatten sie ihre wunderbaren Worte gehört; aber auch in der Seele des greisen Claudius hatte sich noch ein anderes Wunder vollzogen.

Niemals in seinem Leben war sein Gemüt so heftig erschüttert worden, und noch bevor Camilla ein einziges Wort hatte reden können, hatte er zu ihr gesagt: „Ich habe gesehen, ich habe gehört und ich glaube!" Er vergoß reichliche Tränen; tiefe Seufzer entrangen sich seiner Brust; und da er keine Worte fand, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, rief er staunend aus: O Wunder! O Geheimnis! O höchster Herr der Erde und des Himmels!

Die Menge stieg langsam zum Gestade des Galiläischen Meeres hinab, und die kleine Karawane des Centurios folgte ihr. Auch Camilla und Claudia waren außer sich vor Staunen; bei den wiederholten Glaubensbeteuerungen ihres Vaters strömten ihre Herzen vor Freude über.

Bald erreichten sie das Gestade des Sees, dessen schaumgekrönte Wellen sie schon aus der Ferne bewundert hatten, und nach einem kurzen Aufenthalt in Tiberias ritten sie das Ufer entlang nach Magdala.

Wie war sie doch schön im Glanze des neuerwachten Frühlings, diese galiläische Landschaft, deren Reize der schim-

mernde See in der anmutigsten Weise widerspiegelte! Aber es war nicht nur das Fest der Natur, es war auch das Fest des neuen Glaubens, der alle diese aufrichtigen Seelen vereinte, das Fest zweier Herzen, deren Geschicke eine unzertrennliche Liebe fortan miteinander verknüpfen sollte.

Der alte Claudius war ganz entzückt; nachdem sie in einer Laube ihre Abendmahlzeit beendigt hatten, nahm er die Hand Camillas und legte sie in die Hand des Cajus mit den Worten: So möget ihr miteinander verbunden sein, meine Kinder. Preis dem Sohne Davids, dem Sohne Gottes!

* * *

Von Magdala ab gestaltete sich die Reise zu einer wahren Pilgerfahrt zu den Stätten, die durch das irdische Leben des Gottmenschen geheiligt worden waren. Die vier Pilger, die nur mehr eine einzige Familie bildeten, besuchten das bescheidene Städtchen, wo Jesus dreißig Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Nazareth – dessen Name Blume und Sproß bedeutet – stand in voller Blüte. Die Bäume hatten schon ihr neues Laubgewand angezogen, köstliche Wohlgerüche erfüllten die Luft; und im Herzen der beiden Verlobten entfaltete sich die Blume der Liebe unter den entzückten Blicken des greisen Patriziers.

Niemals hatten sie eine Reise so schön gefunden; niemals hatte eine Reise den Wünschen aller in so vollkommener Weise entsprochen.

Diese neuen Jünger Jesu wurden nicht müde, die Nazarener über die Kindheit und die Jünglingsjahre des ihnen nun leider entrissenen Propheten auszufragen, und alles, was man ihnen mitteilte, versetzte sie in Staunen.

Auch Naim wollten sie besuchen und die Witwe kennen lernen, deren einzigen Sohn Jesus vom Tode auferweckt hatte. Wie groß war nicht ihre Rührung, als Mutter und Sohn ihnen das herrliche Wunder erzählten!

Das Herz vor Freude und heiligster Begeisterung überfließend, kehrten sie durch Samaria in kleinen Tagereisen nach Jerusalem zurück. In Samaria besuchten sie Sychar und den Jakobsbrunnen und erbauten sich an der so rührenden Geschichte der Bekehrung Photinas.

In Jerusalem mußten sie die Wahrnehmung machen, daß bei den Priestern und Schriftgelehrten Skeptizismus, Unglaube und Haß herrschten wie zuvor. Nichts war indes imstande, ihren Glauben an die Auferstehung und die Gottheit Jesu zu erschüttern.

Die nachfolgenden Wunder konnten sie in ihrem Glauben nur noch mehr befestigen.

Den auferstandenen Christus, umgeben von seinen Jüngern, hatten sie vom Cönaculum auf den Ölberg begleitet; auch durften sie sehen, wie er majestätisch zum Himmel hinauffuhr.

Zeugen der Herabkunft des heiligen Geistes auf die Apostel, hörten sie die ersten Predigten des Petrus, wodurch Tausende von Juden bekehrt wurden.

Endlich waren sie die Erstlinge der Heidenwelt, denen die Taufe gespendet wurde. Und Petrus selbst segnete später im Cönaculum, der ersten christlichen Kirche, den Lebensbund der beiden Verlobten von Magdala ein.

Ende.

en
cht
nd

er=
sen
har
üh=

daß
ube
ide,
Jesu

ben

ern,
auch
ahr.
die
urch

enen
äter
und